

ERIC WEISSMANN

# MORD

*unterm Reetdach*

KRISTAN DENNERMANN

ERMITTELT



**SPIEGEL**  
**Bestseller-**  
**Autor**

Ein  
**SYLT-KRIMI**

dtv

Eric Weißmann  
Mord unterm Reetdach  
Kristan Dennermann ermittelt



Eric Weißmann

**MORD**  
**UNTERM REETDACH**

**KRISTAN DENNERMANN**  
**ERMITTELT**

Ein Sylt-Krimi

dtv



Originalausgabe 2024

© 2024 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Lisa Höfner | buxdesign, München

Umschlagmotive: Adobe Stock; mauritius images / Rolf Fischer /  
imageBROKER; mauritius images / Christian Bäck

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-22051-4

## PROLOG

Etwas klickt. Ein Geräusch, das nicht hierhergehört.

Noch bevor ich die Bedeutung erfasse, setzt mein Atem aus. Mit weit aufgerissenen Augen starre ich in den wattigen Nebel, der mich einhüllt, mich zu verschlucken droht. Nebel ist das Schlimmste, seit ich damals ...

Mein Herz rast, meine Knie beginnen, unkontrolliert zu zittern. Ich hätte nicht herkommen dürfen. Niemals.

Du musst verschwinden. Sofort.

Aber meine Füße gehorchen mir nicht mehr. Immer tiefer sinke ich in den matschigen Wattboden, den die auflaufende Flut in eine Todesfalle verwandeln wird, sobald sich die Priele mit Meerwasser füllen, unaufhaltsam, und mir den Rückweg zum Strand abschneiden.

Nordsee ist Mordsee.

Das ist allerdings mein kleinstes Problem, denn das metallische Klicken sagt mir, dass ich nicht allein hier draußen bin. Ich spüre die drohende Gefahr körperlich, mit jeder Faser. Wieder und wieder suche ich den Nebel ringsum nach verräterischen Schatten ab. Vergeblich. Nur der Lichtkegel eines fernen Leuchtturms streicht ab und an durch die feuchte Suppe.

Niemand wird mich hören, wenn ich um Hilfe schreie, niemand kann mir jetzt noch helfen. Warum, verdammt, habe ich das zugelassen? Warum bin ich nicht einfach bei dem geblieben, was ich am besten kann – Häuser und

Wohnungen verkaufen? Warum habe ich mich dazu hinreißen lassen, auf eigene Faust zu ermitteln und mich damit in Teufels Küche zu bringen?

Mein Puls beginnt, panisch zu flattern, als ich eine Silhouette erspähe, die sich unmerklich aus dem wattigen Grau abhebt. Quälend langsam nimmt sie Gestalt an, färbt sich dunkler, wird größer. In diesem Moment gleitet der Lichtkegel des Leuchtturms heran, und etwas Metallisches blitzt direkt vor mir auf. Der Lauf einer Waffe.

Das ist es also. Das Ende.

Der Moment gefriert, während mein Hirn in hektische Betriebsamkeit verfällt und Fragen über Fragen abfeuert, die nichts mehr zur Sache tun.

Warum habe ich die Warnzeichen übersehen? Warum habe ich keinen Polizeischutz angefordert? Wann wird man meine Leiche finden? Wer kümmert sich um meinen Hund, wenn ich tot bin?



# KAPITEL 1

*Vier Tage zuvor*

Man muss schon verdammt hart im Nehmen sein, um wolkenverhangene Himmel, extreme Temperaturschwankungen und peitschenden Wind zu mögen. Es sei denn, man ist bekennender Syltianer. Dann geht jedes Wetter, jede Jahreszeit. Aber man muss seinen Beruf wirklich lieben, leidenschaftlich lieben, um auf dieser meerumtosten teilverrückten Insel als Makler zu arbeiten.

Auf mich trifft beides zu: Ich liebe Sylt, ich liebe meinen Beruf, und das seit mehr als fünfzehn Jahren.

Fröstelnd stehe ich vor einem Reetdachhaus im Süderheidetal. Auch an diesem ungewohnt kühlen und stürmischen Junitag war ich wie gewohnt mit meinem Corgi am Strand spazieren. Nichts für schwache Gemüter. Wie Nadelstiche haben sich aufgewirbelte Sandkörner in meine Haut gebohrt, und trotz der dicken Gummistiefel fühlen sich meine Füße wie erstarrt an.

Inzwischen hat der Wind noch mal kräftig zugelegt. Starke Böen fegen ums Haus und zerren melodramatisch an klappernden Fensterläden wie in einem alten Edgar-Wallace-Film. Solche Fensterläden gibt es nur noch selten an den Häusern hier.

Jetzt hätte ich nichts gegen einen heißen Tee einzuwenden, gern auch mit Schuss. Aber Job ist Job. Seit einer Woche steht das Objekt zum Verkauf, für stattd-



che fünf Millionen, und die Interessenten rennen mir regelrecht die Bude ein. Klar, jeder will dort wohnen, wo Sylt noch ursprünglich wirkt, urig, geradezu putzig. Im Süderheidetal hat sogar das Transformatorenhäuschen ein Reetdach.

Besichtigungstermine könnte ich mir im Grunde sparen. Obwohl das Haus stark renovierungsbedürftig ist, würden die meisten Kunden auch blind zuschlagen. Ist ja absolut risikolos. Ob man nun ein fensterloses Wohnklo in Westerland oder eine Kampener Luxusvilla mit Whirlpool erwirbt, auf Sylt ist die Wertsteigerung garantiert. Dass ich dennoch auf Begehungen vor Ort bestehe, hat mit meiner Berufsehre zu tun. Kein Verkauf ohne Besichtigung – auch wenn vieles gerne mal im Vorfeld per WhatsApp läuft und manchen Käufern sogar ausgereicht hat. Spaß beiseite, aber so kann es in seltenen Fällen auch mal sein, wenn einer genau weiß, was er denn will, und die Insel schon kennt.

Heute ist der erste Termin im Reetdachhaus im Süderheidetal, der neuesten Errungenschaft meines Portfolios und der aktuelle Aufmacher meiner Website: *Kristan Dennermann, Ihr Spezialist für Sylter Immobilien, präsentiert ein Spitzenobjekt in Toplage.*

Mit kältesteifen Fingern schließe ich die Tür auf und tappe in den schmalen, mit Kommoden und Schränken vollgestellten Flur. Die Besichtigung werde ich allein durchführen, weil sich der Hausherr, der alte Hinnerk Petersen, weigert, zugegen zu sein, »wenn lauter Fremde durch meine Räume trampeln«.

Kein Problem, ich bin bestens vorbereitet. Ich werde meine Kunden auf die schönen alten Holztüren aufmerksam machen, ihnen den gemauerten Kamin im

Wohnzimmer zeigen, die blau-weißen original friesischen Kacheln in der Küche. Auch auf die dekorativen Deckenbalken im Eingangsbereich werde ich hinweisen, Eiche massiv, gut zweihundert Jahre alt.

An einem dieser Balken hat einst der Vater von Hinnerk Petersen gehangen. Aufgedunsen, mit blutunterlaufenen Augen und bläulich verfärbter Haut.

Schauernd blicke ich hoch zu den dunkel gebeizten Holzbohlen. Wenn man genau hinsieht, erkennt man noch die Stelle, an der der Strick eine helle Kerbe ins Holz gescheuert hat. Es muss ein längerer Todeskampf gewesen sein. Doch danach ist Ruhe eingekehrt, tiefer Frieden, das alles umspannende, alles überwindende Nichts, in dem es keinen Schmerz mehr gibt, kein Hader, keine Verzweiflung.

Nicht mal dran denken, Kristan. Reiß dich zusammen.

Ich kenne den Sog des großen Nichts. Einfach Schluss machen und vergessen, was nicht mehr gut werden kann. Einige Male bin ich nah dran gewesen. Viel zu oft.

Was den Vater von Hinnerk Petersen betrifft, erzählt man sich die immer selbe Geschichte. Alt und krank sei er gewesen, sodass er das Haus nicht mehr verlassen konnte. Da kommt dann halt eine Menge zusammen: das trostlose Warten aufs Ende, die Einsamkeit, die langen dunklen Winterabende, an denen die düsteren Gedanken schneller kommen, als man Depression sagen kann.

Eine tödliche Kombination.

Wieder einer, der nicht stark genug war. Aber was heißt das schon, Stärke. Er hat den vorzeitigen Tod einem langen, qualvollen Siechtum vorgezogen. Ein stol-

zer Friese eben, eigensinnig und selbstbestimmt bis zuletzt – so wie einst Gunter Sachs.

Auch sein Sohn Hinnerk ist einer vom alten Schlage. Vor einer Woche tauchte er in meinem Westerländer Maklerbüro auf, selbst schon ein alter Herr, gebeugt, wettergegerbt, etwas hinfällig. Aber höchst eigensinnig. Bei den Besichtigungen wolle er auf keinen Fall zugegen sein, hat er erklärt, dafür schmerze ihn der Verkauf des Familienbesitzes zu sehr. Mit seiner von Altersflecken übersäten Hand hat er den Maklervertrag unterschrieben, mir einen Hausschlüssel überreicht und ist wieder hinausgewankt.

Schwer atmend stehe ich im Flur. Stickig ist es hier drinnen im Haus, auch ein bisschen muffig. Es riecht nach Tod.

Rasch wechsele ich ins Wohnzimmer, wo ich alle Fenster aufreiße und die kalte salzige Luft einatme, die auf mich einstürzt.

Friede den Toten, Respekt vor den Lebenden. Wobei Letzteres nicht immer so leicht ist in meinem Beruf. Ein stilechtes Friesenhaus im Süderheidetal weckt Begehrlichkeiten. Anderswo versuchen die Leute, den Kaufpreis zu drücken, auf Sylt bieten betuchte Interessenten schon mal an, zwei- bis dreihunderttausend Euro draufzulegen – unter der Hand, steuerfrei. Doch da sind sie bei mir an der falschen Adresse. Man mag es Sentimentalität nennen oder Gerechtigkeitssinn, für so was bin ich nicht zu haben.

Unwillkürlich muss ich lächeln. Angesichts der üblichen Bestechungsversuche kommt es fast knickigerig rüber, dass mir ein Kunde für den Zuschlag eine Hublot Big Bang für knapp hunderttausend Euro versprochen

hat. Rührend auch die dralle Unternehmergattin aus Süddeutschland, die beim Vorgespräch durchblicken ließ, man könne ja mal »in ganz intimer Atmosphäre« über das Objekt verhandeln.

Die meisten Leute drehen halt ein bisschen durch, wenn sie ein Anwesen auf Sylt ins Auge fassen.

Kein Wunder. Offiziell trage ich den Titel Immobilienfachwirt, ich selbst bezeichne mich als Wunschhändler und Traumvermittler. Krisenfeste Kapitalanlagen sind das eine, mein Geschäftsmodell basiert jedoch auf der emotionalen Rendite meiner Kunden. Nestbau ist ein Urinstinkt und Sylt der absolute Sehnsuchtsort. Wer hier nach langer Suche ein Domizil ergattert, wird von tiefen Glücksgefühlen geflutet.

Blechern schlägt die große Standuhr im Wohnzimmer an. Viertel vor fünf. In fünfzehn Minuten wird das Ehepaar aus Berlin vor der Tür stehen, das ganz oben auf meiner Favoritenliste steht, sympathische Leute mit drei kleinen Kindern. Nur noch ein letzter Check-up, dann kann die Besichtigung starten.

Auf den ersten Blick scheint alles in Ordnung zu sein. Nach wie vor befinden sich Hinnerk Petersens schwere dunkle Möbel im Haus. Seine Kinder hegen keinerlei Interesse an dem Plunder, wie sie die Einrichtung des Vaters geschmackvollerweise nennen.

Mir kann es nur recht sein. Ein voll möbliertes Objekt wirkt immer ansprechender als kahle Räume, wo man jeden Fleck, jeden Riss in der Wand sieht. Selbst hässliche Möbel verleihen einer Immobilie etwas Heimeliges, Bewohntes. Bei besserem Wetter hätte ich auch Gartenstühle und einen Sonnenschirm draußen auf den Rasen gestellt. Home Staging nennt man das: alles nett her-

richten, damit sich Interessenten sofort wie zu Hause fühlen.

Suchend schaue ich mich um. Auf mein Geheiß hat ein professioneller Putztrupp gestern gründlich sauber gemacht und aufgeräumt, aber irgendwas wird ja immer übersehen.

Mir entgeht selten etwas. Als langjähriger Makler weiß ich, wie man ein Objekt vorteilhaft präsentiert, und vor allem habe ich ein Auge für störende Details. Was musste ich nicht schon alles entdecken: leere Schnapsflaschen hinter dem Sofa, gebrauchte Kondome unterm Bett, Pornohefte auf der Toilette.

Als Erstes schalte ich sämtliche Lampen an. Licht ist immer gut, viel Licht. Danach inspiziere ich noch einmal jedes einzelne Zimmer, rücke hier ein Sofakissen zurecht, hebe dort einen Papierschnipsel vom Boden auf. Im Schlafzimmer finde ich eine von Spinnweben mumifizierte Socke, eingeklemmt zwischen Bett und Nachtschrank. Hoher Ekelfaktor, bloß schnell weg damit.

Aber das ist es nicht, was mich beunruhigt. Häuser erzählen Geschichten. Auch in diesem Haus nisten sie, in jedem Zimmer, jeder Ecke, jedem Winkel. Bedrohliche Geschichten. Irgendetwas stimmt hier nicht, das spüre ich ganz deutlich, wengleich ich nicht sagen könnte, was genau.

»Sie sind zu durchlässig«, hat mein Therapeut mal gesagt, »Sie haben eine extrem hohe Wahrnehmungsfrequenz, deshalb sind Sie so dünnhäutig und sehen manchmal Gespenster.«

Womöglich hat er recht.

Weiter geht's in die Küche, deren nostalgischer Charme mich seltsam berührt. Der niedrige Raum wirkt

wie eine Zeitkapsel mit dem altertümlichen Gasherd, den friesischen Kacheln und dem groben uralten Holztisch nebst passenden Armlehnstühlen. Nach dem Verkauf wird das alles rausfliegen. Zurzeit sind indirekt beleuchtete Kücheninseln angesagt, mit schicken tischlergefertigten Hochstühlen wie Barhocker und High-tech-Extras wie Sous-Vide-Garer und und und.

In einem Holzregal an der Stirnwand sind allerlei Lebensmittel aufgereiht: Mehlpackungen, Zuckertüten, ein paar Dosen mit Eintopfgerichten. Davor liegt ein zerbrochenes Glas mit Hühnerfrikassee auf dem Boden. Schöne Bescherung. Wie konnte das denn passieren? Ist es dem Hausbesitzer vielleicht heute Morgen heruntergefallen? Aber warum hat er das Malheur dann nicht sofort beseitigt?

Gut, da muss ich jetzt ran. Zunächst wickele ich ein Geschirrtuch um meine rechte Hand, dann wische ich das Ragout vom Boden und hebe vorsichtig die Glassplitter auf.

Jetzt erkenne ich auch das Etikett: Lilos Happy Belly. So heißt die Hundenahrung Marke Eigenbau, die meine alte Freundin Lieselotte in ihrer Küche zubereitet und an die wohlhabenderen Sylter Hundebesitzer verkauft. Das Dreihundert-Gramm-Glas für stolze zwölf Euro. Dafür sind aber auch beste Zutaten drin, alles Bio, ohne künstliche Zusatzstoffe.

Auch ich leiste mir ab und an ein Glas für meinen Corgi, den Prince of Wales. Er liebt das Bio-Rinderragout, am meisten aber liebt er den Leberwurstkeks, den es gratis dazugibt.

Weiter im Text. Bevor ich Möbel und Ablageflächen auf eventuellen Staub kontrolliere, öffne ich den Kühl-

schränk. Der wird beim obligatorischen Clearing gern vergessen. Großer, großer Fehler. Schon des Öfteren habe ich vergammelte Kohlköpfe oder Tupperdosen mit gewölbten Deckeln in den Kühlschränken gefunden. Einmal sogar ein madenzerfressenes Kotelett. So was muss man als Makler wissen, wenn man böse Überraschungen bei der Besichtigung vermeiden will.

Alles gut. Der Kühlschrank ist vollkommen leer, ordnungsgemäß blank gewienert und dem Geruch nach zu urteilen sachgemäß desinfiziert. Vorsichtshalber schaue ich auch ins Tiefkühlfach. Wegen der heftigen Stürme hat es einige Stromausfälle gegeben, was eine ziemliche Sauerei bedeuten kann, falls noch etwas darin liegt.

»Wusste ich's doch«, brumme ich. »Wenn man nicht alles selber macht ...«

Mit spitzen Fingern ziehe ich eine Packung Erbsen aus dem Fach. Sie muss schon länger darin gelegen haben. Eine dünne Eisschicht glitzert auf der Pappe, das aufgedruckte Mindesthaltbarkeitsdatum ist seit zwei Jahren abgelaufen. Ich will die Schachtel gerade in den Mülleimer befördern, als mein Blick auf einen winzigen Schriftzug fällt.

*Für Julia* hat jemand mit Kugelschreiber auf die Schmalseite gekritzelt.

Petersen hat nur Söhne. Vielleicht heißt die Zugehfrau Julia? Andererseits haben die Putzleute erzählt, das Haus sei unfassbar verschmutzt und verwahrlost gewesen, ein elendes Drecksloch. Also keine Zugehfrau. Wer dann?

In diesem Moment sehe ich, dass die Packung geöffnet und mit einem Streifen Tesafilm wieder verschlossen wurde. Eigentlich nichts Ungewöhnliches. Als Single entnehme auch ich den Inhalt portionsweise, nicht alles

auf einmal. Es ist mehr Intuition als Neugier, als ich den Klebestreifen abziehe und zum Spülbecken gehe, um die Schachtel darin auszuleeren.

Klackernd prasseln steinhart gefrorene Erbsen aufs Metall. Als Letztes fällt ein durchsichtiges Tütchen in die Spüle.

Ich reiße die Augen auf.

Ein Schmuckstück funkelt mir entgegen. Ein Ring, über und über mit Brillanten besetzt. Ein kleiner Zettel flattert hinterher, mit den gleichen krakeligen Buchstaben bedeckt wie die Verpackung.

*Wenn du dies findest, haben die Schweine gewonnen. Aber den hier kriegen sie nicht, der ist für dich. Frag nicht und halt bloß die Füße still. Du weißt ja, was sonst passiert. H*

Wie vom Donner gerührt starre ich auf den Zettel. Großer Gott, was hat Hinnerk Petersen denn damit gemeint? Ich würde ihn gern anrufen, doch seit zwei Tagen kann ich ihn nicht erreichen. Angeblich ist er zu seinen Kindern aufs Festland gefahren. Komischer alter Kauz. Was in aller Welt hat es mit dieser Botschaft auf sich?

Das Schrillen der Türglocke reißt mich aus meinen Überlegungen. Hastig klaube ich die Erbsen aus dem Spülbecken und werfe sie mitsamt der Schachtel in den Mülleimer. Den Zettel und das Tütchen mit dem Ring stecke ich in meine Jackentasche. Ein Reflex. Vielleicht auch Intuition.

Was hat sich hier wirklich abgespielt? Und wer zum Teufel ist diese Julia?





## KAPITEL 2

Bei Sonnenschein ist Sylt ein blank geschrubbtetes Urlaubsparadies mit seinen langen blendend weißen Stränden, den weiten kobaltblauen Himmeln, der kristallklaren Brandung. Bei stürmischem Wetter, wenn der Wind dicke bleigraue Wolken über den Himmel jagt, offenbart sich jedoch eine ganz andere Seite der friesischen Inseln: etwas Düsteres, Unheimliches. Fast meint man, die wimmernden Seelen ertrinkender Seeleute im Windgeheul zu hören, das Knarren berstender Schiffe, das Wehklagen der daheimgebliebenen Frauen, die vom Tod ihrer Männer erfahren.

Heute ist so ein unheimlicher Tag. Mittlerweile hat sich der Himmel fast völlig verdunkelt, und der Sturm ist noch stärker geworden. Welkes Laub und kleine Zweige wirbeln durch die Luft, die Bäume biegen sich landeinwärts.

Frierend ziehe ich meinen dünnen Schal fester um den Hals. Es ist ein außergewöhnlicher Schal, mit einem blau-weißen Muster, das Friesische Kacheln zeigt.

Ich könnte längst wieder im Büro sein. Drei Besichtigungen in zwei Stunden, das ist sozialer Hochleistungssport: immer konzentriert bleiben, immer freundlich, selbst bei gewissen Verhaltensauffälligkeiten. Ein Interessent hat mich doch tatsächlich mal aufgefordert, seine Kippe auszutreten, weil er Gucci-Espadrilles für vierhundert Euro trug und um die kostbare Bastsohle fürchtete.

Es ist wunderbar, mit Menschen zu arbeiten, anstrengend aber auch. Eine Auszeit am Schreibtisch hätte ich mir jedenfalls redlich verdient. Dazu einen heißen Tee und vielleicht einen Nordseegarnelensalat mit Fenchel und Orangenfilets. Als passionierter Hobbykoch liebe ich es, neue Rezepte auszuprobieren, meist mediterrane Varianten der friesischen Küche. Pochierte Scholle mit Kräuter-Knoblauch-Kruste zum Beispiel, oder Seehecht in Safransoße mit gedünsteten Schalotten.

Auf schwere Kost versuche ich neuerdings zu verzichten. Gewichtsprobleme, mein altes Thema.

Doch statt ins Büro zu fahren, umrunde ich jetzt schon zum zweiten Mal das Haus, auf der Suche nach verdächtigen Spuren. Die Sache mit der ominösen Julia lässt mir keine Ruhe. Wer auch immer sie ist, sie muss doch wissen, dass der alte Petersen ein Schmuckstück für sie versteckt hat. Und falls er für längere Zeit verreist ist – warum ist sie dann nicht hergekommen und hat sich den Ring geholt, bevor das Haus verkauft wird?

Wieder und wieder leuchte ich die Fassade mit meiner Handy-Taschenlampe ab. Nichts. Keine Auffälligkeiten.

Okay, eine letzte Runde noch.

Diesmal achte ich besonders auf die Kellerfenster. Es gibt nur zwei, die nachträglich eingesetzt wurden. Alte Friesenhäuser haben meist keine Keller, dafür geräumige Dachböden unter dem Reet. Offenbar war Hinnerk Petersen an zusätzlichem Stauraum gelegen, wobei nach meiner Erinnerung nur Gerümpel dort unten gestanden hat.

Langsam gehe ich in die Hocke und verliere fast das Gleichgewicht, als mich ein heftiger Windstoß trifft.

Verdammt.

Stöhnend knie ich mich auf den Rasen. Da ist was. Im Lichtkegel der Handy-Taschenlampe entdecke ich gesplittertes Holz. So, als hätte jemand versucht, das Kellerfenster aufzuhebeln.

Lange starre ich auf den schadhafte Rahmen. Einbrüche sind eher selten auf der Insel, weil man nicht so schnell wieder wegkommt, und wenn, dann nur mit der Fähre oder mit dem Zug. Leicht kontrollierbare Nadelöhre. Unbewohnte Häuser ohne Alarmanlagen werden allenfalls mal von Jugendlichen aufgebrochen, die es cool finden, illegale Partys zu feiern und verwüstete Räume zu hinterlassen.

Allerdings nicht im überschaubaren Süderheidetal. Hier ist man unter sich, Fremde würden sofort auffallen.

Ratlos stelle ich die Taschenlampe aus, stecke das Handy ein und rappele mich auf. Hat diese Julia versucht, unbemerkt hier einzudringen? Aber was geht mich das überhaupt an?

Nachdem ich mich vergewissert habe, dass die Haustür gut verschlossen ist, laufe ich geduckt zu meinem Mini Cooper, der in der Auffahrt parkt.

»Hey, Prince, alles gut?«, murmele ich, als ich den Wagenschlag öffne und mich in den Fahrersitz fallen lasse. »Bist ja ein ganz Braver.«

Schwanzwedelnd richtet sich mein Corgi von der karierten Decke auf, die auf dem Beifahrersitz liegt. Kein Bellen, kein Kläffen. Der Prince of Wales verfügt über eine nahezu königliche Geduld, obwohl ich zwischen den Kundenterminen immer nur kurz nach ihm sehen konnte. Man könnte durchaus von Nonchalance sprechen.

Ich habe mich gerade angeschnallt, als ein ausdauerndes Surren ertönt. Während der Besichtigungen gehe ich

nicht ans Handy, darüber hinaus muss man als Makler rund um die Uhr erreichbar sein – was aus meiner Sicht auch überarbeitungswürdig ist. Manche Kunden rufen sogar mitten in der Nacht an. Während ich den Motor starte, drücke ich die Freisprechtaste. Bestimmt ein weiterer Interessent, der um jeden Preis dieses Friesenhaus will.

»Kristan Dennermann. Hallo?«

»Hi, Jamie, schon was Neues im Süderheidetal?«

Nein, kein Kunde. Es ist Hella, meine langjährige Mitarbeiterin. Wegen ihrer plietschen Art nenne ich sie Miss Honeypenny, wofür sie sich mit dem Nickname Jamie Bond bei mir revanchiert. Wir sind ein eingespieltes Team.

»Läuft, Honeypenny.« Mit einer Hand stelle ich die Automatik auf D und fahre los. »Das Berliner Ehepaar war wie erwartet unkompliziert, ganz im Gegensatz zu dem Frankfurter Software-Manager. Der hat mächtig einen auf dicke Hose gemacht.«

»Total pushy, der Typ. Hat inzwischen schon zweimal wieder hier angerufen. Und sonst?«

Ein kleines Lachen kann ich mir nicht ganz verkneifen.

»Die erotisch offensive Unternehmergattin aus Süddeutschland kam ziemlich aufgebrezelt zum Termin. Ihr Dekolleté hatte Sommerschlussverkaufsqualitäten: Alles muss raus.«

»Was du nicht sagst«, kichert Hella. »Hört sich an, als ob die Berliner die Nase vorn haben.«

»Stimmt. Wie sieht's mit der Bonitätsprüfung aus?«

»Alles im grünen Bereich. Soll ich schon mal die Kaufpreisvereinbarung aufsetzen?«

»Warte lieber bis morgen.« Schwungvoll biege ich südwärts in die Hauptstraße ein. »Zwei Besichtigungen stehen noch an, unter anderem hat Eleonore ein Auge auf das Haus geworfen.«

»Eleonooooore?«, echot Hella mit einem ironischen Unterton. »Mann, Mann, die sammelt Häuser wie andere Leute Briefmarken.«

Wohl wahr. Eleonore Goosejacob gehört zu meinen Stammkundinnen. Die wohlhabende Hamburger Witwe besitzt bereits einige Häuser auf Sylt, die ich manchmal für sie vermiete. Es sind allesamt Luxusimmobilien. Pro Woche beträgt die Miete bis zu fünfzigtausend Euro, Personal inklusive. Doch genug ist nie genug für Eleonore.

»Vergiss nicht, du musst gleich nach Hörnum zur Mittsommerfeier«, erinnert mich Hella an den nächsten Termin. »Bei dem Wetter ein Einsatz mit der Lizenz zum Frieren.«

»Besten Dank für deine Anteilnahme.«

»Kein Ding, Jamie. Dann bis morgen früh.«

Hellas kehliger Alt verstummt und wird von der neutralen Stimme eines Nachrichtensprechers abgelöst.

»... ist mit weiteren schweren Stürmen zu rechnen. In Hamburg wurde wegen der Hochwassergefahr bereits der Fischmarkt für den Autoverkehr gesperrt.«

Gerne höre ich NDR3 im Auto, wegen der klassischen Musik. Und am liebsten natürlich RSH mit Carsten Köthe. Jetzt drehe ich den Ton leiser, um besser nachdenken zu können.

Einerseits gefällt mir die Vorstellung, dass die Berliner Familie Hinnerk Petersens Friesenhaus bekommt. Als Makler eignet man sich eine gewisse Menschenkenntnis

an, notgedrungen. Es sind viele Blender unterwegs, und meist bestätigt sich mein erster Eindruck. Die Berliner sind nett, sie wirken seriös, aller Voraussicht nach würde der Verkauf glatt über die Bühne gehen. Dennoch habe ich ein schlechtes Gewissen, ein so sympathisches Ehepaar mit drei kleinen Kindern in das Todeshaus einziehen zu lassen.

Man kann Häuser umgestalten, renovieren, sogar bis auf die Grundmauern entkernen – ihre Geschichten aber bleiben. Auch die dunklen. Vor allem die dunklen.

Geistesabwesend starre ich auf die Straße, als plötzlich etwas durchs Scheinwerferlicht flitzt. Eine Katze? Ein Kaninchen?

Hart steige ich auf die Bremse. Dann geht alles ganz schnell. Der Wagen gerät ins Schleudern, schrammt haarscharf an einem Laternenmast vorbei, wird auf die andere Straßenseite geworfen und schlingert hin und her, bevor er auf dem Seitenstreifen zum Stehen kommt.

Mir bricht der Schweiß aus. Am ganzen Körper zitternd, umklammere ich das Lenkrad, unfähig, mich zu bewegen, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Alles ist wieder da. Die Nacht vor elf Jahren. Die Sirenen, das Blaulicht, die verzerrten Stimmen aus den Funkgeräten.

Das Nichts.

Lautes Gebell holt mich in die Gegenwart zurück. Ich schaue nach rechts. Aufgeregt windet sich der Prince of Wales unter dem straff gespannten Sicherheitsgurt und kratzt mit den Pfoten am Sitz. Seine Decke ist in den Fußraum gerutscht.

»Alles okay.« Ich strecke eine Hand nach meinem Corgi aus. »Wir hatten einen Schutzengel. Alles okay, Prince, alles okay.«

Nichts ist okay.

Die Nacht von damals verfolgt mich, quält mich, lässt mich nicht mehr los. Seit vollen elf Jahren. Mein Therapeut spricht von PTB, einer posttraumatischen Belastungsstörung. Aber das ist nur dürrer Fachjargon. Da sind die wiederkehrenden Albträume, das Taubheitsgefühl in den Händen und im Herzen. Die Ängste, die sich regelmäßig zu Panikattacken steigern, mit Herzrasen, Schweißausbrüchen, Todesangst.

Es gibt Momente, in denen ich nicht mal in meinen Wagen steigen kann.

Reiß dich zusammen, sage ich mir nun schon zum zweiten Mal an diesem Tag. Du musst damit fertigwerden, das Leben geht weiter. Mit dem Handrücken streiche ich mir über die schweißnasse Stirn. Was für ein Leben ist das denn? Ohne Liebe, ohne Hoffnung?

Wieder surrt mein Handy.

»Hi, Jamie, ich bin's noch mal. Hast du schon das Neueste gehört?«

»Ich höre immer so einiges. Wovon sprichst du?«

»Hinnerk Petersen ist verschwunden. Die Polizei hat gerade eine Suchmeldung rausgegeben.«



## KAPITEL 3

Gegenwind formt den Charakter, sagt man auf Sylt. Ein schwacher Trost. Schwer vornübergebeugt stemme ich mich gegen den Sturm, der mittlerweile so gnadenlos auf der Insel wütet, als sollte alles ausradiert werden, was dort nicht hingehört.

Meine Augen tränen, meine Wangen brennen. Eine halbe Stunde Fußmarsch durch die dunkle Heidelandschaft liegt hinter mir, zusammen mit anderen dick verummten Gestalten. Tiefschwarz erstreckt sich das tosende Meer zu meiner Rechten, vor mir am Ufersaum flammen Hunderte Fackeln auf.

Ich habe ebenfalls eine Wachsfackel in der Hand. Mit der anderen halte ich den Prince of Wales im Zaum, der wild kläffend an der Leine zerrt. Wahrscheinlich wegen der Vollbremsung vorhin, die fast ins Auge gegangen wäre. An Wind und Kälte ist mein Corgi schließlich gewöhnt. Auch ich bin im wahrsten Sinne des Wortes durch den Wind. Noch immer zittern meine Knie nach dem Beinahe-Unfall. Und nicht nur deshalb.

Ein namenloses Grauen erfasst mich, wenn ich an Hinnerk Petersens Haus denke, an den Holzbalken, an die mit Händen zu greifende Gegenwart des Todes.

Und nun wird Petersen vermisst. Es ist nur eine Ahnung, ein unheilvolles Ziehen im Brustkorb, doch ich fühle deutlich, dass er in Gefahr ist. Vielleicht sogar tot. Und irgendetwas sagt mir, dass er wohl kaum eines na-



türlichen Todes gestorben ist, falls er denn wirklich nicht mehr unter den Lebenden weilt.

Mein Verstand will das alles verdrängen, wegdrücken, als Hirngespinnst abtun, aber es gibt da etwas, was sich nicht wegdrücken lässt: das, was mein Therapeut eine erhöhte sensorische Verarbeitungssensitivität nennt. Meine Mutter in ihrer herzerwärmenden Art hätte es anders formuliert: »Du bist halt eine elende Memme, Kristan.«

Doch wie sollte ich Hinnerk Petersens Verschwinden ignorieren? Es muss etwas mit diesem ominösen Zettel und dem Ring zu tun haben. Noch einmal rekapituliere ich die Worte: *Wenn du dies findest, haben die Schweine gewonnen. Aber den hier kriegen sie nicht, der ist für dich. Frag nicht und halt bloß die Füße still. Du weißt ja, was sonst passiert. H*

»Hi, Kristan.« Ein groß gewachsener Mann in einem eleganten kamelhaarfarbenen Mantel tritt auf mich zu und zieht einen silbernen Flachmann aus der Manteltasche. »Willst du einen Schluck? Bevor wir uns hier noch sonst was abfrieren, meine ich. Ist bester Aquavit.«

»Nee, lass mal, Sven.«

Ich habe es nicht so mit Hochprozentigem, im Gegensatz zu Sven Atzorn, dem Westerländer Apotheker, der bereits seinen Flachmann aufschraubt. In seinem fackelbeschiedenen Gesicht formt sich das selbstgewisse Lächeln eines Mannes, der zu den Honoratioren des Insellebens gehört. Sven mischt überall mit, in diversen Vereinen, Segelclubs, Golfclubs, und ist der wichtigste Sponsor des Amazonencorps Weiße Lanze, einem Ringreiterinnenverein.

»Sind mal wieder die üblichen Verdächtigen unter-

wegs, schon gesehen?«, grinst er. »Alles, was Rang und Namen hat, und das bei dem Schietwetter. Wieso muss ausgerechnet zur Sommersonnenwende so ein Sturm aufziehen?«

Und warum sitze ich nicht zu Hause, mit einem guten Rotwein im Glas?

Bereits am Morgen habe ich einen Opus One aus dem kalifornischen Napa Valley geöffnet, um den Wein atmen zu lassen. Schon allein der Duft der aparten Beeren- und Röstnoten kann einen kirre machen, dazu Nuancen von Vanille, gepaart mit dem erdigen Aroma alter französischer Eichenfässer.

Doch der Fackelzug gehört halt dazu. Keine Mittsommernacht ohne Fackelzug. Hier in Hörnum wandert man um die Südspitze der Insel und trifft sich dann zum Lagerfeuer am Restaurant Südkap unterhalb des Hörner Leuchtturms. Auch beim Biikebrennen im Februar sind Fackeln obligatorisch: ein Ritual aus jenen heroischen Zeiten, als die Sylter Männer noch zum Walfang aufbrachen, statt ihre Betten an Touristen zu vermieten und im eigenen Keller zu nächtigen. Immer am 22. Februar war es losgegangen mit der Fahrt ins Unge- wisse. Am Vorabend hatten die Ehefrauen zum Abschied Feuerzeichen gesetzt, die »Biiken«.

Ein letzter Gruß, oft der allerletzte. Tja, Nordsee ist Mordsee.

Inzwischen sind die Mittsommerevents ähnlich beliebt wie das Biikebrennen. Klar, im Sommer ist Hochsaison, und die Temperaturen liegen meistens im Wohlfühlbereich, sodass man die ganze Nacht am Strand durchfeiern kann. Es sei denn, das Wetter ist so launisch wie heute.

»Kommst du gleich noch zum Matjesessen mit Bratkartoffeln in die Alte Liebe?«, erkundigt sich Sven Atzorn zwischen zwei Schlucken Aquavit.

»Ehrensache.«

Auch wenn mir gedämpfter Babysteinkbutt an Rataouille wesentlich lieber wäre. Zum einen, weil ich nun mal ein passionierter Feinschmecker bin, zum anderen, weil ich fettiges Essen künftig meiden will. Schon allein wegen meiner Leberwerte, die im bedenklichen Bereich liegen. Aber Tradition ist halt Tradition. Matjes mit Bratkartoffeln gehören für Honoratioren wie Sven zum Mittsommer, wie nackte Haut zur Bühne 16. Berge von Speckwürfeln und großzügig genossene Schnäpse eingeschlossen.

Unversehens gerät der Fackelzug ins Stocken. Wir haben das Ziel erreicht, einen riesigen Holzstoß unweit des Restaurants Südkap. Da und dort ragen Reisig und vertrocknete Äste aus den aufgeschichteten Holzscheiten, die schon von einer großen Menschenmenge umringt werden. Beim Biikefeuer baumelt, aufgeknüpft an einem Galgen, eine lebensgroße Strohuppe – ein Brauch. Fast wirkt die Puppe lebendig, so heftig wird sie vom Wind hin und her geschleudert.

Ich kann dann immer gar nicht anders, als daran zu denken, als das schaurige Bild auf den Vater von Hinnerk Petersen zu übertragen, wie er zappelnd am Deckenbalken hing und um Luft rang, bis die letzten Zuckungen verebten und der Körper erschlaffte. Hoffentlich ist seinem Sohn ein besseres Schicksal beschieden. Hoffentlich. Wenn nur nicht diese dunkle Ahnung wäre, dass Hinnerk Petersen etwas zugestoßen ist.

Sterben kann eine hässliche Angelegenheit sein. Etwas

Schmutziges und Erniedrigendes, das einen an der sogenannten Schöpfung zweifeln lässt. Was für eine höhere Macht ist das denn, die so einfallsreich und grausam vorgeht wie ein Kind, das stundenlang mit einer Spinne spielt, um sie dann zu zerquetschen?

Das habe ich aus nächster Nähe erleben müssen, damals, nach diesem grässlichen Unfall, der alles zerstört hat, was ich liebte. Nur ich bin noch da. Allein, ohne eine Gefährtin an meiner Seite. Vielleicht deshalb, weil ich mich selbst nicht lieben kann.

Bei der Biike tritt immer der Bürgermeister vor, ein smarterer Mittfünfziger. Er beginnt, mit donnernder Stimme zu sprechen. Auf Friesisch. Kaum jemand hört richtig hin. Alle wollen endlich das Feuer sehen, um danach in die umliegenden Lokale auszuschwärmen.

Auch ich habe Schwierigkeiten, mich auf die Rede zu konzentrieren. Noch immer gibt der Prince of Wales ein nahezu hysterisches Kläffen von sich. Mit aller Kraft stellt er sich auf die Hinterbeine und versucht hechelnd, in den Scheiterhaufen zu gelangen.

»Was hat er denn?«, fragt Sven Atzorn. »Sucht er die Stroh puppe, die es nur beim Biikefeuer gibt? Hier in Hörnum gibt's ja statt der Puppe immer die brennende Tonne?«

»Möglich.« Nur mit Mühe kann ich meinen Corgi davon abhalten, direkt in den Scheiterhaufen zu springen. »Ist ja auch ziemlich unheimlich, oder?«

»Ach, Quatsch«, lacht der Apotheker, »da hat man schon ganz andere Sachen auf Sylt gesehen. Wasserleichen, Schnapsleichen ...«

Immer heftiger zerrt der Prince of Wales an der Leine, und sein Kläffen steigert sich zu einem alarmierten Ge-

bell. Das macht mich stutzig. So wie eine Mutter beim Schreien ihres Babys weiß, ob es Hunger oder Schmerzen hat, gelangweilt oder ängstlich ist, weiß ich immer, was in meinem Hund vor sich geht. Er will sein Herrchen warnen, daran besteht kein Zweifel.

Und dann sehe ich den Hut zwischen den Holzscheiten. Einen auffälligen moosgrünen Filzhut mit breiter Krempe. Es gibt nur einen Inselbewohner, der solche altmodischen Kopfbedeckungen trägt: Hinnerk Petersen.

Vorsichtig nähere ich mich dem aufgeschichteten Holz, um den Hut herauszuholen. Zu spät. Das Feuer wird entfacht.

Binnen Sekunden lodern helle Flammen im Scheiterhaufen. Beißender Rauch steigt auf, unzählige Funken tanzen vor der schönen Kulisse.

Auch der Hut brennt lichterloh.

Verdammt. Wo ist Hinnerk Petersen?



## KAPITEL 4

»Nicht zucken – schlucken!«, kommandiert Sven Atzorn und reicht ein Tablett mit randgefüllten Schnapsgläsern herum, auf denen bläuliche Flammen züngeln.

Die meisten Anwesenden folgen seiner Aufforderung, ich sehe verstohlen zur Uhr. Seit zwei Stunden sitze ich am großen Stammtisch der Alten Liebe, etwas fremd und verloren zwischen all den Honoratioren, die hier die Mittsommerfeierlichkeiten ausklingen lassen. Am liebsten würde ich mich mit einem Glas des sagenhaften Opus One im Bett verkriechen. Doch das Matjesessen ist Pflicht, wenn man dazugehören will.

Über die Köpfe der Feiernden hinweg lasse ich meinen Blick durch die volle Gaststube wandern.

Alles hier wirkt wie aus einem Touristenprospekt: das geschnitzte Holzmobiliar, die Petroleumlampen, die weißen Häkelgardinen vor den Butzenscheibenfenstern. Auch der obligatorische Meeresbewohner darf nicht fehlen. Blaugrau schimmernd, mit weit aufgesperrtem Maul, hängt er über dem Tresen, ein gewaltiger ausgestopfter Schwertfisch, dessen schnabelartiger Oberkiefer wie ein Speer in den Raum ragt.

Es ist eine typisch friesische und auch recht gemütliche Location, dennoch zieht es mich nach Hause. Matjes und Bratkartoffeln sind längst verputzt und liegen mir wie Wackersteine im Magen, jetzt sind die Trinkrituale dran, denen ich wenig abgewinnen kann.

»So, Leute, der Spruch!«, ruft Sven Atzorn.

»Wie Irrlicht im Moor flackert's empor«, kommt es vielstimmig zurück, »löscht aus, trink aus, genieße leise, auf echte Friesenweise, den Friesen zur Ehr, vom Friesengeist mehr!«

Synchron werden die Flammen mit Bierdeckeln gelöscht, um den Schnaps danach in einem Zug runterzustoßen. Mit beiden Händen umfasse ich mein Weinglas. Ich habe mir einen trockenen Pfälzer Riesling aus meiner früheren Heimat bestellt. Obwohl ich mich mittlerweile als Sylter betrachte, gönne ich mir manchmal ein bisschen alten Lokalpatriotismus in flüssiger Form.

»Mensch, Kristan, was hast du denn?« Verwundert stößt mich Sven Atzorn mit dem Ellenbogen an. »Du bist heute so still.«

»Lass ihn mal«, geht Johanne, die Wirtin, dazwischen, die eine weitere Runde serviert. »Du weißt doch, Kristan steht nicht so auf Schnäpse.«

»Ach nee, bist du neuerdings seine Mami, nachdem es sich ausgeschnackselt hat?«, höhnt jemand aus der Runde.

Es wird still am Tisch, Blicke fliegen hin und her. Sylt ist halt ein großes Dorf. Jeder hier weiß, dass ich mal was mit Johanne hatte, eine kurze Liaison nur, aber genug Stoff für alkoholbetriebene Witzeleien.

»Ich schnacksele, mit wem's mir passt«, entgegnet sie kess und streicht das enge Jeanshemd glatt, das gerade so viel über ihre weiblichen Formen verrät, um der Fantasie noch etwas übrig zu lassen. »Oder ist hier jemand neidisch, weil er nicht randurfte?«

Verlegen schaue ich in mein Weinglas. Ich würde Johanne liebend gern verteidigen, wofür es mir allerdings

an der nötigen Schlagfertigkeit fehlt. Auf einer kleinen Insel, wo Klatsch zu den bevorzugten Freizeitbeschäftigungen gehört, muss man sowohl einstecken als auch austeilern können, und diese Kunst beherrscht Johanne weit besser als ich.

Während die Gespräche am Tisch wieder Fahrt aufnehmen, folge ich ihr zum Tresen, begleitet vom Prince of Wales, der trotz des Lärms mit untadeligem Betragen punktet.

Eine Weile schaue ich zu, wie sie mit geübten Griffen mehrere Biere gleichzeitig zapft. Trotz ihrer Ende vierzig ist Johanne immer noch eine Schönheit mit ihrem kurzen blonden Haar, den klaren, etwas herben Gesichtszügen, dem sinnlichen Mund und den meerblauen Augen, die sich verfinstern, wenn sie wütend wird.

Momentan sind ihre Augen dunkeltintenblau.

»Idioten.« Mit dem Kinn deutete sie zum Tisch. »Warum müssen die immer ihre große Klappe aufreißen?«

»Mach dir nichts draus, ist nur dummes Stammtischgerede«, erwidere ich achselzuckend. »Sag mal, darf ich dich was fragen? Was ist das für eine komische Geschichte mit Hinnerk Petersen?«

Johanne, die gerade im Begriff ist, zwei neue Gläser unter den Zapfhahn zu stellen, hält mitten in der Bewegung inne.

»Der alte Petersen? Du meinst – dass er unauffindbar ist?«

»Genau.«

Zwischen ihren Augenbrauen erscheint eine steile Falte, und sie gräbt ihre Schneidezähne in die volle Unterlippe, bevor sie im Flüsterton weiterspricht.

»Manche meinen, er könnte aufs Festland gefahren



sein. Aber das ist absoluter Schwachsinn. Hinnerk hat Krebs, außerdem seit Jahren schweres Rheuma. Du hast ihn ja selbst erlebt, der kann sich nicht mal mehr allein die Schuhe zubinden.«

»Seit wann wird er denn vermisst?«

»Seit gestern Morgen. Da hat ihn sein Arzt noch untersucht, zu Hause. Blutdruck messen und so, bevor er angeblich zu seiner Familie zu seinen Kindern nach Süddeutschland wollte. Danach ...«, sie schnippt mit den Fingern, »... weg. Wie vom Erdboden verschluckt. Seine Söhne haben heute den Arzt angerufen, wo denn ihr Vater bleibt, aber der Arzt wusste auch nichts.«

Aha. Schwerfällig hieve ich mich auf einen der mit cognacbraunem Leder gepolsterten Barhocker und beuge mich zu Johanne vor.

»Da ist noch was. Was erzählt man sich denn so über ihn?«

»Wieso?« Stirnrunzelnd sieht sie mich an. »Ich kenne dich, Kristan. Was ist los?«

»Na ja, heute war ich in seinem Haus, weil er mich mit dem Verkauf beauftragt hat. Hella hatte vorher alles ausgemessen und abfotografiert, deshalb war ich das erste Mal da. Ziemlich gruselig, die Atmosphäre dort.«

»Apropos, wie geht's Miss Honeypenny?«, lächelt Johanne. »Ist sie immer noch in dich verschossen?«

Du lieber Himmel. Verstimmt schiebe ich einen Bierdeckel auf dem blank polierten Tresen hin und her.

»Tu mir den Gefallen und fang du nicht auch noch mit dem bekloppten Gerede an. Hella und ich, wir sind nur Kollegen. Und Freunde. Das ist alles.«

»Tausend Mal berührt«, summt Johanne immer breiter lächelnd, »tausend Mal ist nichts passiert ...«

Ich gebe es auf. Mein Status als ewiger Junggeselle sorgt nun mal für Gerüchte. Hella ist etwas jünger als ich, eine hübsche Mittdreißigerin, lebenslustig und stets extravagant gekleidet. Dass sie auf Frauen steht, hätte ich selbst unter schlimmster Folter nicht verraten. Hella legt großen Wert auf Privatsphäre.

»Jedenfalls das Haus, das von Hinnerk Petersen«, knüpfe ich an den losen Gesprächsfaden an, »wie soll ich sagen – es ist mehr so eine Ahnung als eine Gewissheit. Aber irgendwas stimmt da nicht.«

»Ach nein?«

Wachsam schaut Johanne zum Stammtisch, wo das Stimmengewirr in lautstarkes Krakeelen übergeht. Sie wirkt etwas zu wachsam für meinen Geschmack. Wenn ich mich auf etwas verstehe, dann darauf, in den Gesichtern der Menschen zu lesen wie in dem sprichwörtlichen offenen Buch.

»Du weißt was«, sage ich lapidar.

»Wissen wäre zu viel gesagt. Warte, ich bring nur schnell die Getränke rüber.«

Eilig stellt sie die gefüllten Biergläser auf das Tablett und geht zum Stammtisch, wo sie mit lautem Hallo empfangen wird.

Währenddessen schaue ich hoch zu dem ausgestopften Schwertfisch. Nordsee ist Mordsee, geht es mir erneut durch den Kopf. Noch wage ich nicht, das Wort morden im Zusammenhang mit Hinnerk Petersen auch nur in den Mund zu nehmen. Einstweilen stelle ich ja nur vage Vermutungen an.

Vielleicht bin ich wirklich zu durchlässig, deshalb sehe ich überall Gespenster. Nur der Ring in meiner Jackentasche, der ist real. Ich kann ihn ertasten, durch das

Plastiktütchen hindurch. So wie den knisternden kleinen Zettel. *Wenn du dies findest, haben die Schweine gewonnen.*

»Ehrlich, ich habe ein dickes Fell«, zischt Johanne, die mit dem leeren Tablett hinter den Tresen zurückkehrt. »Aber heute könnte ich die alle an die Wand klatschen.«

»Tut mir leid. Wieder anzügliche Bemerkungen über uns?«

»Nee, die hecheln jetzt Hinnerk Petersen durch.« Aufgebracht hebt sie eine Augenbraue. »Er hätte öfter Damenbesuch gehabt, vom Festland. Besuch von einer Dame, die keine Dame ist, falls du verstehst, was ich meine.«

»Sprechen wir hier etwa von einer ...«

»Nutte, genau.« Unwirsch streicht sie sich eine blonde Strähne aus der Stirn. »Angeblich ein junges Ding, kurzer Rock, langes schwarzes Haar, auffällig geschminkt.«

»Eine Männerfantasie.«

»Du sagst es«, bestätigt Johanne, bevor sie eine Weinflasche aus dem Kühlschrank holt, ein Glas auf den Tresen stellt und es vollgießt. »Die fangen richtig an zu sabbern bei der Vorstellung, Hinnerk könnte auf seine alten Tage noch ein paar Nümmerchen geschoben haben.«

»Und du? Wie denkst du darüber?«

Knallend landet das gefüllte Weinglas vor mir auf dem Tresen.

»Dass die alle mächtig Druck auf dem Stift haben, wenn sie so einen Scheiß erzählen. Eine Nutte bei Hinnerk Petersen, daran geilen die sich auf wie nix. Ich kenne mich ja nicht mit der Libido von Männern jenseits der achtzig aus, aber Hinnerk und ein Mädels aus dem Gewerbe?«

Und wenn es sich nun um diese geheimnisvolle Julia handelt?

Nachdenklich probiere ich den Wein. Es ist wieder der Pfälzer Riesling, natürlich. Johanne vergisst nichts, und manchmal frage ich mich, wie genau sie sich an unsere gemeinsamen Nächte erinnert. Ich vermisse diese Nächte. Doch als Johanne die heikle B-Frage stellte, B wie Beziehung, war mir in die Quere gekommen, was mein Therapeut als Bindungsphobie infolge einer PTB bezeichnet.

»Danke, sehr aufmerksam.« Mit einem Nicken nehme ich die weiße Papierserviette entgegen, die sie mir hält, und tupfe mir damit die Lippen ab. »Was Hinnerk Petersen angeht, muss ich passen. Ich kannte ihn nur flüchtig, und über seine erotischen Aktivitäten möchte ich mir kein Urteil erlauben.«

»Bitte sprich nicht in der Vergangenheitsform von ihm, ja?«

Betroffen schaue ich in Johannes aufgelöstes Gesicht. Sie ist den Tränen nahe.

»Du mochtest – ähm, magst ihn?«

»Er war ein Stammgast, einer von den echt netten.« Sie schnieft ein wenig. »Manchmal hat er sich auch was liefern lassen, ungefähr einmal im Monat: Vorspeise, Suppe, Fischgang, rote Grütze für zwei Personen.«

»Für zwei.«

Hilflos hebt Johanne die Arme.

»Ja, aber das heißt doch noch lange nicht, dass es für eine Nutte war!«

Beide verfallen wir in brütendes Schweigen, während sich der Geräuschpegel im Lokal stetig steigert. Soeben ist ein Akkordeonspieler hereingekommen, auch so eine

Touristenprospekt-Erscheinung. In seiner dunkelblauen goldbeknöpften Kapitänsjacke, dem blau-weiß gestreiften T-Shirt und der weißen Schirmmütze sieht er aus wie vom hiesigen Fremdenverkehrsverein einbestellt.

Ohne weitere Aufforderung baut er sich neben den Stammtisch auf und intoniert die heimliche Inselhymne. Einige singen sofort mit, nach und nach steigen auch die anderen Gäste ein.

»Wo de Nordseewellen trecken an' Strand, wo de gelen Blöme bleuhn int gröne Land. Wo de Möwen schrieken gell int Sturmgebrus, dor is mine Heimat, dor bün ick to Hus.«

Mit lautlos sich bewegenden Lippen spreche ich den Refrain mit, auf Hochdeutsch: »Wo die Möwen schreien grell im Sturmgebraus, da ist meine Heimat, da ist mein Zuhause.«

Danach wechsele ich einen Blick mit Johanne. Einige Wochen lang hat mir diese Frau ein Zuhause bedeutet. Seitdem ist unsere Vertrautheit langsam erkaltet und hat sich in eine herzliche, aber auch etwas unverbindliche Freundschaft zurückentwickelt. Johanne sagt mir nicht alles, was sie über Hinnerk Petersen weiß.

Essen für zwei, eine junge Dame, die den alten Herrn regelmäßig besucht, das macht Sinn. Aber welchen, verdammt?

Ich bin so tief in meine Gedanken versunken, dass ich zusammenzucke, als mir jemand auf die Schulter klopft und ein knarrender Bass in meinen Ohren dröhnt.

»Moin, moin, Kristan.« Ich fahre herum. Groß, kompakt, in einer dunkelblauen Wolljacke und mit einer Prinz-Heinrich-Mütze auf dem Schädel, steht Simon Beeken vor mir. »Na, Sportsfreund, alles im Lack?«

Trotz seiner sechsundachtzig Jahre ist er immer noch eine imposante Erscheinung. Den weißen Vollbart und das wettergegerbte Gesicht unter der Prinz-Heinrich-Mütze kann man als friesische Folklore abhaken. Wirklich beeindruckend sind seine schlaunen alten Fuchsaugen, die alles gesehen haben, was einen an der Krone der Menschheit zweifeln lässt.

»Feiern ist durch, Kristan«, raunt er mir zu. »Wir müssen Hinnerk Petersen suchen, das sind wir ihm schuldig. Selbst wenn wir nur noch seine Leiche finden können.«

Wie vom Donner gerührt sitze ich da. In meinem Nacken prickelt es unangenehm, und meine Kehle ist wie zugeschnürt. Ich schlucke krampfhaft.

»Mensch, Simon, was redest du denn da von einer Leiche?«

»Du weißt doch, der Polizeifunk ist mein kleines schmutziges Hobby.« Rund um seine Augen bilden sich tausend kleine Lachfältchen, bevor er wieder ernst wird. »Die suchen mit Hochdruck nach Hinnerk. Allerdings wird er schon seit mehr als vierundzwanzig Stunden vermisst, weshalb man mit dem Schlimmsten rechnen muss. Der ist doch völlig hilflos in seinem schlechten Zustand. Wenn er sich verlaufen hat oder wenn ihm jemand was antun wollte«, mit der flachen Hand vollführt Simon eine sägende Geste vor seinem Hals, »Ende, aus, Exitus.«

»Oh Gott.«

»Lass mal Gott da raus. Was ist mit dir? Du müsstest doch was über Hinnerk wissen, immerhin verscherbelst du sein Anwesen.«

»Nicht so laut.« Unwillkürlich sehe ich mich um, ob

jemand mitgehört hat. So nah mir das Ganze auch geht, möchte ich ungern öffentlich in diese Geschichte reingezogen werden. »Wir reden draußen weiter, okay?«

»Wie du willst.«

Eilig krame ich ein paar Scheine aus der Hosentasche und lege sie auf den Tresen.

»Du gehst schon?«, fragt Johanne.

Vergeblich suche ich nach einem Hauch Bedauern in ihrer Stimme. Es war eine rhetorische Frage, mehr nicht.

»Muss los«, erwidere ich knapp.

Ohne noch einmal zum Stammtisch zu schauen, marschiere ich zur Tür, gefolgt von Simon und dem Prince of Wales, und nehme meine leichte Steppjacke sowie den blau-weißen Kachelschal vom Garderobenständer.

Eigentlich bin ich ganz froh, diesem Männerclub zu entkommen. Nach dem Motto: Käpt'n Niveau, wir sinken, wird ab jetzt nur noch gesoffen.

»Mach hinne, Kristan«, höre ich Simons Stimme dicht hinter mir. »Wir müssen schnell sein. Ich habe ein ganz, ganz schlechtes Gefühl.«



## KAPITEL 5

Draußen empfängt uns sintflutartiger Regen. Prasselnd hämmert er auf die gepflasterte Straße und die ringsum geparkten Autos ein. Mit eingezogenen Köpfen hasten wir zu meinem Mini Cooper, um nicht bis auf die Knochen durchnässt zu werden.

»Wie wär's, wenn ich dich nach Hause bringe?«, schlage ich Simon vor, als ich eilig den Wagen aufschließe. »Dann können wir auf der Fahrt reden. Würde es dir was ausmachen, hinten einzusteigen? Du weißt ja, der Prince of Wales ...«

»Schon klar«, grunzt er heiser. »Ehre, wem Ehre gebührt. Mit deinem hochwohlgeborenen Kindersatz kann ich natürlich nicht mithalten, da muss ich mich mit dem Rücksitz begnügen.«

Nun ja. Das ist eben Simon, der nimmt kein Blatt vor den Mund. Im Grunde spricht er ja auch nur aus, was wahrscheinlich viele denken: Kristan Dennermann ist ein Einzelgänger, der hat keine Frau, keine Kinder, kaum Freunde, da muss halt ein Hund als Familie herhalten.

Langsam tuckern wir los. Die Vollbremsung vom frühen Abend sitzt mir immer noch in den Knochen, weshalb ich kaum mehr als Schritttempo wage. Verfluchtes Trauma. Hört das denn nie auf?

»War ja nur eine Frage der Zeit, bis der ganze Mist ans Tageslicht kommt«, röhrt es von hinten.

»Was meinst du?«



»Na, Hinnerks Verschwinden. Das ist wie bei diesen heftigen Stürmen. Die gehen durch die Bäume und knicken alles ab, was alt und vertrocknet ist.«

Damit kann ich nun gar nichts anfangen. Konzentriert starre ich auf die nass glänzende Straße, meine Hände ins Lenkrad verkrallt. Milliarden von Regentropfen prallen auf die Windschutzscheibe, der Scheibenwischer kommt kaum noch hinterher.

»Das heißt ...?«

»Zähl einfach eins und eins zusammen«, erwidert Simon. »Wozu bist du Makler? Du weißt doch, mit den alten Syltern verschwindet auch das alte Sylt, was gewissen Leuten sehr zupasskommt.«

»Simon, bitte.« Im Rückspiegel werfe ich ihm einen ernüchterten Blick zu. »Es stimmt, manchen Maklern ist es egal, ob die Abrissbirnen loslegen oder nicht, aber ich behalte immer im Auge, dass das alte Sylt erhalten bleibt.«

»Hoffen wir's.«

Eine Pause entsteht, in der wir unbehaglich schweigen. Seit jeher wird unsere Freundschaft durch diesen einen Streitpunkt getrübt: Simon Beeken fühlt sich von den Veränderungen auf der Insel bedroht. Die stetig wachsenden Touristenströme, der Exodus der alteingesessenen Insulaner, die Verwandlung eines kleinen friesischen Eilands in die Lieblingssandbank der Reichen und Schönen, all das ist ihm ein Dorn im Auge. So wie die Makler, die er für diese Entwicklung verantwortlich macht.

Mehrfach habe ich ihm vorgeschlagen, sein halb verfallenes Friesenhaus in Morsum zu veräußern, das ohnehin viel zu groß für eine Person ist. Von dem Erlös

könnte sich Simon ein komfortables Appartement mit Meerblick leisten, doch er weigert sich hartnäckig. Einen alten Baum verpflanzt man nicht, lautet seine stehende Rede.

»Warum denkst du, jemand wollte Hinnerk Petersen was Böses?«, komme ich auf das vorherige Thema zurück. »War er irgendwem im Weg?«

»Tscha, könnte man so sagen.« Der alte Herr schnauft geräuschvoll. »Unsere Generation ist ein Auslaufmodell, nur unsere Häuser sind noch interessant. Deshalb sollen wir gefälligst den Löffel abgeben, und zwar so schnell wie möglich. Wie's aussieht, musste nun auch Hinnerk Petersen dran glauben.«

Wie bitte? Ich trete so hart auf die Bremse, dass mein Corgi panisch aufjault. Es hat keinen Zweck. Ich bin viel zu aufgewühlt, um gleichzeitig reden und fahren zu können. Vorsichtig lenke ich den Wagen an den Straßenrand, stelle den Motor aus und drehe mich halb nach hinten um.

»Jetzt mal halblang.« Forschend schaue ich in Simons wettergegerbtes Gesicht. »Bis jetzt weiß man nur, dass Hinnerk Petersen verschwunden ist.«

»Wohin denn? Ins Märchenland der Friesengeister? Nee, nee, glaub mir, den sehen wir nicht wieder. Du hast doch einen Schlüssel zu seinem Haus. Wollen wir hinfahren?«

»Jetzt?«

»Morgen könnte es zu spät sein. Sofern wir nicht sowieso schon zu spät dran sind.«

Die Sache gefällt mir nicht. Simon klingt jedoch so besorgt, dass ich es nicht übers Herz bringe, ihm seine Bitte abzuschlagen. Seit Ewigkeiten ist er mit Petersen

befreundet, da liegt es nahe, dass ihm das Verschwinden seines alten Freunds keine Ruhe lässt. Ich gebe mir einen Ruck.

»Einverstanden. Kann aber ein bisschen dauern bei dem Wetter.«

Nachdem ich gewendet habe, geht es im Schnecken-tempo Richtung Süderheidetal. Die Straßen sind wie ausgestorben. Wer tut sich denn auch freiwillig etwas so Verrücktes an, bei diesem Unwetter unterwegs zu sein?

Eine knappe halbe Stunde später biegen wir in die Einfahrt zu Hinnerk Petersens Anwesen. Das Haus ist dunkel, hinter keinem der Fenster brennt Licht. Nachdem wir ausgestiegen sind, schreiten wir stumm durch den Garten. Es ist vollkommen still, bis auf den Wind, der uns Regenböen ins Gesicht peitscht.

Verdammt, was tue ich hier?

Auch dem Prince of Wales scheint der nächtliche Ausflug nicht ganz geheuer zu sein. Eng drückt er sich an meine Beine, als suche er Schutz, dann wieder japst und fiept er und zerrt an der Leine. Am Haus angelangt, klopfe ich mehrmals mit der Faust an die Eingangstür. Keine Reaktion.

»Los, schließ schon auf«, knurrt Simon.

»Wir können doch nicht einfach da reinspazieren«, widerspreche ich entrüstet. »Für die Besichtigung hatte ich mit Petersen ein Zeitfenster zwischen fünfzehn und siebzehn Uhr heute Nachmittag vereinbart. Womöglich ist er inzwischen wieder zu Hause, liegt friedlich im Bett und erschrickt sich zu Tode, wenn wir plötzlich in seinem Haus stehen.«

»Toter als tot geht nicht«, befindet Simon ungerührt. »Außerdem haben Hinnerk und ich uns versprochen,

aufeinander aufzupassen. Hat ja sonst keine Seele mehr. Seine Frau ist schon vor Ewigkeiten gestorben, seine Herren Söhne lassen sich nur alle Jubeljahre mal blicken.«

Immer dieselbe Geschichte, denke ich mit einem Anflug von Wehmut. Der ambitionierte Nachwuchs zieht in die Welt hinaus, die Alten bleiben zurück und werden ihrem Schicksal überlassen. Trotzdem. Wir haben kein Recht, hier einzudringen.

»Mach schon«, drängelt Simon.

Also schön. Mit einem unguuten Gefühl hole ich das klimpernde Schlüsselbund aus meiner Jackentasche und schließe die schwere hölzerne Haustür auf. Kaum habe ich den schmalen Flur betreten und das Licht angeknipst, verstärkt sich mein schlechtes Gefühl. Hoch über uns schweben die Holzbalken, wie ein Menetekel.

»Bist du da, Hinnerk?«, brüllt Simon unvermittelt.

Keine Antwort.

»Hinnerk?«

Es bleibt ruhig im Haus. Gespenstisch ruhig.

»Ich sehe mal im Schlafzimmer nach«, brummt Simon und stiefelt zur Treppe, die ins erste Stockwerk führt.

Die hölzernen Stufen ächzen leise unter seinen Tritten, während ich unschlüssig im schmalen Flur verharre. Selten habe ich mich so fehl am Platz gefühlt. Was, wenn der Hausherr nun doch selig schlummernd in den Federn liegt? Wie in aller Welt soll ich Hinnerk Petersen beibiegen, dass wir hier nur aus reiner Besorgnis mitten in der Nacht aufkreuzen?

Es ist einfach nicht okay. Hinzu kommt, dass ich mich beobachtet fühle. Beklommen spüre ich die Anwesenheit von etwas Feindlichem, Bedrohlichem. Augen, die sich auf mich richten, Blicke, die mich streifen. Ein kal-

ter Anhauch, der mir einen Schauer über den Rücken treibt.

Mit einem tiefen Seufzer kehrt Simon zurück.

»Nix. Hinnerk ist ausgeflogen. Oder längst überm Jordan.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Rumspionieren.«

»Bist du verrückt geworden?«, protestiere ich. »Wir können doch nicht ...«

»Jetzt hör mir mal gut zu.« Mit einem ausgestreckten Zeigefinger tippt mir Simon auf die Brust. »Es hat seinen Grund, warum ich mit dir herfahren wollte. Schließlich ist es dein Beruf, in fremden Wohnungen rumzuschneffeln.«

Na, besten Dank auch. Mein Job ist es, Immobilien vorteilhaft zu präsentieren, was einschließt, klar Schiff zu machen, bevor Interessenten zur Besichtigung kommen. Rumschnüffeln hätte ich das allerdings nicht genannt.

»Entschuldige«, lenkt Simon begütigend ein. »Ehrlich, ich kenne niemanden, der so ein gutes Auge hat, wenn es um Häuser und Menschen geht. Du witterst Dinge, die andere Leute übersehen. Deshalb bist du hier. Klar?«

Wortlos nicke ich. Schließlich weiß ich ja selbst, dass ich mehr sehe als andere. Und wenn mein durch lange Berufserfahrung erworbenes Talent dazu dient, verdächtige Spuren zu entdecken, ist es ja vielleicht doch gerechtfertigt, hier noch einmal nach dem Rechten zu schauen.

Unterdessen schiebt Simon bereits eine zweite Tür auf. Sie führt ins Wohnzimmer, einen niedrigen, etwas

muffig riechenden Raum, vollgestellt wie der Flur und von altbackener Gemütlichkeit. Leise fluchend sucht er nach einem Lichtschalter. Im nächsten Moment beleuchtet eine Stehlampe mit bräunlichem Schirm die Ansammlung betagter Sessel, Sofas und Tischchen. Ergänzt wird das Sammelsurium durch eine geschnitzte Anrichte, auf der sich dicht an dicht silbern gerahmte Familienfotos drängen.

»Ja, du darfst hier rumstöbern«, beantwortet Simon meine unausgesprochene Frage. »Und? Siehst du was Auffälliges?«

Aufmerksam lasse ich meine Blicke schweifen. Anders als bei der Begehung heute Nachmittag, bei der ich nach Papierschnipseln, Wollmäusen und kompromittierenden Gegenständen gefahndet habe, sollte ich mich jetzt wohl auf eventuelle Ungereimtheiten fokussieren.

Was mir im trüben Licht der Stehlampe als Erstes ins Auge fällt, sind die pastellfarbenen Seidenkissen auf dem durchgesessenen Gobelinsofa. Sie wirken neu – und sehr feminin. Zu feminin für einen Mann vom Schlage Hinnerk Petersens.

»Sag mal«, mit zwei Fingern streiche ich über das Blütenmuster eines zartvioletten Kissenbezugs, »stimmt es, dass Petersen manchmal Damenbesuch hatte? Beziehungsweise hat?«

Simons verwitterte Züge verfinstern sich.

»Damenbesuch? Hinnerk?«

»Komm schon, in der Alten Liebe wurde heute ganz offen darüber geredet. Pikanterweise soll es sich um eine Dame des Gewerbes handeln.«

»Und du Dummbax glaubst jeden Schiet, den die Leute von sich geben?«

Sein abweisender Tonfall wundert mich. Blockt Simon ab, weil er das süße Geheimnis seines Freundes Hinnerk schützen will?

»Es war deine Idee, dass ich mich hier ein bisschen umsehe und meine Schlüsse daraus zu ziehe«, verteidige ich mich.

»Dann mach halt.« Aufstöhnend lässt sich der alte Herr auf das Gobelinsofa fallen und streicht sich durch seine weißen Bartstoppeln. »Aber erzähl bloß nicht noch mehr Schietkram über Hinnerk, du Sherlock Holmes im Westentaschenformat.«

Ohne auf seine Bemerkung einzugehen, verziehe ich mich in die Küche, wo ich die elektrifizierte Petroleumlampe anschalte. Wie schon am Nachmittag betrachte ich den altmodischen Gasherd, die schweren Möbel aus nachgedunkelter massiver Eiche, die blau-weiß gemusterten Kacheln, deren Schiffsmotive auch auf meinem Schal zu finden sind.

Ist mir womöglich etwas entgangen?

Kühlschrank und Eisfach habe ich ja bereits gecheckt, dort muss ich nicht mehr nachschauen. Ein weiteres Mal wandert mein Blick durch die Küche. Neben der Spüle steht ein altmodischer Eisschrank mit einer Tür aus abgestoßener weißer Emaille. Die Sorte Schrank, in die man früher echte Eisblöcke legte. Hm. Den habe ich in der Tat übersehen.

Als ich ihn öffne, entdecke ich neben eingeschweißten Käsescheiben und einem verschrumpelten Salamirest drei Dosen Kaviar. Echten Kaviar, Beluga Malossol, die Fünfzig-Gramm-Dose nicht unter hundertsechzig Euro.

Leisten kann sich Hinnerk Petersen so was durchaus. Im Laufe der Jahre hat er bereits einige seiner umfang-

reichen Ackerflächen verkauft, die als Bauland ausgewiesen wurden. Doch die Vorstellung, dass der alte Mann hier ganz allein am Küchentisch hockt und teuren Kaviar löffelt, erscheint mir dann doch ziemlich abwegig.

Für wen also hält Petersen solche extravaganten Köstlichkeiten bereit? Für seinen geheimnisvollen Damenbesuch?

Auch die Spülmaschine – immerhin, es gibt eine – habe ich am Nachmittag nicht mehr inspiziert, das ist nun wirklich die Aufgabe der Putztruppe. Dennoch schaue ich nach. Auf den ersten Blick ist sie leer, im Gläserfach werde ich aber doch noch fündig. Ganz hinten steht eine weiße Porzellantasse. Vorsichtig nehme ich sie in die Hand und halte sie ins Licht der Deckenlampe.

Ein kaum merklicher hellrosa Lippenstiftabdruck klebt am Tassenrand.

Sofort explodieren die Spekulationen in meinem Kopf. Erstens muss jemand die Tasse in die Spülmaschine gestellt haben, nachdem der Putztrupp im Haus gewesen ist, also gestern Abend oder heute Morgen. Zweitens war hier ziemlich sicher eine Frau zu Gast. Und drittens: Falls der Lippenstiftabdruck von einer Dame des horizontalen Gewerbes stammt und falls es sich dabei um diese Julia handelt, hat Hinnerk Petersen tatsächlich ein bittersüßes Geheimnis.

»Was gefunden?«, ertönt eine knarrende Stimme.

Mit verschlossener Miene lehnt Simon Beeken am Rahmen der Küchentür.

»Du kennst Petersen besser als ich«, erwidere ich langsam. »Hältst du für möglich, dass er rosa Lippenstift benutzt und sich zum Abendbrot dosenweise Kaviar reinzieht?«



»Hä?«

»Sieh selbst.« Fragend halte ich ihm die Porzellantasse vor die Nase. »Sofern dein Freund keine heimliche Dragqueen ist, würde ich sagen, dass eine Frau daraus getrunken hat. Außerdem stehen drei Dosen besten Kaviars in dem ollen Eisschrank.«

»Ach nee.« Simons buschige weiße Augenbrauen rutschen hoch bis zum Schirm seiner Mütze. »Echt jetzt?«

»Verflixt, rede endlich mit mir!«, platzt mir der Kragen. »Erst schleppst du mich mitten in der Nacht hierher, damit ich für dich rumspioniere, und dann mauerst du? Ihr beiden alten Haudegen kennt euch doch so gut, dass du garantiert was über Petersens Liebesleben weißt!«

Mit steifen Schritten geht Simon zum Küchentisch und stützt sich mit einer Hand auf der Tischplatte ab. Sein Blick ist seltsam leer.

»Ach, Kristan, in unserem Alter redet man nicht über so was. Natürlich habe ich gehört, dass Hinnerk manchmal eine junge Dame empfängt. Aber wenn ich ihn darauf angesprochen habe, bügelte er mich immer damit ab, ich solle mich um meinen eigenen Kram kümmern.«

»Das ist alles?«

Ratlos hebt Simon die Schultern.

»Jedenfalls ist er zu alt und zu krank für, für ... irgendwelche Fisimatenten. Dachte ich.«

Nun ja, meiner Erfahrung nach muss man bei diesem Thema immer mit Überraschungen rechnen. So wie bei dem älteren Ehepaar, dem ich unlängst ein Reihenhaus in Tinnum verkauft habe. Nach der Vertragsunterzeichnung gestanden mir die beiden alten Leutchen, sie seien zwar verheiratet, aber nicht miteinander.

Andererseits übersteigt es meine Vorstellungskraft, nein, ich will mir gar nicht vorstellen, mit welchen Tricks irgendwelche Prostituierten einem Greis wie Hinnerk Petersen den einen oder anderen lustvollen Moment beschieren.

Ein seltsames Fiepen unterbricht meine Überlegungen. Schwanzwedelnd steht der Prince of Wales vor dem Regal, wo ich heute Nachmittag das zerbrochene Glas mit Lilos Hundefutter gefunden habe. Klar, mit seiner feinen Nase hat er den Duft des Hühnerfrikassees erschnuppert, obwohl ich es aufgewischt habe. Vielleicht gibt es da einen Zusammenhang mit Hinnerk Petersens Besuch?

»Sag mal, Simon, hat Hinnerk einen Hund?«

»Was?« Der alte Herr schüttelt den Kopf. »Früher hielt er Hofhunde, aber das ist lange her.«

Genau das habe ich mir schon gedacht. Damit dürfte der Fall klar sein: Offensichtlich hat Hinnerk Petersen nicht nur seinen Damenbesuch fürstlich bewirtet, sondern auch einen dazugehörigen Vierbeiner. Aber bringt uns das irgendwie weiter?

Gähmend schaue ich zur Uhr. Halb zwei schon. In wenigen Stunden muss ich für meinen ersten Termin auf der Matte stehen.

»Also, Simon, ich schau mir noch schnell den Rest an, dann ist es Zeit für den Abflug.«

»Wie du willst.«

Die anderen Zimmer geben nichts her. Sie wirken unbewohnt, so als hätte sich Petersen nur noch in der Küche, im Wohnzimmer und in seinem Schlafzimmer aufgehalten. Letzteres ist spartanisch wie eine Mönchsklausur eingerichtet – weiß gekalkte Wände, schlichtes

Bett, wuchtige Kleiderschränke, keine Bilder, kein Klimbim. Nach einem Liebesnest sieht es nicht gerade aus.

Das war's dann wohl.

Auf dem Weg nach draußen schaue ich noch einmal im Vorübergehen durch die offene Wohnzimmertür. Intuitiv halte ich inne. Es ist die geschnitzte Anrichte mit den Fotos, die mich magisch anzieht.

Warum, kann ich nicht sagen. Doch auf einmal sagt mir meine Intuition, dass mir etwas Wichtiges entgangen ist.



## KAPITEL 6

Von meiner Eingebung getrieben, betrete ich erneut den Raum und lenke meine Schritte zur Anrichte.

Die meisten Fotos sind vergilbt und zeigen mehrere Generationen Großfamilien, vom Fotografen zeittypisch drapiert. Aufgereiht wie Orgelpfeifen, starren die Abgelichteten in die Kamera. Auf einem Foto jüngeren Datums sind nur vier Personen zu sehen: ein Ehepaar, augenscheinlich der Hausherr und seine Frau, sowie ihre beiden Söhne im Alter von etwa sechs und zehn Jahren. Etwas gezwungen lächeln sie ins Nirgendwo.

Neugierig geworden, nehme ich das Foto in die Hand. Vielleicht gibt es mir ja einen Hinweis? Im selben Augenblick ertasten meine Finger ein weiteres Foto, das an der Rückseite klemmt. Ich drehe den Rahmen um.

Von einem gelblich-grün verblassten Polaroid lacht mir eine junge dunkelhaarige Frau entgegen. Das bunte Kleid mit Schulterpolstern im Neunziger-Style und der Zustand des Fotos lassen darauf schließen, dass es schon älter sein muss. Im Umkehrschluss heißt das: Diese junge Frau ist nicht Julia. Wer dann?

»Sieh mal«, ich reiche das Foto Simon, der ebenfalls noch einmal ins Wohnzimmer gekommen ist, »kennst du die Dame?«

Mit zusammengekniffenen Lidern betrachtet er das Polaroid, dann gibt er es mir achselzuckend zurück.

»Nee. Nie gesehen.«

Aber irgendwas muss es doch damit auf sich haben. Jedenfalls steht außer Frage, dass die dunkelhaarige Schönheit eine entscheidende Rolle in Petersens Leben spielt. Warum sonst hätte er das Polaroid ausgerechnet hinter dem Foto seiner Familie versteckt? So als gehöre die junge Frau irgendwie dazu?

Doch wenn selbst die wandelnde Inselchronik Simon Beeken keine Auskunft darüber geben kann, ist es so gut wie ausgeschlossen, jemals mehr zu erfahren.

Vorsichtshalber fotografiere ich das Polaroid mit meiner Handykamera ab, dann stecke ich es wieder fest und stelle den Silberrahmen zurück auf die Anrichte. Ja, Häuser erzählen Geschichten. Und im Leben von Hinnerk Petersen gibt es offenbar ein, zwei Kapitel, die er sogar seinem Freund Simon verschwiegen hat.

Diese Aktion hätten wir uns wirklich sparen können, denke ich missmutig, als wir in unseren Regenmänteln ohne ein weiteres Wort das Haus verlassen. Ist ja auch ziemlich frustrierend, sich die Nacht um die Ohren zu schlagen und dann nichts weiter als ein paar wackelige Theorien in den Händen zu haben.

Simon scheint es ähnlich zu gehen. Mit steifen Schritten stapfen wir zurück durch den Vorgarten, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Dumm nur, dass Gedanken die äußerst störende Eigenart haben, sich selbstständig zu machen. Obwohl ich völlig übermüdet bin, arbeitet mein Hirn unverdrossen weiter, so als wollte es doch noch irgendeine Quintessenz aus dem Gesehenen ziehen. Ob ich will oder nicht, permanent zerbreche ich mir den Kopf über das zerbrochene Glas Happy-Belly-Hundenahrung. Da die Produkte von Lieselotte frisch zubereitet werden und

keinerlei Konservierungsstoffe enthalten, muss man sie im Kühlschrank aufbewahren. Im Regal hat das Glas also nicht gestanden, was bedeutet, dass es auch nicht aus Versehen, etwa durch eine unbedachte Bewegung, runtergefallen sein kann.

Was hat sich in der Küche abgespielt? Wollte Hinnerk Petersen das Glas aus dem Kühlschrank holen, um den Hund seiner Besucherin zu füttern? Ist er durch irgend-etwas gestört worden, etwas so Erschreckendes, dass ihm das Glas aus der Hand rutschte? Aber warum hatte er dann nicht sauber gemacht?

Komm runter, Kristan, ermahne ich mich. Alte Leute sind eben etwas tüddelig, da geht schon mal was daneben. Schluss für heute. Du musst ins Bett.

Mir fallen fast die Augen zu, als wir die Auffahrt erreicht haben und ich den Wagen aufschließe. Ganz anders der Prince of Wales. Statt wie gewohnt auf den Beifahrersitz zu springen, zerrt er bellend und zappelnd an der Leine, bis er es schafft, sich loszureißen. Wie ein Pfeil schießt er davon.

»Komm sofort zurück, Prince!«, schreie ich aus Leibeskräften. »Verdammt, wo bist du?«

Eine müßige Frage. Man sieht ja kaum die Hand vor Augen in dieser Dunkelheit. Nur das heisere Gebell gibt mir eine vage Orientierung, als ich meinem Corgi hinterherrenne. Immer tiefer laufe ich in den Garten hinter dem Haus. Herabhängende Äste streifen mein Gesicht, dorniges Gestrüpp zerkratzt meine Hände.

Plötzlich stößt mein Fuß an etwas Großes, Weiches. Im nächsten Augenblick schlage ich der Länge nach hin, und ein flammender Schmerz durchzuckt mein linkes Bein.

Scheibenkleister. Aufstöhnend ziehe ich mein Handy aus der Jackentasche, um die Taschenlampe zu aktivieren. Dann stockt mir das Blut in den Adern. Bewacht vom hechelnden Prince of Wales, liegt direkt neben mir ein Mann.

Mit offenen Augen. Bewegungslos. Tot.



## KAPITEL 7

Diese würgende Übelkeit. Dieser kreiselnde Schwindel und das Gefühl, den Verstand zu verlieren. Ich muss ohnmächtig geworden sein, wie lange, weiß ich nicht. Lange genug allerdings, dass Simon in der Zwischenzeit die Polizei rufen konnte. Im Garten wimmelt es auf einmal von uniformierten Polizisten und Sanitätern in Warnwesten, die in alle Richtungen ausschwärmen.

»Ich liege neben einer Leiche, ich liege neben einer Leiche«, murmele ich in einem fort, das namenlose Grauen in nüchterne Worte fassend, damit ich nicht komplett durchdrehe. Leiche, das klingt so sachlich und emotionslos, als spräche man von einem toten Fisch oder einem halb verwesenen Tierkadaver im Straßengraben.

Genau das brauche ich jetzt, denn der Anblick des Toten löst unerträgliche Erinnerungen aus, so wie das flackernde Blaulicht vor nächtlicher Kulisse. Elf Jahre schnurren zu einem nie endenden peinigenden Augenblick zusammen.

Damals war es das gleiche Bild: dieselbe hektische Geschäftigkeit von Polizisten und Sanitätern, dieselbe Hilflosigkeit angesichts einer Katastrophe, die mich jetzt wieder mit voller Wucht überwältigt.

Dennoch kann ich meinen Blick nicht von dem toten Hinnerk Petersen abwenden. Fast zwanghaft betrachte ich seine wächserne Haut, dünn wie Pergamentpapier,



die spitz hervortretenden Wangenknochen, die starren Augen. Und ich ahne den Verfallsprozess, der schon eingesetzt hat, unwiderruflich, um aus einem menschlichen Wesen etwa siebzig Kilo Biomasse zu machen, bereit, nach der rechtsmedizinischen Analyse verbrannt oder vergraben zu werden.

Nur die Seele ist noch da. Ich spüre es, so wie damals, als ... Nein, ich darf nicht daran denken, sonst drehe ich doch noch durch.

Ein uniformierter Polizist kniet sich neben mich.

»Hauptkommissar Kröger, Revier Westerland. Können Sie mich hören?«

Blinzelnd schaue ich zu ihm hoch. Sein jugenhaftes Gesicht könnte man spontan sympathisch finden, wenn nicht etwas unangenehm Lauerndes darin läge. Matt hebe ich eine Hand. Dann gleitet mein Blick zum taghell angestrahlten Haus von Hinnerk Petersen, wo weitere Polizisten damit beschäftigt sind, alles mit rot-weißem Flatterband abzusperren. Vor dem dunklen Nachthimmel wirkt das Ganze unwirklich, wie ein Filmset.

»Herr Dennermann – so heißen Sie doch?«

»Ja, wie kommen Sie darauf?«

»Na, Ihr Maklerschild.« Der Polizeibeamte zeigt auf das große blau-weiße Schild neben der Gartenpforte. »Da steht Ihr Name drauf. Und ein Foto von Ihnen.«

Der hält sich wohl für besonders schlau.

Hinter ihm taucht jetzt Simon auf, grell beleuchtet von den Scheinwerfern, die man ringsum im Garten aufgestellt hat. Alles Blut ist aus seinem Gesicht gewichen, er ist weiß wie die Wand. Stoisch lauscht er der Salve enervierter Fragen, die der Kommissar jetzt auf uns abfeuert: Was wir hier mitten in der Nacht täten, wie

gut wir den Verstorbenen gekannt hätten, was wir uns eigentlich rausnehmen, frohgemut auf einem Tatort rumzutrampeln.

»Wäre nicht das erste Mal, dass uns Amateure in die Ermittlungsarbeit reinfunken«, blafft er. »Avanti dilet-tanti! Bestimmt haben Sie wertvolle Spuren vernichtet, Sie Hornochsen.«

»Wir haben eigentlich gar nichts weiter getan oder ge-sehen«, erwidere ich stöhnend. »Wenn Sie nichts da-gegen haben, würde ich ganz gern nach Hause fahren.«

Der Schmerz ist kaum noch auszuhalten, dennoch sehe ich seltsam distanziert, fast teilnahmslos zu, wie zwei Sanitäter mein linkes Bein tapen. Gottlob ist nichts gebrochen, nur gezerrt, versichern sie mir halblaut.

»Und Sie haben wirklich nichts Besonderes beobach-tet?«, hakt der Kommissar nach.

»Fragen Sie doch den Hund.« Simon deutet auf den Prince of Wales, der schwanzwedelnd um mich herum-springt. »Der Kleine hat den Toten zuerst gesehen.«

»Ihre Respektlosigkeiten können Sie sich sparen«, schnarrt Hauptkommissar Kröger. »Sie beide gehören eindeutig zum Kreis der Verdächtigen.«

»Schon vergessen, dass Sie hier sind, weil ich Sie benachrichtigt habe?«, kontert Simon seelenruhig. »Seit wann rufen Mörder die Polizei?«

»Zur Ablenkung natürlich«, kommt es gallig zurück.

»Hast du gehört, Kristan? Demnach sind wir äußerst raffinierte Hornochsen.«

Mir steht jedoch nicht der Sinn nach Sarkasmus. In-zwischen habe ich mich mithilfe der beiden Sanitäter aufgerichtet und sehe erschüttert zu, wie sich ein be-handschuhter Forensiker im weißen Overall über den

Toten beugt. Er tastet den leblosen Körper so mitleidlos ab wie ein Koch, der ein Stück Fleisch auf seine Verwendbarkeit für Topf und Pfanne untersucht. Aber so ist das eben. Mit dem letzten Atemzug erlischt auch die Menschenwürde.

Prompt wird mir wieder schwindelig. Hätten mich die Sanitäter nicht gestützt, ich wäre gleich noch einmal hingeschlagen.

»Nun markieren Sie bloß nicht den sterbenden Schwan«, herrscht mich Hauptkommissar Kröger an. »Denken Sie lieber noch mal nach. Irgendwas muss Ihnen doch aufgefallen sein.«

»Nein, nichts von Belang.«

»Was wollten Sie dann hier?«

»Ich würde jetzt wirklich gern gehen«, flüstere ich mit letzter Kraft. »Könnten wir vielleicht morgen ...«

»Chef, ich hab da was«, werde ich von dem Forensiker unterbrochen, der mit gewichtiger Miene auf den Toten deutet. »Am Os occipitale klebt Blut. Könnte vom Sturz kommen – oder der Mann wurde durch einen Schlag auf den Hinterkopf getötet, was dann mit einem stumpfen Schädeltrauma einhergehen würde. Alles Weitere sollte in der Rechtsmedizin abgeklärt werden. Ach ja, und er stinkt nach Knoblauch wie zehn Dönerbuden.«

»Soso, ein Schlag auf den Hinterkopf«, wiederholt Hauptkommissar Kröger. Streng fixiert er erst Simon, dann mich. »Das deutet auf einen männlichen Täter hin.«

»Von der Sorte gibt es auf Sylt ja auch nur ein paar Tausend Kandidaten«, ätzt Simon. »Glückwunsch zur heißen Spur.«

Mit dieser Einlassung kommt er gar nicht gut an. Das

jungenhafte Gesicht des Kommissars verzieht sich zu einer feindseligen Grimasse.

»Jetzt hören Sie mal gut zu, Sie Komiker. Wir haben einen Toten zu beklagen, da macht man keine blöden Witze, klar?«

»Jawoll, Herr Wachtmeister. Klar wie Korn.« Simon salutiert scherzhaft, indem er zwei Finger an seine Mütze legt. »Und jetzt müssen wir wirklich los, sonst kippt hier gleich der Nächste um. Herr Dennermann ist schon ganz grün um die Nase.«

»In der Tat sollte er sich so rasch wie möglich hinlegen und das Bein hochlagern«, bestätigt einer der Sanitäter und reicht mir eine weiße Schachtel. »Hier, gegen die Schmerzen.«

Kommentarlos stecke ich die Tabletten ein.

Nehmen werde ich sie nicht. Ich darf es nicht. Seit dem Unfall vor elf Jahren besteht permanent die Gefahr einer Medikamentenabhängigkeit. Damals habe ich wahllos alles eingeworfen, was ich kriegen konnte, Oxytocin, Morphine, Amphetamine. Doch ich werde mich hüten, solche Dinge ausgerechnet einem wie Kröger zu erzählen. Am Ende legt er es mir noch negativ aus, nachdem er mir so überdeutlich gezeigt hat, wie suspekt ich ihm bin.

»Bevor Sie wegfahren, müssen Sie Ihre Ausweise scannen lassen«, ordnet er an. »Unseren Bordcomputer finden Sie in einem der Polizeiwagen, die an der Auffahrt parken. Bitte halten Sie sich in den nächsten Tagen für weitere Vernehmungen bereit.«

Erleichtert, dass wir damit vorerst entlassen sind, begeben wir uns zu den Polizeiautos, Simon aufrechten Gangs, ich humpelnd bei ihm eingehakt.

Nachdem wir unsere Dokumente abgegeben haben, warten wir frierend im kalten Nachtwind. Ein Schauer überläuft mich, weil mir auf einmal klar wird, dass mich meine Intuition nicht getrogen hat, als ich mich in Petersens Haus beobachtet fühlte. Sehr wahrscheinlich war der Täter ganz in der Nähe. Und hat Hinnerk Petersen getötet, während wir die Zimmer durchsuchten.

Sind wir vielleicht selbst nur knapp einem Mordanschlag entgangen?

Ein Polizist reicht uns unsere Ausweise zurück. Endlich. Ich will hier nur noch weg. Schwankend löse ich mich von Simon, der mich bis jetzt gestützt hat.

»Dann mal los, ich bringe dich nach Hause.«

Zweifelnd mustert er mich.

»Kannst du überhaupt fahren?«

Mein Atem fliegt immer noch, in meinen Ohren rauscht es. Verfluchtes Trauma.

»Geht schon. Ist ja nur das linke Bein, das was abbekommen hat.«

»Wenn du meinst – gut, vielen Dank.« Der alte Herr räuspert sich ausgiebig. »Und danke auch, dass du heute mitgekommen bist, das weiß ich sehr zu schätzen.«

Als wir im Wagen sitzen, der Prince of Wales vorn, Simon hinten, fühle ich mich bemüßigt, ihm quasi offiziell mein Beileid auszusprechen. Er wirkt mitgenommen, richtiggehend verstört, was wohl auch seine ungewohnt milde Tonlage erklärt. Sonst kommt er wesentlich rau-beiniger rüber.

»Tut mir aufrichtig leid, dass du diesen Verlust so hautnah erleben musstest, Simon. Schließlich wart ihr Freunde.«

»Tja, wieder einer weniger, mit dem ich Erinnerungen

teilen kann.« Im Rückspiegel beobachte ich, wie er sich mit einem Taschentuch über die Augen fährt. »Langsam sterben mir die Gesprächspartner weg. Aber Hinnerks Ableben war sowieso nur noch eine Frage der Zeit.«

»Ach, ja? Was hatte er denn?«

»Das weißt du doch bestimmt – Krebs.« Ein Wort wie ein Geschoss. »Der ganze Körper war schon zerfressen, trotzdem konnte es wohl einigen Leuten nicht schnell genug gehen. Gibt so einige, die scharf auf das Haus sind.«

»Wer genau?«

Mit einem Ausdruck größter Missbilligung reibt sich Simon die Schläfen.

»Man munkelt von einer Investitionsgesellschaft, die auf Hinnerks Grundstück am Rand von Süderheide eine Wellness-Oase hinklotzen will. Doch er hatte andere Pläne.«

Augenrollend biege ich in die Hauptverkehrsstraße ein, die nach Morsum führt. Muss man diesem Mann denn alles einzeln aus der Nase ziehen?

»Pläne, die du zufälligerweise kennst?«

Wie versteinert hockt Simon im Fond, die Lippen fest aufeinandergepresst. Unsere Blicke treffen sich im Rückspiegel.

»Lass es, Kristan«, sagt er grollend.

»Was denn?«

»Nun tu mal nicht so. Ich sehe dir doch an der Nasenspitze an, dass du auf eigene Faust ermitteln willst. Sonst hättest du ja wohl kaum unserem sympathischen Herrn Kommissar verschwiegen, was dir so alles im Haus aufgefallen ist.«

Dagegen lässt sich schwerlich etwas einwenden. Es

stimmt ja auch: Ich traue diesem Kröger keineswegs zu, einen derart diffizilen Fall mit der gebührenden Feinfühligkeit zu behandeln. Der Typ will einen schnellen Erfolg, zur Not mit falschen Beschuldigten. Allein, dass er diejenigen verdächtigt, die den Toten gefunden haben, zeugt von blindem Ehrgeiz.

Mit einer Hand streichele ich das schmutzverkrustete Fell meines Corgis, die Augen wieder nach vorn gerichtet. Wir kommen nur gemächlich voran. Obwohl der Regen mittlerweile etwas nachgelassen hat, wage ich es nicht, auf mehr als dreißig Stundenkilometer zu beschleunigen.

Lieber heil ankommen als gar nicht.

Endlich gleitet das Ortsschild von Morsum vorbei. Die letzten Meter holpert der Wagen über grobes Kopfsteinpflaster, dann halte ich vor einem stattlichen ehemals weiß getünchten Haus mit geschnitztem Giebel.

Simons Vorfahren waren Seeleute, sein Großvater hat es zum Kapitän gebracht. Entsprechend prächtig ist das Gebäude, das von alten Obstbäumen eingerahmt wird. Simon könnte einige Millionen dafür einsacken. Im Grunde bewundere ich ihn für die Coolness, mit der er das viele Geld ignoriert, um seinen Lebensabend in der gewohnten Umgebung zu verbringen.

»Soll ich noch mit reinkommen, Simon?«

»Nee, lass mal stecken.«

Das sagt er in letzter Zeit öfter. Ich weiß nicht so recht, warum. Weil unsere Freundschaft abkühlt? Weil es ihm zu lästig ist, einen Gast zu haben? Früher haben wir oft in seiner Küche gegessen und ein Bier getrunken.

»Du bräuchtest Ruhe nötiger«, setzt Simon hinzu, »so käsig, wie du aussiehst.«

»Keine Sorge, das wird schon. Morgen ist ein neuer Tag.«

Unwillig legt der alte Herr seine Stirn in Falten.

»Solche Plattitüden kannst du für dich behalten. Mach bloß nicht den James Bond, ja? Glaub mir: Das hier ist eine Nummer zu groß für dich.«

»Was soll das denn heißen – eine Nummer zu groß?«

»Frag nicht, halte dich einfach dran. Nacht, Kristan.«

Nachdem er ausgestiegen ist, bleibe ich noch eine Weile im Wagen sitzen, ohne loszufahren. Seine Warnung irritiert mich. Irgendwas behält er für sich. Wenn ich bloß wüsste, was.





## KAPITEL 8

So wie jeden Morgen starte ich pünktlich um halb acht meinen Spaziergang zur Leysieffer-Filiale in der Friedrichstraße. Das schmerzhaft Ziehen in meinem linken Bein verbietet zwar längere Fußmärsche, aber es hilft ja nichts. Schon seit vielen Jahren ist Westerlands Geschäftsmeile eine Fußgängerzone, und ohne meinen Leysieffer-Kaffee bin ich nur ein halber Mensch.

Heute habe ich den Kaffee besonders nötig. Nach der letzten Nacht bin ich ein Schatten meiner selbst, ein Zombie, mehr tot als lebendig.

Wenig verwunderlich, habe ich doch viel zu kurz und hunds miserabel geschlafen, weil mich die gestrigen Ereignisse bis in meine Träume verfolgten. Erst ist mir der baumelnde Vater von Hinnerk Petersen erschienen, grausig entstellt, mit leeren Augenhöhlen, danach habe ich mich in einem labyrinthartigen Haus verirrt, das jenem von Petersen ähnelte, bis mir schließlich Petersen selbst erschien, wächsern, mit weißlichen Lippen und sehr tot.

Erst das Geräusch meines Handyweckers konnte mich erlösen. Ich bin einfach zu empfänglich, zu durchlässig.

Während ich tapfer weiterhumpelnde, inhaliere ich die frische salzige Luft und schaue hoch zum Himmel. Der Sturm hat abgedreht und ist in Richtung Festland weitergezogen. Gerade bricht die Wolkendecke auf, zaghaft

noch, aber verheißungsvoll genug, dass man einen son-  
nigen Tag erwarten kann.

Sowas lässt sich kein Syltbesucher entgehen. Trotz der  
frühen Uhrzeit drängen sich bereits einige bunt geklei-  
dete Touristen vor den Andenkenläden. Die Terrassen  
der Straßencafés quellen über von Gästen, dazwischen  
laufen fröhlich kreischende Kinder herum, und es sind  
so viele Hunde unterwegs, dass der Prince of Wales  
Mühe hat, seine Contenance zu wahren.

Auch bei Leysieffer ist es gepackt voll. Die Warte-  
schlange vor dem Tresen reicht bis hinaus auf die Straße,  
sodass ich volle zehn Minuten warten muss, bis ich an  
die Reihe komme.

»Moin, Kristan, wie immer Latte macchiato mit einem  
Extrashot Espresso?«, werde ich von meiner Freundin  
Lieselotte begrüßt, einer älteren Dame mit grauem Haar-  
knoten, die in einer adretten weißen Schürze hinterm  
Tresen steht.

Vor einigen Jahren habe ich ihr bei einem Nachbar-  
schaftsstreit geholfen. Glücklicherweise kannte ich den  
streitbaren Mann und habe dafür gesorgt, dass wieder  
Frieden einzieht. Unentgeltlich natürlich. Seitdem sind  
wir befreundet.

»Danke, Lilo, ja, wie immer.«

»Du bist aber nicht wie immer.« Sie legt den Kopf  
schräg. »Was ist los? Wer hat dir die Petersilie verhagelt?«

»Ach, war einfach ein harter Tag gestern«, weiche ich  
aus. »Und bei dir? Wie laufen die Geschäfte?«

Ein verschmitztes Lächeln kräuselt ihre Lippen, als sie  
sich etwas zu mir vorneigt.

»Du meinst, mein Hundecatering? Die Leute kaufen  
das Zeug wie verrückt.«

»Freut mich.« Anerkennend hebe ich einen Daumen.  
»Den Erfolg hast du dir hart erarbeitet.«

Das ist mehr als eine Floskel. Mich beeindruckt, wie beherzt Lieselotte ihr Schicksal in die Hand genommen hat. Jahrzehntlang besaß sie ein kleines Restaurant in Westerland, mit bodenständiger friesischer Küche. Leider wurde es im Laufe der Zeit ein Zuschussgeschäft, weil das arg renovierungsbedürftige Lokal immer weniger Gäste anlockte. Für aufwendige Umgestaltungen fehlte das Geld, die Banken stellten auf stur, ein Insolvenzverwalter erledigte den Rest.

Nun arbeitet Lieselotte halbtags im Café Leysieffer und betreibt nebenher einen schwunghaften Handel mit ihrer selbst gekochten Happy-Belly-Hundenahrung.

Auf Sylt kommt das bestens an. Wer auf sich hält, füttert seinen vierbeinigen Liebling mit Lilos Bio-Rinderragout, ihrem Frikassee von artgerecht gehaltenem Federvieh oder wählt die vegane Gemüse-Mousse, die sie neuerdings anbietet.

Was kaum jemand weiß: Obwohl sie für ein einziges Glas stattliche zwölf Euro nimmt, verschenkt sie einen Teil ihrer Produktion. Auch auf Sylt gibt es Leute, die so knapp bei Kasse sind, dass sie sich für ihre Hunde kaum das Billigtrockenfutter vom Discounter leisten können.

»Hast du schon die Sache mit Hinnerk Petersen gehört?«, wispert Lieselotte, während sie mir den gefüllten Kaffeebecher über den Tresen schiebt. »Was für eine Tragödie.«

»Ja, es ...«, ich schlucke, beim Gedanken an den Toten bildet sich ein Kloß in meinem Hals, »... derartige Vorfälle sprechen sich schnell herum.«

»So einen grässlichen Tod hat er wahrlich nicht ver-

dient«, seufzt Lilo. »War ein feiner Kerl, der Hinnerk. Und er liebte meine Hundenahrung.«

»Simon meinte, Petersen hätte gar keinen Hund gehabt.«

»Was soll ich sagen«, Lieselotte grient spitzbübisch, »manche Leute essen meine Happy-Belly-Sachen selber. Ist ja auch erstklassige Qualität. Ich habe ihm die Gläser immer persönlich geliefert, weil ich ihn mochte. Ein bisschen schrullig war er ja, der Hinnerk, aber alles in allem mit dem Herzen auf dem rechten Fleck.«

»Wer sollte ihn dann ermorden wollen?«

Mit energischen Bewegungen wischt sie den Tresen ab, unversehens weicht ihre gute Laune einer düsteren Miene.

»Ach, Kristan, du weißt doch: Wo's nach Geld riecht, sind die Geier nicht weit. Wenn du mich fragst, hatten es so einige auf sein Anwesen abgesehen. Gibt ja immer weniger schöne Friesenhäuser, die zum Verkauf stehen, und die Söhne wollen bestimmt alles schnell zu Geld machen.«

»Fuck, wird das noch was vor Weihnachten?«, fährt ihr jemand in die Parade, der hinter mir in der Schlange steht. »Ich warte hier wie blöd und will endlich meinen Kaffee.«

Empört wirbele ich herum und mustere den Krawallmacher. Es ist ein magerer junger Typ im schwarzen Kapuzenshirt, der penetrant nach Marihuana riecht. Nicht gerade die Sorte Touristen oder Sylter, die man gemeinlich auf der Friedrichstraße trifft.

»Etwas mehr Respekt vor dieser Dame, ja?«, fahre ich ihn an, dann wende ich mich wieder Lilo zu. »Nimm dir das bloß nicht zu Herzen.«

Eine konsternierte Sekunde lang starrt sie auf ihre abgearbeiteten Hände. Dann schaut sie dem jungen Typen geradewegs ins Gesicht.

»Kaffee ist aus.«

»Was?«

»Sie müssen sich Ihren Kaffee woanders holen. Schönen Tag noch.«

Dem jungen Mann bleibt der Mund offen stehen, bevor er sich unflätig fluchend trollt.

»Ungeduld ist die Geißel unserer Gegenwart«, verkündet Lieselotte so laut, dass es jeder in der Schlange hören kann. »Also, Kristan, nimm dir Zeit für deinen Kaffee. Ich hoffe, du findest draußen noch ein Plätzchen, ist ja ziemlich voll heute. Warte, ich habe noch was für deinen Prinzen.« Lächelnd holt sie zwei Leberwurstkekse aus ihrer Schürzentasche, die sie auf den Tresen legt. »Wohl bekomm's.«

»Danke, du bist ein Schatz. Bis morgen, Lilo.«

Ich habe Glück. Just als ich mit meinem Kaffeebecher vor die Tür trete, wird einer der Stehtische mit Barhockern frei, sodass ich nicht nur einen Platz, sondern auch einen Sitzplatz ergattere.

Mein linkes Bein dankt es mir. Auch der Prince of Wales ist hochzufrieden. Schwanzwedelnd bezieht er Position zu meinen Füßen, um in aller Ruhe seine Leberwurstkekse zu knabbern. Darüber vergisst er sogar, die zahlreich vorbeiwuselnden Hunde anzuklaffen.

Genüsslich hebe ich den Becherdeckel ab. Ich liebe den Moment, wenn ich mir den ersten Kaffee des Tages gönne, denn nirgendwo kann man so herrlich Leute beobachten wie von diesem Logenplatz aus. Vor mir tobt das pralle Menschenleben. Junge sportliche Pärchen in

Surferanzügen aus Neopren mischen sich mit gemächlich schlendernden Rentnern, schmuckbehangene Damen in Designeroutfits streben Seite an Seite mit Windjacken-Normalos zur Kurpromenade.

Für mich ist es ein allmorgendlicher Gedankensport, zu überlegen, welchem Passanten ich welches Objekt empfehlen würde. In meinem Metier weiß man einfach irgendwann, welcher Typus welche Vorlieben hegt.

Nur die finanziellen Mittel sieht man den Leuten nicht immer an. Es ist durchaus vorgekommen, dass Kunden in Discounter-Schuhen und abgetragenen Klammotten ohne mit der Wimper zu zucken mehrere Millionen für eine Immobilie hinblättern. Auch umgekehrt können Schein und Sein – respektive Schein und Haben – weit auseinanderklaffen. Es sind viele Blender unterwegs, und nicht jeder Goldkettchenträger hat ein gut gefülltes Konto.

Heute steht mir jedoch nicht der Sinn nach solchen Gedankenspielen. Nach dem zweiten Schluck Kaffee hole ich mein Handy heraus, um das abfotografierte Polaroid mit der jungen dunkelhaarigen Frau zu betrachten. Unbeschwert, ja, übermütig lacht sie in die Kamera. Angesichts der Tatsache, dass Hinnerk Petersen nicht mehr unter den Lebenden weilt, berührt mich dieses Lachen merkwürdig. Es wirkt unangebracht, fast makaber.

Unverwandt starre ich auf das Foto. Wer bist du? Was verbindet dich mit dem Toten? Lebst du überhaupt noch?

Ich bin so tief in den Anblick versunken, dass ich zusammenzucke, als das Handy vibriert und Hellas Name auf dem Display erscheint.

»Honeypenny. Alles in Ordnung?«

»Morgen, Jamie. Hier ist eine Dame, die einen Termin mit dir hat. Deine Lieblingskundin, weißt schon.«

Grundgütiger. Meine Uhr zeigt Viertel nach acht, erst um neun Uhr bin ich mit Eleonore Goosejacob verabredet. Typisch. Wenn diese Frau was von mir will, dann immer gleich vorgestern. Aber so läuft das eben: Als Makler ist man vor allem Dienstleister. Da gibt es keine Stechuhr, keinen Feierabend, keine Privatsphäre. Nicht mal am frühen Morgen.

»Okay, Hella«, füge ich mich ins Unabänderliche. »Bin schon unterwegs.«

»Brav.« Sie lacht vergnügt, vielleicht auch ein bisschen schadenfroh. »Eleonore hat dich ja echt im Griff. Ciao, bis gleich.«

Hastig stürze ich den restlichen Kaffee runter und mache mich auf den Weg zu meinem Maklerbüro, das nur wenige Schritte entfernt in der Andreas-Dirks-Straße liegt. Ein Klacks. Allerdings nicht mit einem gezerrten Bein. Leise stöhnend tappe ich vorwärts und habe die Strecke mehr schlecht als recht fast bewältigt, als mir jemand auf die Schulter tippt.

»Hey, Kristan, hast du dir beim Tanzen den Fuß verrenkt?«

Es ist Sven Atzorn. Selbst im gnadenlosen Morgenlicht sieht der Apotheker beneidenswert gut aus, perfekt gebräunt und vom Fluidum eines vermögenden Mannes umgeben. An seinem Handgelenk baumelt ein teurer Chronometer, seine dunkelblaue Designer-Steppjacke prunkt mit einem Kragen aus geschorenem Nerz, obwohl er den heute ganz bestimmt nicht braucht. Inzwischen hat sich die Sonne erfolgreich durch die Wolken gekämpft, es verspricht ein warmer Tag zu werden.

Nun, wer hat, der hat. Atzorns Apotheke brummt, außerdem soll er einem Ondit zufolge reich geerbt haben.

»Ich war gestern Nacht Gassi mit dem Prince of Wales, da bin ich im Dunkeln gestolpert«, schwindele ich.

»Immer noch besser als das, was Hinnerk Petersen passiert ist.« Sven Atzorn sieht sich kurz um, dann senkt er seine Stimme. »Wobei der schnelle Tod sicher eine Erlösung für ihn war. Ich darf dir das eigentlich gar nicht sagen, aber Petersen bezog bei mir seine Krebsmedikamente. Prostatakarzinom, multipel metastasiert, unheilbar – so was wünscht man nicht mal seinem ärgsten Feind. Da ist ein rascher Tod schon eine Gnade.«

Ich bin etwas anderer Meinung. Kein gebrechlicher Mann läuft freiwillig nachts in seinem dunklen Garten herum. Hinnerk Petersen muss Todesängste ausgestanden haben, als er vor seinem Mörder floh, um dann am Ende doch noch brutal niedergeschlagen zu werden. Aber solche Details behalte ich lieber für mich.

»Ich muss los«, erwidere ich nur. »Termine.«

Der Apotheker tritt einen Schritt zurück und runzelt die Stirn.

»Ich mache mir ein bisschen Sorgen. Gestern warst du auch schon voll neben der Kappe. Kann ich dir vielleicht irgendwie helfen? Du weißt, ich bin immer für dich da.«

Seine Worte tun mir gut. Auch wenn Sven manchmal etwas oberflächlich wirkt, ist er stets zur Stelle, wenn man ihn braucht. Als ich neu auf der Insel war, hat er mir einige Kunden vermittelt, die mir den Start ins Immobilien-Business wesentlich erleichtert haben.

»Wir könnten morgen was trinken gehen«, schlägt er vor. »Ich suche eine solide Kapitalanlage, Petersens



Haus käme mir gerade recht. Du hast es doch im Portfolio, oder?»

»Herrgott, der Mann ist noch gar nicht richtig kalt, und du willst schon sein Haus kaufen?»

»Ja, schrecklich, was ihm passiert ist, aber der frühe Vogel fängt den Wurm«, entgegnet der Apotheker schulterzuckend. »Wenn du plietsch bist, hörst du dir an, was ich drauflegen würde, um das Rennen zu machen. Die Lage ist top, das Grundstück riesig, der Blick unverbaubar. Des einen Leid, des anderen Freud.«

Derartige Bemerkungen höre ich öfter. Es gibt sogar Maklerkollegen auf Sylt, die gezielt Putzfrauen und Gärtner aushorchen, um frühzeitig zu erfahren, welche Hausbesitzer schwer krank sind. Dann scharwenzeln sie um die Angehörigen herum, schleimen sich ein, heucheln Anteilnahme – und das nur, um nach dem Tod der Besitzer für den Immobilienverkauf engagiert zu werden.

Für mich ist das nichts. Ein Mindestmaß an Taktgefühl gehört zu meinen Grundsätzen.

»Wie gesagt, ich muss jetzt wirklich los«, beteuere ich in der Hoffnung, dieses Gespräch schleunigst zu beenden.

»Morgen Abend, Gretas Rauchfang, acht Uhr?« Sven Atzorn lächelt versöhnlich. »Nun sei doch nicht sauer, Kristan. Ich verstehe ja, dass dir die Sache nahegeht. Weil du ihn gefunden hast, wie man hört.«

»Wer erzählt das?»

»Auch die Beamten der Sylter Polizei gehen bei mir ein und aus.« Erneut sieht er sich um, winkt einem Bekannten zu und zieht mich dann etwas beiseite. »Heute Morgen war schon ein Polizist da, der Aspirin brauchte,

weil er sich nach dem Einsatz gestern Nacht kräftig die Mütze begossen hat. Tja, auf Sylt bleibt nichts verborgen. Falls du auch was brauchst, mein Lieber, Beruhigungsmittel, Schlaftabletten, was immer, komm gern vorbei. Ich brauch jetzt Kaffee. Mach's gut.«

Während er Richtung Leysieffer weitergeht, spüre ich einen Druck auf der Brust. Wenn die Polizisten derart redselig sind, könnte sich herumsprechen, dass Hauptkommissar Kröger den Mann verdächtigt, der Petersen gefunden hat: Kristan Dennermann.

Ich muss vorsichtig sein. Solche Gerüchte können meinen Ruf fatal schädigen. Also Finger weg von dieser Geschichte.



## KAPITEL 9

Humpelnd absolviere ich die letzten Schritte zu meinem Büro, mit dem festen Vorsatz, Eleonore Goosejacob gelegentlich an die Einhaltung vereinbarter Termine zu erinnern. Auch wenn ich äußerst konzilient bin, als persönlichen Sklaven betrachte ich mich keineswegs.

Gleich an der Tür fängt mich Hella ab, wie stets ein sehenswerter Anblick. Ihr karottenrot gefärbtes kurzes Haar hat sie stachelig aufgegelt, dazu trägt sie ein giftgrünes Kleid mit weißem Kragen und pinkfarbene Pumps. Mausegraue Bürouniformen sind definitiv nicht ihr Stil.

»Wow, Jamie, siehst echt scheiße aus«, begrüßt sie mich flüsternd und zeigt auf den Prince of Wales. »Dafür ist Hochwohlgeboren in Bestform. Durfte er heute Morgen etwa in deine heilige Badewanne?«

»Ja, war nötig.« Um Zeit zu gewinnen, tätschle ich das frisch gesäuberte Fell meines Corgis. Was sage ich ihr bloß? »Der Racker – ähm, hat gestern Nacht im Dreck gewühlt. Alles andere erzähle ich dir später.«

»Dann komm, Eleonore macht ziemlich Stress. Ich musste schon eine Flasche Champagner öffnen, um sie ruhigzustellen.«

Über die Schulter meiner Mitarbeiterin hinweg spähe ich in das Entree des Büros. Vor Kurzem habe ich dem Raum einen neuen Look verpasst. Abgestimmt auf den schönen Eichenholzboden schimmern die Wände in edlem Schwarz, der Empfangstresen hat eine satinierte

Glasfläche als Oberfläche. Als Farbtupfer dienen drei schöne Sessel in einem harmonischen Pink, unser Barbie-Moment beim Betreten: echte spanische Designer-teile, mit Holzlehnen und sehr bequem.

Auf einem der Sessel thront Eleonore Goosejacob im cremefarbenen Chanelkostüm.

»Herr Dennermann.« Nervös wippt sie mit dem Fuß ihres übergeschlagenen Beins. »Da sind Sie ja endlich. Wurde auch Zeit.«

Lass dich nicht provozieren. Sei Profi.

»Schönen guten Morgen, Frau Goosejacob, eigentlich waren wir doch erst um ...«

Weiter komme ich nicht. Bemerkenswert elastisch federt Eleonore von ihrem Sessel hoch und legt ohne Punkt und Komma los.

»Papperlapapp, mein Bester, Zeit ist Geld, kommen wir gleich zur Sache, es geht um das entzückende Haus in Süderheide, ein wahres Schmuckstück, absolut unique, und seit heute Morgen weiß man ja auch, dass der Besitzer eines unsanften Todes gestorben ist. Womit die Entscheidungshoheit ja wohl bei Ihnen liegt.«

Ich bin nur noch baff. Erst spricht mich Sven auf Petersens Tod an, jetzt auch noch Eleonore?

Stumm mustere ich ihr nach allen Regeln der chirurgischen Kunst gestrafftes Gesicht, die dunkelrot umrandeten Lippen, das tadellos geföhnte kinnlange Blondhaar. Ihre siebenundfünfzig Jahre sieht man ihr nicht an. Nur weil ich schon mehrere notarielle Verträge für Eleonore Goosejacob abgeschlossen habe, kenne ich ihr Geburtsdatum. Aus demselben Grund kenne ich auch ihren Mädchennamen, Elena Moroshan. Wenn man genau hinhört, ahnt man noch den osteuropäischen Akzent.

»Was ist?« Argwöhnisch schaut sie mir in die Augen.  
»Kommen wir nun ins Geschäft oder nicht? Sie kennen doch meine Devise: Wo eine Villa ist, ist auch ein Weg.«

Noch immer habe ich mich nicht ganz von meiner Entgeisterung erholt.

»Verstehe ich das richtig? Sie wollen Hinnerk Petersens Haus wirklich kaufen?«

»Petersen, Hansen, Ingwersen, ist doch egal«, zwickelt sie. »Wie auch immer der arme Mann hieß, netterweise hat er das Zeitliche gesegnet. Natürlich will ich sein Friesenhaus und die dazugehörigen Grundstücke. Solche Sahneschnittchen lasse ich mir doch nicht entgehen.«

»Vertreten wir überhaupt Petersens Erben?«, wirft Hella ein, die sich feixend hinter dem Empfangstresen postiert hat.

»Ach, Kindchen, wenn einer so was deichseln kann, dann Ihr Boss«, wischt Eleonore Goosejacob den Einwand beiseite, bevor sie sich wieder mir widmet. »Der teure Verbliehene hat zwei Söhne, die Sie vorher rumkriegen müssen. Ein Kinderspiel für einen alten Hasen wie Sie. Ich habe Ihnen schon Telefonnummern und E-Mail-Adressen besorgt.«

Ohne meine Antwort abzuwarten, öffnet sie ihre Handtasche, ebenfalls cremeweiß, ebenfalls von Chanel, und holt einen Zettel heraus, den sie mir hinhält.

Irgendwas daran gefällt mir nicht. Liegt es an Eleonores auftrumpfender Art? An der kalten Art und Weise, wie sie über den Toten spricht? Oder an der Geschwindigkeit, mit der sie die Kontaktdaten organisiert hat?

»Das nenne ich fix, Frau Goosejacob. Woher haben Sie denn so schnell die Adressen?«

»Networking ist alles. In meiner Welt ist jeder mit jedem vernetzt. Jetzt sind Sie dran. Vorher sollten wir schon mal den Vertrag klarmachen. Die Besichtigung können wir knicken, das Objekt und die Lage sprechen für sich.«

»Sie dürfen da sowieso nicht rein, weil die Pol...«, setzt Hella an, wird aber von mir mit einem Bitte-lass-es-Blick zum Schweigen gebracht.

Wir sind halt ein eingespieltes Team, fast wie ein altes Ehepaar. Da kann man das mit den Augen.

Eleonore Goosejacob muss nicht alles wissen, finde ich, schon gar nicht meine unfreiwillige Mitwirkung an dem, tja, Leichenfund. Außerdem möchte ich vor dem Verkauf unbedingt rausfinden, wer sich so brennend für das Haus interessiert haben könnte, dass er Petersen womöglich nach dem Leben trachtete.

Da ist zunächst mal die Investitionsgesellschaft, von der Simon Beeken gesprochen hat. Auch die geheimnisvolle Julia kommt infrage. Vielleicht hat sie die Einsamkeit des alten Petersen ausgenutzt und ihm als Dank für regelmäßig verabreichte Schäferstündchen zumindest einen Teil des Erbes abgeschwatzt. Wäre ja nicht das erste Mal, dass eine Prostituierte es darauf anlegt, »gerettet« zu werden.

Die Söhne profitieren ebenfalls vom Tod des Vaters. Andererseits ist es schlichtweg unvorstellbar, dass sie ihn ermorden ließen. Blicke noch Sven Atzorn. Aber nein, ein Kapitalverbrechen traue ich ihm nicht zu, so wenig, wie ich meiner Stammkundin einen Mord zutraue.

»Wo sind Sie bloß mit Ihren Gedanken?«, fragt Eleonore pikiert.

»Setzen wir uns doch erst mal«, erwidere ich verbindlich. »Kann ich Ihnen einen Espresso anbieten?«

»Nein, nein, ich hatte schon drei, als ich auf Sie warten musste. Mittlerweile bin ich bei Champagner.« Mit einem kirschrot manikürten Zeigefinger deutet Eleonore auf ihr leeres Glas. »Ich könnte Nachschub gebrauchen. Was ist mit Ihnen? Machen Sie mit?«

»Lieber erst mal Wasser. Honey Penny, wärscht du so nett?«

»Sicher, Chef, steht schon bereit.«

Mit mokant herabgezogenen Mundwinkeln bringt mir Hella ein Glas Mineralwasser und gießt Eleonore Champagner nach. Nur wer sie gut kennt, sieht ihr an, wie königlich sie sich amüsiert. Ich kenne Hella sehr gut. Für sie ist diese Unterredung pures Entertainment.

Formvollendet sinkt Eleonore in ihren Sessel und erhebt das bis zum Rand gefüllte Glas.

»Auf unsere gute Geschäftsbeziehung, lieber Kristan. Ich darf doch Kristan sagen?«

»Mmmmja.« Auch ich setze mich. »Prost.«

Nachdem wir beide einen Schluck getrunken haben, setzt Eleonore ein zuckersüßes Lächeln auf.

»Wie wäre es, wenn Sie heute Abend mit den Süderheidetal-Papieren bei mir vorbeikommen? Ich habe einen neuen Koch, der wird uns ein kleines Dinner zaubern. Man hört ja, dass Sie einem guten Essen nicht widerstehen können.«

Kommt immer auf die Tischgesellschaft an. Ohnehin habe ich andere Pläne für den Abend. Da ich in der Nacht zuvor kaum schlafen konnte, bin ich in die Küche gegangen und habe eine Lammschulter in Honig, Knoblauch und Olivenöl mariniert. Dazu werde ich ein

Kartoffelgratin mit Salbei in den Ofen schieben. Schon beim Gedanken daran läuft mir das Wasser im Mund zusammen.

So weit der Plan. Andererseits gehört Eleonore zu meinem engsten Kundenkreis. Diese Dame verprellt man nicht.

»Gut«, willige ich widerstrebend ein. »So um acht?«

»Perfekt! Ihr Hundchen ist auch willkommen. Wie heißt es noch mal? King Charles?«

»Prince of Wales.«

»Putziges Tier.« Eleonore streckt eine Hand nach dem Corgi aus, der sich zu meinen Füßen niedergelassen hat. »Eigentlich mag ich ja lieber Katzen, aber dieser Kleine ist wirklich allerliebste.«

Ein leises Knurren verrät, dass die Sympathie keineswegs auf Gegenseitigkeit beruht. Falls es denn überhaupt Sympathie ist, die Eleonore für den Prinzen empfindet.

»Sie sollten allerdings nicht ohne Weiteres von einem Zuschlag für Süderheide ausgehen«, gebe ich zu bedenken.

»Das letzte Wort haben immer noch Petersens Erben.«

»Die mir sehr gewogen sind.«

Ich tausche einen Blick mit Hella, die hinter dem Empfangstresen telefoniert.

»Dennoch, das Procedere sieht vor, dass ich den Verkäufern lediglich meine Favoriten unterbreite.«

»Aber ich bin Ihre Topfavoritin, nicht wahr?«, gurrte Eleonore.

Das bestätige ich ihr gern, weil damit keinerlei Verpflichtung verbunden ist, werde jedoch durch Hella abgelenkt, die mir mit einer Hand aufgeregte Zeichen macht.



»Was gibt's, Honeypenny?«

»Hier ist ein Herr Kröger am Telefon. Er sagt, es sei äußerst dringend.«

Ach, herrje. Hauptkommissar Kröger hat mir gerade noch gefehlt.

»Sag ihm, ich bin in einem Meeting und rufe zurück.«

»Geht nicht. Er ist schon hierher unterwegs.«

»Kröger?« Wie angestochen richtet sich Eleonore auf.  
»Wer ist das? Etwa ein Konkurrent für Süderheidetal?«

»Nein, das ...«

Synchron zucken wir zusammen. Ein gewaltiger Knall zerreißt die Luft, gefolgt vom ohrenbetäubenden Klirren der gläsernen Eingangstür, die in tausend Stücke zerspringt. Splitter prasseln auf den Boden wie Hagelkörner. Eleonore schreit auf, Hella kreischt, ich werfe mich über den Prince of Wales, der grell aufjault.

Ein kopfgroer Stein ist im Eingangsbereich gelandet. Klackernd rollt er über den Boden, bis er vor dem Empfangstresen liegen bleibt.



## KAPITEL 10

Seit jeher gehöre ich zu den Menschen, die immer ruhig Blut bewahren. Das ist zum einen eine Frage des Temperaments, zum anderen das Resultat meiner Lebenserfahrung. Nur wenn mein altes Trauma getriggert wird, geht gar nichts mehr.

Am ganzen Leib zitternd, presse ich mich auf den Boden, mit geschlossenen Augen, die Finger ins Fell des Prince of Wales verkrallt. Mein Herz klopft wild gegen die Rippen, mein Atem geht stoßweise. Vergebens kämpfe ich gegen eine Panikattacke an, die mich wie eine Tsunamiwelle mit sich reißt.

In das große schwarze Nichts.

Jetzt ist es so weit, jetzt bekommst du die Strafe, flüstert es in meinem Kopf. Es war deine Schuld damals, dafür gibt es keine Entschuldigung. Du hast ein Leben zerstört, nun wird dein eigenes zerstört, warum also wehrst du dich noch dagegen? Lass los, finde dich damit ab. Dein Sterben hat längst begonnen, schon an dem Tag, als du alles verloren hast. Du bist ein lebender Leichnam.

Nur wie aus weiter Ferne nehme ich die Geräusche meiner Umgebung wahr. Eleonores Schreie sind in ein schwaches Wimmern übergegangen, darunter schwebt die heiser belegte Stimme von Hella, die den Notruf verständigt.

»Ja, es gibt Verletzte. Nein, nicht lebensbedrohlich,

soweit ich es beurteilen kann. Aber schicken Sie vor-sichtshalber einen Krankenwagen.«

Langsam öffne ich die Augen. Der Eingangsbereich gleicht einem Trümmerfeld. Als sei eine Bombe explo-dierte, liegen überall Glassplitter, die im Licht der De-ckenstrahler aufblitzen. Aufgeregtes Stimmengewirr lenkt meinen Blick nach draußen. Vor der zerborstenen Eingangstür hat sich ein Menschauflauf gebildet, der uns begafft.

»Kristan!« Mit hochrotem Gesicht löst sich Lieselotte aus der Menge. Behände klettert sie durch den leeren Türrahmen und geht neben mir in die Hocke. »Um Himmels willen! Was ist passiert?«

Ohne meinen Corgi loszulassen, der ängstlich fiept, richte ich mich halb auf.

»Ich ... ich habe keinen Schimmer.«

Jetzt kommt auch wieder Leben in Eleonore. Kreide-bleich kauert sie in ihrem Sessel, die Arme schützend um den Oberkörper geschlungen.

»Schrecklich, einfach schrecklich«, jammert sie. »Was ist nur aus unserem schönen Sylt geworden?«

»Das, was Leute wie Sie daraus gemacht haben, weil die Gier überhandnimmt«, erwidert Lieselotte grimmig. »Ist vielleicht kein Zufall, dass gerade Sie hier ...«

»Lass gut sein, Lilo«, keuche ich.

Meine Panikattacke verebbt langsam, aber noch im-mer kann ich kaum atmen. Eine eiserne Faust presst meinen Brustkorb zusammen.

»Draußen sind so viele Leute unterwegs, da muss doch einer was gesehen haben«, sagt Hella, die toten-blass am Empfangstresen lehnt.

»Allerdings.« Mit beiden Händen drückt Lieselotte

ihr festgezurrtes graues Haar glatt. »Jemand sagte, ihm wäre ein junger Mann im schwarzen Kapuzenshirt aufgefallen, der mit einem Mountainbike durch die Straße gerast ist.«

»Sehr clever, ein Fahrrad als Fluchtfahrzeug«, brummt Hella.

»Guten Morgen allerseits«, ertönt in diesem Moment die schneidende Stimme von Hauptkommissar Kröger. »Wie gut, dass ich bereits auf dem Weg zu Ihnen war, Herr Dennermann. Sie sind mir ja ein Herzchen. Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie Probleme haben?«

»Nette Untertreibung.« Mit etwas wackeligen Schritten stöckelt Hella dem Beamten entgegen und verschränkt die Arme vor ihrem giftgrünen Kleid. »Herr Kröger, nehme ich an?«

»Hauptkommissar Kröger.«

»Glückwunsch, da haben Sie es ja schon weit gebracht, junger Mann«, sagt Lieselotte mit triefender Ironie. Offensichtlich ist ihr Krögers überheblicher Tonfall nicht entgangen. »Dann wissen Sie sicherlich auch schon, wer für diese Bescherung verantwortlich ist.«

Misstrauisch starrt der Kommissar sie an.

»Und wer sind Sie?«

»Lieselotte Oldenburg, Unternehmerin im Segment Hundenahrung. Was ist denn nun? Haben Sie den schwarzen Kapuzenmann gefasst? Oder wofür bezahle ich Sie mit meinen Steuergeldern?«

Kröger bleibt ihr die Antwort schuldig. Sichtlich verstimmt zückt er einen Notizblock, auf den er etwas kritzelt. Danach deutet er auf den Stein, der immer noch vor dem Empfangstresen liegt.

»Dies ist das Corpus Delicti, nehme ich an.«

Alle beobachten stumm, wie er zum Tresen marschiert und sich nach unten beugt, um den Stein näher zu betrachten. Es ist ein unscheinbarer grauer Naturstein, rund geschliffen, als hätte er seit Urzeiten am Strand gelegen.

»Hey, da steht ja was drauf«, sagt Hella.

Sie will den Stein aufheben, wird jedoch von Kröger gestoppt.

»Nichts anfassen, Herrgott!«

Nachdem er sich einen weißen Latexhandschuh über die rechte Hand gestreift hat, dreht er den Stein so, dass ich den Schriftzug darauf lesen kann.

*HALT DICH RAUS*

Unmissverständlicher kann man keine Botschaft überbringen. Es geht um den Mord an Hinnerk Petersen.

Auf meiner Stirn bilden sich Schweißtröpfchen. Noch ist es bei einer Warnung geblieben, die lediglich Sachwerte zerstört hat. Beim nächsten Mal wird der Angreifer weniger zimperlich vorgehen. Instinktiv drücke ich meinen Corgi an mich. Alles scheint auf einmal möglich. Dass man den Prince of Wales tötet. Oder gleich sein Herrchen.

»So, Herr Dennermann, wie wär's denn zur Abwechslung mal mit Fakten?«, stichelt der Kommissar. »Halt dich raus, steht da. Woraus denn bitte?«

Fieberhaft überlege ich, was ich ihm antworten sollte, ohne zu viel zu verraten. Dass ich einigen Leuten gewaltig in die Quere gekommen bin, lässt sich nicht länger leugnen.

»Anscheinend hat es jemand auf mich abgesehen«, sage ich etwas lahm.

»Geschenkt, das wissen wir jetzt.« Der Kommissar

kneift ein Auge zu. »Fragt sich nur, warum. Schon komisch, dass Sie immer zur Stelle sind, wenn was passiert. Das muss doch einen triftigen Grund haben. Irgendeine Idee?«

»Also, so geht das nicht«, ereifert sich Lieselotte, die mit gerunzelten Brauen zugehört hat. »Ich muss leider wieder los, zur Arbeit. Aber wenn mir zu Ohren kommt, dass Sie hier weiterhin den armen Kristan bedrängen, werde ich mich über Sie beschweren!«

Mit hochoberhobenem Kopf verlässt sie den Raum, nicht ohne vorher den Prince of Wales getätschelt zu haben.

»Die Dame hat recht, Herr Oberhauptkommissar«, mischt sich nun auch Eleonore Goosejacob ein. Bislang war sie vollauf damit beschäftigt, ihr von kleinen Schrammen übersätes Gesicht in einem Handspiegel zu betrachten. »Kristan ist ein Ehrenmann. Eine Respektperson. Wer auch immer ihm Böses will, eines kann ich Ihnen versichern: Herrn Dennermann trifft nicht die geringste Schuld.«

»Das muss sich erst noch erweisen«, widerspricht Kröger kalt.

»So was nennt man Täter-Opfer-Umkehr!«, regt sich Hella auf. »Fahnden Sie mal lieber nach dem wahren Täter, statt mit absurden Anschuldigungen um sich zu werfen, Sie Vollhorst!«

Kurz sieht es so aus, als wolle der Kommissar ihr an die Gurgel gehen. Seine Hände ballen sich zu Fäusten, auf seiner Stirn schwillt eine Zornesader. Doch dann rückt er lediglich seine Dienstmütze zurecht.

»Ihre unangebrachte Bemerkung werde ich als Nachwirkung des Schocks verbuchen. Streng genommen war das gerade Beamtenbeleidigung.«

»Ach, das war noch gar nichts.« Hella wirft den Kopf in den Nacken. »Warten Sie, bis ich richtig loslege.«

»Mäßigen Sie sich gefälligst. Sie sollten mir dankbar sein, dass ich so großzügig bin!«

»Dann danke für gar nichts.«

Die Ankunft der Sanitäter und drei weiterer Polizisten beendet den Schlagabtausch. Wieder einmal wird rot-weißes Flatterband ausgerollt, diesmal, um mein Maklerbüro abzusperrten. Parallel schwärmen zwei Sanitäter aus und haben sogleich alle Hände voll zu tun, die vielen Schnittwunden zu versorgen.

»So seien Sie doch vorsichtig«, beschwert sich Eleonore, auf deren Stirn eine längliche Wunde klafft. »Ich habe eine Menge Geld für mein Gesicht ausgegeben. Hässliche Narben kann ich nicht gebrauchen.«

Auch ich habe offenbar Wunden im Gesicht, die jetzt mit Antiseptika betupft werden. Wie Pfeilspitzen sind die messerscharfen Splitter in meine Haut eingedrungen. Währenddessen lehnt der Hauptkommissar am Empfangstresen, wo er mit finsterner Miene weitere Notizen auf seinen Block schreibt.

»Ich gehe davon aus, dass der Mord an Hinnerk Petersen in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Hausverkauf steht«, sagt er mehr zu sich selbst als zu den Anwesenden. Ein stahlharter Blick trifft mich. »Sie, Herr Dennermann, sind das Bindeglied. Der heutige Anschlag untermauert das zusätzlich.«

»Als Makler habe ich eben mit Häusern zu tun«, versuche ich mich an einer plausiblen Erklärung. »Wobei ich in Petersens Immobilie nicht mehr involviert bin, solange mich die Erben nicht mit dem Verkauf beauftragen.«

»Was die Erben aber umgehend tun werden«, gibt Eleonore unnötigerweise ihren Senf dazu.

Mann, Mann, warum kann sie nicht einmal ihre Klappe halten.

»Aha«, sagt Kröger hochzufrieden. »Jetzt wird's interessant. Ihr Name bitte?«

»Eleonore Goosejacob.« Huldvoll wie Queen Mum persönlich reicht sie dem Kommissar eine Visitenkarte, die sie aus ihrer Handtasche gezogen hat. »Wohnhaft in Hamburg, Teilzeit-Sylterin aus Leidenschaft. Ich besitze mehrere Häuser auf dieser wundervollen Insel, und ja, mir ist sehr daran gelegen, das Haus von Petersen zu kaufen. Deshalb war ich heute mit Herrn Dennermann verabredet. Nachdem der Besitzer von uns gegangen ist, hat sich die Lage vereinfacht.«

Ein triumphierender Zug schleicht sich in das Gesicht des Kommissars.

»Sieh an, Sie profitieren also von Petersens Tod. Wann wollten Sie mir das eigentlich sagen, Herr Dennermann?«

»Es ist aber noch gar nicht ausgemacht, dass mein Chef den Zuschlag für den Verkauf bekommt«, wendet Hella ein. »Alles ungelegte Eier.«

»Und wieso höre ich dann schon was gackern?«

»Falls das eine frauenfeindliche Bemerkung sein soll, können Sie was erleben«, faucht Hella. »Noch nie was von Gendergerechtigkeit gehört?«

Der Punkt geht an Honeypenny, stelle ich mit einer gewissen Genugtuung fest. Sogar der Titel Hauptkommissar kann schnell weg sein, wenn man einem Polizisten mangelnde Sensibilität auf diesem Gebiet vorwirft.



Gespannt warte ich auf Krögers Replik. Gut möglich, dass er sich aus der Reserve locken lässt und sich um Kopf und Kragen redet. Aber zu Krögers Glück kommen jetzt zwei weitere uniformierte Beamte herein, die ihm ein Handy entgegenstrecken.

»Wir haben die Leute draußen befragt«, berichtet einer der beiden. »Unter anderem war ein zehnjähriger Junge dabei, der gerade ein Handyvideo machte, als der Anschlag passierte.«

»Showtime!«, jubiliert Eleonore. »Dann haben wir ja den Film zum Verbrechen!«

»Soll ich vielleicht Popcorn besorgen?«, grinst Hella.

Der Polizist startet das Video, und alle drängen sich um ihn. Das Filmchen beginnt mit einem korpulenten Herrn, der in ein Croissant beißt, verweilt anschließend auf den wohlgeformten Beinen einer jungen Frau, danach sieht man einen schwarz gekleideten Fahrradfahrer durchs Bild flitzen. Die Kamera schwenkt ihm hinterher. Mit einer Vollbremsung hält der Radfahrer vor dem Maklerbüro, hebt den rechten Arm und schleudert etwas in die gläserne Eingangstür.

Statt jedoch beim Täter zu bleiben, richtet sich die Handykamera nun auf die zersplitterte Tür und zoomt in das Entree. Offensichtlich hat sich der junge Amateurfilmer weit mehr für das Chaos interessiert als für dessen Urheber.

Mein Hals wird trocken. Ganz deutlich sehe ich mich selbst auf dem Boden liegen. Bewegungslos. So als schaue ich in die Zukunft und wohne meinem eigenen Tod bei.

»Kriminaltechnisch ist durchaus Verwertbares dabei, das uns einem Täterprofil näherbringt«, fachsimpelt

Kröger drauflos. »Männlich, der Statur nach zu schließen, etwa Mitte zwanzig und gut durchtrainiert.«

»Es gibt aber auch gut durchtrainierte Frauen«, merkt Hella an, die es offenbar nicht lassen kann, den Kommissar ein bisschen zu piesacken.

»Genau, ich habe sogar einen eigenen Personal Trainer«, fügt Eleonore voller Stolz hinzu. »Wollen Sie mal meinen Bizeps fühlen, Herr Kröger?«

Eleonore ist wirklich ohne Worte.

»Wir sind hier fertig.« Kommissar Kröger bedenkt erst Eleonore, dann Hella mit einem abschätzigen Blick. »Bitte verlassen Sie umgehend den Raum, damit die Kollegen von der Spurensicherung reinkönnen. Und Sie, Herr Dennermann, kommen heute Nachmittag zur Vernehmung auf die Wache. Punkt fünfzehn Uhr.«

Es klingt wie ein Befehl, was mir gar nicht gefällt.

»Geht es vielleicht auch später? Ich habe heute mehrere Besichtigungen.«

Die wasserhellen Augen des Kommissars verengen sich zu Schlitzeln.

»Nur, damit wir uns richtig verstehen: Dies ist eine offizielle Vorladung.«



## KAPITEL 11

Ich nenne es den »Weg zum Himmel«. Daran muss ich immer denken, wenn ich den schmalen Fußweg ansteuere, der am Ostrand im Süderheidetal zum Strand führt. Im Laufe der Zeit ist hier ein Tunnel aus flachen knorrigen Bäumen und dichtem Gebüsch entstanden, der etwas Verwünschenes, fast Magisches hat. Schon nach dem ersten Schritt fühlt man sich wie in einer anderen Welt. Kommt man dann am anderen Ende des Tunnels wieder heraus, wird man vom Blick ins Unendliche überwältigt.

Nie hat sich die Vorfreude gelegt, mit der ich diesen täglichen Spaziergang zur Wattseite antrete. Neben dem morgendlichen Kaffee ist es ein weiteres Ritual, um den Kopf frei zu kriegen. Deshalb mag ich auch heute nicht darauf verzichten, obwohl es in meinem linken Bein brennt und pocht.

Mit einer Hand umklammere ich die Hundeleine, mit der anderen massiere ich die schmerzende Stelle. Als ich den Prince of Wales mit vollem Körpereinsatz vor den herabregnenden Glassplintern geschützt habe, ist meine linke Wade hart auf den Boden geschlagen. Seitdem spüre ich die Zerrung noch heftiger.

Aber was tut man nicht alles für ein geliebtes Lebewesen?

Mit zusammengebissenen Zähnen schleppe ich mich weiter, bis ich es zu der verwitterten Holzterrasse ge-

schaft habe, über die man hinunter zum Strand gelangt.

Als Erstes lasse ich den Prince of Wales von der Leine, dann hole ich tief Luft. Wie gut das tut. Endlich wieder frei atmen. Mit einer Hand beschatte ich die Augen. Blass und grell zugleich scheint die Sonne vom Himmel, ab und an von den Schleiern rasch dahinziehender Wolkenfelder verdeckt. Darunter dehnt sich das Wattenmeer, grau-braun schimmernd, bis es sich in der dunstigen Linie des Horizonts verliert.

Es ist der Anhauch der Ewigkeit, der mich an diesem Anblick fasziniert. Ein Gefühl tiefen Friedens erfüllt mich, wenn ich mir bewusst werde, wie gleichmütig die Natur dem Menschen und seinen größeren oder kleineren Sorgen begegnet. In wenigen Stunden wird die Flut auflaufen und alles wegspülen – die Fußspuren vereinzelter Spaziergänger, vergessene Spielzeugschaufeln, weggeworfenes Bonbonpapier.

Auch ich bin nur ein Sandkorn im Universum. Dummerweise ein Sandkorn, das in ernsthaften Schwierigkeiten steckt.

Stufe für Stufe quäle ich mich die Treppe hinunter, immer wieder vom Schmerz in meinem linken Bein ausgebremst. Überdeutlich spüre ich die weiße Schachtel in meiner Jackentasche. Die Versuchung ist groß, doch noch eine der Tabletten zu nehmen, die mir der Sanitäter gestern Abend in die Hand gedrückt hat.

Aber ich darf es nicht. Schon eine einzige Tablette wäre so gefährlich für mich wie eine Schnapspraline für einen trockenen Alkoholiker.

Mit einem leisen Stöhnen lege ich eine Hand auf das raue Holz des Geländers und schaue zum Strand. Der

Prince of Wales ist schon in seinem Element. Ausgelassen tollt er durch den Sand, beschnüffelt Muscheln und Steine, hopst über Treibholzhaufen und hebt immer mal wieder das Bein.

»Prince!« Rasch ziehe ich eine kleine Plastiktüte aus meiner Jackentasche. »Du weißt doch – das große Geschäft gehört hier rein!«

Ein Pfiff, und mein Corgi kommt angerast. Hechelnd setzt er sich vor sein Herrchen. Es zerreißt mir das Herz, wenn ich mir vorstelle, mein kleiner Liebling könnte ein Opfer irgendwelcher Krimineller werden.

Reflexhaft suche ich den Strand nach dunklen Gestalten ab. Doch da ist nichts. Nur ein verliebtes junges Pärchen, das Hndchen haltend durch den Sand tritt, und eine ältere Dame, die ihren Golden Retriever ausführt. Weiter entfernt stapft eine Wandergruppe in Gummistiefeln durchs Watt.

Beruhigende Normalität also.

Mit meiner Ruhe ist es beim Gedanken an Hauptkommissar Kröger allerdings nicht weit her. Kröger und seine Vorladung. Mir graut vor dem Gespräch. Wie man es auch dreht und wendet, es ist einfach verzwickt: Sobald ich etwas zu meiner Verteidigung vorbringe, macht es mich in den Augen des Kommissars nur umso verdächtiger. Von der Unschuldsvermutung scheint dieser Kröger nie gehört zu haben.

Er hat sich auf dich eingeschossen. Wie wär's, wenn du zurckschiet? Heißt es nicht, Angriff sei die beste Verteidigung?

Leider gibt es bislang nichts Konkretes, was ich Kröger vorwerfen könnte. Taktlosigkeiten und simple Theorien sind schließlich keine Verbrechen. Also muss man

vielleicht etwas tiefer graben. Warum ist der offenbar äußerst ehrgeizige Kröger überhaupt nach Sylt gekommen? In Großstädten wie Hamburg oder Berlin könnte er sich doch wesentlich leichter profilieren. Dort gehören Gewalttaten zur Tagesordnung. Auf Sylt hingegen passiert so gut wie nie was, wenn man mal von Taschendiebstählen, Bagatell-Unfällen oder, seltener noch, kleineren Einbrüchen absieht.

Das Surren des Handys unterbricht meine Grübeleien. Unbekannte Nummer. Ich gehe trotzdem ran.

»Dennermann?«

»Hier ist Tristan Petersen«, ertönt eine sonore Männerstimme. »Ich habe Ihren Kontakt von Eleonore Goosejacob. Können wir kurz sprechen?«

Eleonore verliert wahrlich keine Zeit.

»Ich nehme an, es geht um das Haus Ihres verstorbenen Vaters?«

»Ganz genau. Frau Goosejacob hat Sie mir wärmstens empfohlen. Um es gleich vorwegzunehmen: Mir ist an einer diskreten Abwicklung des Verkaufs gelegen. Schon aus terminlichen Gründen würden mein Bruder und ich nur ungern auf die Insel fahren.«

»Werden Sie denn nicht zur Beerdigung kommen?«, frage ich verwundert.

»Um mit geheuchelten Beileidsbekundungen belästigt zu werden? Auf keinen Fall.«

Das ist ein starkes Stück. Zwar habe ich schon von mehreren Seiten gehört, dass die Söhne kein gutes Verhältnis zu ihrem Vater hatten, aber dass sie ihm nicht einmal die letzte Ehre erweisen wollen, zeugt dann doch von ungewöhnlicher Kälte.

»Gut, wie Sie wünschen, Herr Petersen.« Ich bücke

mich, um meine Plastiktüte über den kleinen Haufen zu stülpen, den der Prince of Wales ganz artig direkt neben den Fuß der Treppe gesetzt hat. »Dann bräuchte ich noch zwei unterschriebene Vollmachten für den Maklerauftrag. Die Vordrucke maile ich Ihnen gerne zu.«

»Wie, mein Bruder muss auch unterschreiben?«

Was ist das denn für eine Frage?

Auf einmal kann ich förmlich riechen, dass an der Sache etwas faul ist. Ohnehin liegt der Fall ja nicht unbedingt klar. Womöglich hat Petersen sein Anwesen gar nicht den Söhnen, sondern dieser Julia vermacht. Oder der Kirche. Oder irgendeiner gemeinnützigen Stiftung. Kommt alles vor. Nicht jeder, der sich für einen Erben hält, ist auch einer.

»Wann findet denn die Testamentseröffnung statt?«, erkundige ich mich.

»Wahrscheinlich nächste Woche, ist aber nur eine Formsache. Mein Vater hat mir und meinem Bruder Thomas schon vor drei Jahren sein notariell beglaubigtes Testament zukommen lassen.«

Nun, drei Jahre sind eine lange Zeitspanne. Lang genug, um es sich anders zu überlegen, wenn man sein Herz an eine junge Frau verliert, die bereitwillig etwas Nähe und Wärme in das Leben eines alten Mannes bringt. Für Geld, ja. Doch niemand kann wissen, wie eng diese ungewöhnliche Beziehung wirklich war.

Ich beschließe, selbst ein wenig zu recherchieren. Bevor ich hier tätig werde, muss ich mich unbedingt absichern, was das Testament betrifft. Ein paar Anrufe werden genügen. Es gibt einen betagten Notar auf der Insel, außerdem bin ich mit den Vorgängen wie Grundbucheintragung und dergleichen vertraut.

All das reibe ich diesem Tristan Petersen natürlich nicht unter die Nase.

»Mailen Sie mir doch bitte einen Scan des Testaments«, sage ich freundlich. »Im Gegenzug schicke ich Ihnen die Vollmachten.«

»Abgemacht. Wie schnell kann das Ganze über die Bühne gehen?«

Aha. Eilig hat es der Herr also auch noch. Der will schnell Geld sehen, obwohl sein Vater noch nicht einmal unter der Erde ist.

»Ich fürchte, aufgrund der besonderen Umstände wird das etwas dauern«, erkläre ich. »Zurzeit ist das Haus noch polizeilich versiegelt. Danach werde ich es zusammen mit einem Gutachter auf bauliche Mängel hin prüfen, den Marktwert schätzen und ein Exposé erstellen. Anschließend müssten Sie über die Möbel sowie weitere Gegenstände entscheiden. Wenn Sie möchten, fotografiere ich alles ab und erstelle eine detaillierte Inventarliste. Bestimmt gibt es so einige Erinnerungsstücke, die Sie ...«

»Stopp, stopp, nicht nötig«, wiegelt Tristan Petersen ab. »Eleonore kann das Haus haben, samt dem Krempel, der darin rumsteht. Das dürfte den Prozess beschleunigen. Also, ich melde mich wieder. Bis bald.«

»Bis ...«

Petersen hat aufgelegt.

Etwas verdattert stecke ich das Handy ein. Zwei Söhne, die ihren Vater wie einen Fremden behandeln. Hätten die beiden vielleicht doch einen Mord in Betracht gezogen? Tristan Petersen braucht Geld, das steht außer Frage. Womöglich ist ihm das Siechtum seines überaus zähen Vaters nicht schnell genug gegangen.



Übel. Ganz, ganz übel.

Wieder vibriert das Handy. Diesmal ist es Eleonore Goosejacob, die anruft.

»Oh Gott, Kristan!«, japst sie. »Ich bin immer noch im Ausnahmezustand nach dieser scheußlichen Attacke! Sie kommen doch heute Abend, oder? Ohne Sie stehe ich das alles nicht durch.«

Den Eindruck habe ich nun gar nicht. Mit einem Fuß bohre ich ein kleines Loch in den Sand.

»Selbstverständlich komme ich.«

»Mögen Sie Hummer? Mein Koch hat sich mächtig ins Zeug gelegt und echten bretonischen Hummer organisiert. Als Vorspeise gibt es gratinierte Sylter Royal.«

Austern mag ich eigentlich lieber naturbelassen, doch in kulinarischer Hinsicht habe ich diesen Abend sowieso schon abgeschrieben. Mit Bedauern denke ich an die Lammschulter, die daheim mariniert ist.

»Klingt köstlich. Dann bis später.«

»Aber nicht zu spät!«, juchzt Eleonore, bevor sie mit einem koketten »Ciao, ciao, bello!« auflegt.

Ihr Tonfall war etwas zu exaltiert, um echt zu sein, so kommt es mir vor.

Mit schweren Schritten setze ich mich in Bewegung und schlurfe Richtung Ufersaum, wo der glatte Wattboden beginnt. Hier lässt es sich leichter laufen als im Sand. Nachdenklich betrachte ich die wurstartigen kleinen Kringel, die die Wattwürmer hinterlassen haben. Ja, ich muss tiefer graben, auch bei meiner Stammkundin. Irgendetwas läuft da im Verborgenen. Tristan Petersen hat ganz salopp von Eleonore gesprochen, so als kenne er sie seit Langem. Von wegen »in meiner Welt sind alle mit allen vernetzt«. Es steckt mehr dahinter.

Als mein Handy zum dritten Mal surrt, wird es mir zu bunt. Erreichbarkeit ist alles in meinem Beruf, doch wenigstens diese Viertelstunde muss mir gehören. Mir und dem Prince of Wales. Wo ist er überhaupt?

»Prince?« Mit den Händen forme ich einen Trichter vor dem Mund. »Bei Fuß, Prince!«

Ein schwaches Kläffen antwortet mir. Ich drehe meinen Kopf in die Richtung, aus der es kommt, und entdecke meinen Corgi auf einer kleinen Anhöhe am Ende der Bucht. Er scheint irgendetwas gefunden zu haben, das ihn davon abhält, mir zu gehorchen. Das ist ungewöhnlich. Nein, es ist besorgniserregend.

Ohne Rücksicht auf mein schmerzendes Bein renne ich los.

Als ich die kleine Anhöhe erreiche, sehe ich, was meinen Hund so unwiderstehlich fesselt: ein angebissenes Stück Fleisch, tiefrot. Bestes Rinderfilet. Offenbar ist es dem Prince of Wales gar nicht gut bekommen. Flach atmend liegt er auf der Seite, mit halb geschlossenen Augen, und gibt ein jämmerliches Fiepen von sich.

Verdammt. Mir bricht der Schweiß aus. Zeitgleich erfasst mich eine neuerliche Panikattacke. Mir wird schwarz vor Augen, mein Atem flattert, mein ganzer Körper bebt. Mit zitternden Fingern greife ich zum Handy und wähle den Notruf.

»Einen Krankenwagen zum Süderheidetal, Abgang zum Oststrand, bitte schnell! Es geht um Leben und Tod! Wie? Ja, ich bleibe hier beim Patienten. Sie müssen ihm den Magen auspumpen, er wurde vergiftet!«

Dann schweift mein Blick zur Holzterrasse. Sie scheint unendlich weit entfernt zu sein, jedenfalls für jemanden, der nicht gut zu Fuß ist. Ich muss es ja nicht nur über

den Strand und bis zum Krankenwagen schaffen, wenn der denn endlich eintrifft. Auch in der Klinik werde ich lange Wege laufen müssen. Und zwar schnell.

Schweren Herzens treffe ich eine Entscheidung. Für meinen Corgi, gegen meine psychische Gesundheit. In aller Eile hole ich die weiße Schachtel aus meiner Jackentasche, reiße sie auf und drücke drei Tabletten aus der Blisterpackung. Würgend schlucke ich alle drei auf einmal hinunter.

Jetzt gibt es kein Zurück mehr.



## KAPITEL 12

Die beiden Sanitäter staunen nicht schlecht, als sie mich völlig aufgelöst neben meinem leblosen Corgi im Dünngras entdecken. Es sind dieselben Sanitäter, die heute Morgen meine Schnittwunden versorgt haben.

»Na, Sie sind mir ja ein Pechvogel«, unkt einer der beiden. »Erst kriegen Sie eine Ladung Glassplitter ab, dann auch noch Gift?«

»Doch nicht ich«, stöhne ich. »Meinen Hund hat's erwischt.«

»Wie bitte?« Der Sanitäter kratzt sich am Kopf »Und dafür rufen Sie extra einen Krankenwagen? Wieso sind Sie nicht zum Tierarzt gefahren?«

Es ist so peinlich. So beschämend. Aber mir bleibt wohl nichts anderes übrig, als mit der Wahrheit rauszurücken: dass mich eine Panikattacke ausgebremst hat. Was ich natürlich etwas anders formuliere.

»Ich hatte einen Kreislaufkollaps, deshalb kann ich nicht Auto fahren. Mir ist schwindelig, ich habe Sehstörungen. Bitte, helfen Sie mir. Schnell. Und nehmen Sie mich auch bitte mit in die Klinik, ja?«

Die beiden Männer grinsen einander vielsagend an, als sie den Prince of Wales auf eine Trage betten und festschnallen. Dann geht's im Galopp zur Holztreppe.

So schnell ich kann, laufe ich hinterher. Die Tabletten wirken schon und versetzen mich in einen wattigen Schwebezustand, in dem ich mir alles zutraue. Seit elf

Jahren habe ich nichts mehr genommen, keine Schmerztabletten, nicht mal eine Aspirin. Umso durchschlagender ist jetzt der Effekt.

Lieber Gott, lass es nicht zu spät sein, schicke ich ein Stoßgebet nach dem anderen zum Himmel. Nimm mir nicht auch noch meinen Hund. Was habe ich denn sonst noch im Leben?

Während ich weiter vorwärtsstolpere, fällt mir ein, dass ich das Stück Fleisch vergessen habe, das dem Prince of Wales zum Verhängnis geworden ist. Also laufe ich noch einmal zurück, ziehe eine weitere Plastiktüte aus meiner Jacke und lasse das angebissene Rinderfilet hineingleiten. Nur so wird man später herausbekommen, um welches Gift es sich handelt.

»Wenn Sie weiter so trödeln, müssen wir ohne Sie losfahren!«, ruft mir einer der Sanitäter von Weitem zu.

Alles, nur das nicht.

Mit dem Rinderfilet in der Hand renne ich erneut los. Wenn man so viele Jahre clean war, haben Tabletten eine phänomenal gesteigerte, fast psychedelische Wirkung. In meinen Schläfen pocht es, vor meinen Augen kreisen glühende Sterne. Es ist, als könnte ich fliegen. Ich spüre keinen Schmerz mehr, ich spüre nicht einmal mehr meine Beine, meine Füße. Wie im Rausch erklimme ich die verwitterte Holzterrasse, haste den grünen Tunnel entlang und springe durch die geöffneten Hecktüren in den Krankenwagen.

Ich bin wieder auf Tabletten. Egal. Es musste sein. Und es fühlt sich wahnsinnig gut an.

Das Scheppern der zufallenden Wagentüren hallt dröhnend in meinem Kopf nach. Wie ein Ertrinkender klammere ich mich an den Halteschlaufen fest, die von

der Decke baumeln. Während der Wagen anfährt, beobachte ich, dass ein Schlauch in das Maul meines Corgis geschoben wird. Der Prince of Wales lässt es ohne sichtbares Lebenszeichen geschehen.

»Kommt er durch?«, frage ich bang.

»Wir spülen erst mal den Magen mit Kochsalzlösung.« Gleichmütig leitet der Sanitäter eine farblose Flüssigkeit durch den Schlauch. »Ob die Intoxikation bereits lebenswichtige Körperfunktionen beeinträchtigt hat, wird man dann in der Klinik sehen.«

Der sachliche Tonfall, in dem er spricht, macht mich rasend. Die Tatsache, dass jemand meinen geliebten Corgi vergiftet hat, macht mich rasend. Alles macht mich rasend.

Am liebsten würde ich um mich schlagen.

»Hier, das ist ein Beruhigungsmittel«, sagt der Sanitäter und reicht mir eine kleine rosafarbene Pille. »Sie können's gebrauchen, sonst kippen Sie mir noch aus den Latschen.«

Gierig greife ich nach der Pille, obwohl ich mich selbst nicht mehr verstehe. Da habe ich so viele Jahre durchgehalten, mit eiserner Disziplin, um bloß nicht rückfällig zu werden, jetzt brechen alle Dämme.

»Kann ich vielleicht zwei haben?«

»Von mir aus auch drei«, antwortet der Sanitäter gleichmütig und überlässt mir die ganze Packung.

Auch diese Pillen schlucke ich alle auf einmal. Danach hänge ich wie ein Mehlsack an den Halteschlaufen, starre auf den leblosen Prince of Wales und spüre, wie eine angenehme Wärme durch meinen Körper fließt.

Wow. Ich hatte es vergessen, dieses herrliche Gefühl, wenn ich nicht mehr ich bin.

Sind wir fünf Minuten oder fünf Stunden mit dem Krankenwagen unterwegs gewesen, als wir die Klinik erreichen? Ich habe jede zeitliche Orientierung verloren. Nach einigen Diskussionen, die sich an der Frage entzündeten, ob es ein Hund wert ist, anderen Notfallpatienten vorgezogen zu werden, landen wir endlich im Schockraum.

Inzwischen befinde ich mich in einem Zustand, der an Trance grenzt. Erstaunt mustere ich den diensthabenden Arzt, einen älteren weißhaarigen Herrn, der sich in Zeitlupe zu bewegen scheint. Hört er wirklich die Herztöne des Prince of Wales ab? Lebt mein Corgi noch? Lebe ich noch?

Aus dem Augenwinkel gewahre ich, dass an der Tür des Schockraums eine gewisse Unruhe entsteht. Plötzlich schwebt Hella neben dem Behandlungstisch. Auf ihren Wangen glühen kreisrunde rote Flecken.

»Jamie! Was machst du hier?«

»Dasselllbe könnte ich dich fragennn.«

Meine Worte klingen komisch, wie betrunken, das merke ich selbst, doch meine Zunge gehorcht mir nicht mehr. Muss an den Tabletten liegen.

»Ich war's, der Ihre Mitarbeiterin verständigt hat, Herr Dennermann«, flüsterte mir einer der Sanitäter zu. »Die Telefonnummer hatte ich ja noch von heute Morgen.«

»Siehst du, Honeypenny, alllles imm Lllack«, lalle ich.

»Was haben Sie ihm gegeben?«, zischt Hella den Sanitäter an.

»Das Übliche. Beruhigungsmittel.«

Mit einem Ausdruck größter Verzweiflung rauft sie sich die karottenroten Haare. Hella kennt mein Problem.

»Sie müssen ihm das Zeug sofort rauspumpen!«, ruft sie verzweifelt. »Dieser Mann verträgt keine Medikamente!«

»Sonst noch Wünsche?« Der Arzt bäugt sie missbilligend. »Erst soll ich einen Hund behandeln, jetzt das Herrchen? Dies ist eine Klinik, junge Dame, kein Irrenhaus.«

»Aber Herr Dennermann ist hochgefährdet! Er darf nichts nehmen, sonst ...«

»Stlllll, Honeypennnnny.« Hellas giftgrünes Kleid tut mir in den Augen weh. Ich meine, von diesem Grün verbrannt zu werden. »Das geht keinnnn' was an.«

Aufgebracht stemmt sie die Hände in die Hüften.

»Und ob mich das was angeht! Bitte, Herr Doktor, retten Sie Herrn Dennermann, bevor Sie sich um den Prince of Wales kümmern!«

»Um wen?«

»Den Hund, verflixt!«

Als habe er seinen Namen gehört, bewegt sich mein Corgi auf dem Behandlungstisch und winselt schwach.

»Prinnnnce, mein Prinnnnce«, schluchze ich.

Alles dreht sich um mich. Wie ein Schiff in Seenot gerät der weiß gekachelte Schockraum ins Schlingern und neigt sich gefährlich zur Seite. Vergeblich suche ich irgendwo Halt. Ohne dass ich etwas dagegen tun könnte, werde ich von einem zartrosa Nebel eingehüllt und entswinde in ein anderes Universum, wo es keinen Schmerz gibt, keine Probleme, nur das wunderbare Nichts.

Endlich wird alles gut.





## KAPITEL 13

Langsam, ganz langsam lichtet sich der Nebel. Bin ich am Strand im Süderheidetal? Ist da Sand unter meinen Füßen? Woher kommt dieser metallische Geschmack in meinem Mund?

Ich schlage die Augen auf. Nein, ich bin nicht am Strand. Bis zum Kinn mit einem weißen Laken zugeeckt, liege ich in einem grünlich getünchten Raum. Zu meiner Rechten befindet sich ein Fenster, zur Linken eine Apparatur, deren Schläuche wie Krakenarme zu meinem Körper führen. Es muss bereits Abend sein, die Sonne steht schon tief am Himmel.

»Er ist wach«, flüstert jemand.

Im nächsten Moment erscheint Hella's Gesicht über meinem Kopf, umrahmt von rot loderndem Haar. Eine steile Falte steht zwischen ihren Augenbrauen.

»Mein Gott, Jamie, wie konntest du nur?«

Erst nach längerem Überlegen komme ich darauf, was sie meint. Die Tabletten. Ich habe sie gefuttert wie Pralinen.

»Das war ...«, schuldbewusst schlage ich die Augen nieder, »das war doch nur wegen Prince. Wo ist er? Bitte sag mir, dass er lebt.«

»Dein heiliger Prince ist wohlauf«, brummt Hella und zieht sich einen Stuhl ans Bett. »Aber du hast Mist gebaut. Richtig schlimmen Bockmist.«

»Ich weiß.«

»Das ist alles, du Honk?«

»Kommt nicht wieder vor, versprochen«, murmele ich.

»Verdammt, du warst komplett weggetreten, ich hatte eine Scheißangst um dich!«

Ein Klopfen unterbricht uns. Die Tür des Krankenzimmers wird geöffnet, und eine Krankenschwester trippelt herein, gefolgt von Kommissar Kröger, der so geladen wirkt, als könnte er jeden Moment explodieren.

»Da ist ja unser sterbender Schwan«, stößt er übellaulig hervor. »Die Nummer haben Sie echt gut drauf, Herr Dennermann. Aber wenn Sie denken, Sie könnten sich auf diese Weise vor Vernehmungen drücken, sind Sie bei mir an der falschen Adresse.«

»Stopp, stopp!« Mit wedelnden Armen schießt Hella von ihrem Stuhl hoch und stellt sich schützend zwischen mich und den Kommissar. »Mein Chef ist sichtlich nicht in der Lage, irgendwelche Fragen zu beantworten. Muss ich einen Anwalt einschalten, oder verlassen Sie freiwillig den Raum?«

Zaudernd steht der Beamte da. Es ist ihm deutlich anzumerken, wie sehr ihn diese Komplikation ärgert.

»Okay, die Vernehmung verschieben wir«, gibt er klein bei. »Ich dachte nur, es interessiert Herrn Dennermann vielleicht, was die Obduktion von Hinnerk Petersen ergeben hat.«

»Lass ihn mal, Hella.« Ich setze mich ein wenig auf und stopfe mir ein Kissen in den Rücken. »Also? Was ist das Ergebnis?«

Als verkünde er eine staatstragende Neuigkeit, nimmt Kommissar Kröger Haltung an.

»Anders als zunächst angenommen, war das stumpfe

Schädeltrauma nicht die Todesursache. Hinnerk Petersen wurde vergiftet.«

Eine tödliche Stille tritt ein. Und dann, endlich, funktioniert mein Gehirn wieder.

»Das Rinderfilet.« Suchend sehe ich mich im Krankenzimmer um. »Mein Hund wurde ebenfalls vergiftet, mit einem Rinderfilet. Ich habe es mitgebracht.«

»Meinst du dieses blutige Etwas?«, fragt Hella und hält eine Plastiktüte hoch, an deren Innerem sich rote Schlieren abzeichnen.

»Lassen Sie das Fleisch im Kriminallabor untersuchen, Herr Kommissar«, ächze ich. »Würde mich nicht wundern, wenn dasselbe Gift verwendet wurde wie für Hinnerk Petersen.«

Mit größtem Widerwillen betrachtet Kröger die Tüte.

»Was Sie nicht sagen. Ihr Hund wurde vergiftet? Ich dachte, Sie hätten sich selber in den Vollrausch gebeamt, um nicht aussagen zu müssen.«

Da ist sie wieder, diese verdammte Neigung des Kommissars, mir das Wort im Munde umzudrehen. In dubio pro reo? Nicht für diesen Mann.

»Das lief ganz anders«, entgegne ich matt. »Es fing damit an, dass der Prince of Wales, also, mein Hund, von dem Rinderfilet gefressen hat. Am Oststrand vom Süderheidetal. Jemand muss es ihm gegeben haben.«

»Und warum sollte dieser Jemand das tun?«

Das ist die Preisfrage. Ich stehe jetzt im Visier von Leuten, mit denen ich mich besser nicht anlegen sollte. Leute, die wissen, dass ich in der Mordnacht in Hinnerk Petersens Haus war. Womöglich glauben sie, dass ich mehr beobachtet habe, als ihnen lieb sein kann. Ja, so muss es sein: Sie halten mich für einen Zeugen und

schüchtern mich jetzt mit allen Mitteln ein, weil sie fürchten, ich könnte sie an die Polizei verraten.

HALT DICH RAUS.

Aber was, wenn ich mich Hauptkommissar Kröger anvertraue? Sobald ich ihn einweihe, und sei es auch nur in meine vagen Vermutungen, wird das nach außen dringen. Durch Sven Atzorn weiß ich, dass sich nicht alle Polizisten an den Schweigekodex halten. Und sobald meine Kooperation die Runde macht, stehe ich endgültig auf der Abschussliste.

Es ist Hella, die mich aus dieser Zwickmühle befreit. Während sie wieder Platz nimmt, setzt sie ihre beste Unschuldsmiene auf.

»Offenbar denkt da einer, Jamie, also, Herr Dennermann wüsste etwas, das er nicht wissen sollte.«

Hauptkommissar Kröger zwinkert nervös.

»Schluss mit den Verkläuterungen. Wovon sprechen wir hier?«

»Von Familiengeheimnissen, schätzungsweise.« Artig falte ich meine mit Splitterwunden übersäten Hände auf dem weißen Laken. »Leider kann ich Ihnen in dieser Sache nicht weiterhelfen. Die Söhne des Ermordeten wissen sicherlich mehr. Fest steht nur, dass Hinnerk Petersen einiges vor seinen Mitmenschen verborgen hat.«

»Okay, das reicht.« Angriffslustig blitzt Hella den Polizisten an. »Herr Dennermann braucht jetzt Ruhe. Sie können ja das Rinderfilet ins Kriminallabor schicken, dann sehen wir weiter.«

Eine klare Ansage, die Kröger natürlich gar nicht zupasskommt. Angeekelt nimmt er Hella die Plastiktüte ab.

»Glauben Sie ja nicht, Sie kommen damit durch, Herr

Dennermann. Wenn sich herausstellt, dass dasselbe Gift im Rinderfilet steckt wie in Hinnerk Petersen, ist keineswegs Ihre Unschuld bewiesen. Könnte ja durchaus sein, dass Sie von eigenen Machenschaften ablenken wollen und deshalb Ihre Töle selber vergiftet haben.«

Das schlägt dem Fass den Boden aus. Ich weiß gar nicht, worüber ich mich mehr aufregen soll: über die unsägliche Verdächtigung, ich persönlich hätte den Prince of Wales vergiftet, oder darüber, dass Kröger meinen geliebten Corgi eine Töle nennt.

»Raus jetzt!«, ruft Hella zornentbrannt. »Herr Dennermann braucht Ruhe, keine miesen Anschuldigungen!«

Nachdem der Kommissar ohne weiteren Kommentar abgezogen ist, setzt sie sich wieder zu mir.

»Was wirst du jetzt tun?«

»Erst mal möchte ich den Prince of Wales sehen.«

»Das geht leider nicht, Hunde sind hier nicht erlaubt.« Ein kleines Lächeln huscht über ihr Gesicht. »Er ist in meinem Auto. Ich nehme ihn mit nach Hause, solange du dich hier in der Klinik erholst.«

»Dafür habe ich keine Zeit. Ich muss meine eigenen Nachforschungen anstellen, heute Abend bin ich mit Eleonore verabredet.«

»Aber du kannst doch nicht ...«

»Ich muss.« Entschlossen schlage ich das Laken zurück, um aufzustehen. »Eleonore weiß mehr, als sie zugeibt. Und der Teufel soll mich holen, wenn ich es nicht aus ihr herauskriege. Warte eine Sekunde, ich ziehe mich an.«

Ein bisschen schwummrig ist mir immer noch, als wir fünf Minuten später innig eingehakt wie ein Liebespaar

die langen Krankenhausflure entlangwanken. Nur unter Protest hat sich Hella bereit erklärt, mich nach Kampen zu bringen und vorher einen Blumenstrauß zu besorgen. Gemeinsam suchen wir ihn im Blumenladen neben dem Krankenhaus aus: einen Arm weißer Lilien, die so intensiv duften wie eine ganze Parfumfabrik.

»Beerdigungsblumen«, merkt Hella sinnigerweise an.

Ihr Wagen, ein klappriger hellblauer Käfer, steht direkt vor dem Eingang der Klinik. Es ist vielleicht verrückt und sicher nicht nachvollziehbar für Menschen, die nie ein Tier geliebt haben, aber mein Herz klopft zum Zerspringen, als sie den Wagen aufschließt und ich den Prince of Wales vom Vordersitz hebe, um ihn an mich zu drücken.

Deutlich geschwächt lässt er es über sich ergehen. Doch er lebt. Das ist alles, was zählt.

Ich werde keine ruhige Minute haben, bevor ich herausfinde, wer hinter dem Giftanschlag steckt. Von wegen HALT DICH RAUS. Jetzt erst recht.

»Vielleicht solltest du mal über eine erwachsene Beziehung nachdenken«, frotzelt Hella, die schon im Wagen sitzt. »Bindungsangst hin oder her, wenn du dein Herz an ein Tier verlieren kannst, sollte das doch eigentlich auch mit einem Menschen klappen.«

Wer weiß. Bis jetzt habe ich mich immer recht gut hinter dem Wortungetüm posttraumatische Belastungsstörung verstecken können. Vielleicht ist es tatsächlich an der Zeit, damit abzuschließen. Nur wie?

Schwerfällig lasse ich mich mit dem Prinzen auf dem Arm in den Beifahrersitz fallen. Hella lässt den Motor an, der dieses typische klingelnde Geräusch eines alten Käfers von sich gibt, dann fährt sie vom Parkplatz auf

die Straße, die Richtung Kampen führt. Mit meinem Corgi auf dem Schoß schaue ich aus dem Fenster. Trauben von Touristen schwärmen in die vielen Lokale aus, die typisch friesische Gerichte anbieten. Seeluft macht hungrig. Vom Krabbenbrötchen über Sylter Spezialitäten bis zum Deichlamm mit grünen Bohnen wird jetzt alles verschlungen, was die norddeutsche Küche bereithält.

Irgendwo isst jetzt auch jemand zu Abend, der mein Büro angegriffen und meinen Hund vergiftet hat. Das nächste Mal werde ich nicht so glimpflich davonkommen.

HALT DICH RAUS ist keine Option mehr.

Auch in Kampen, das wir nach knapp zwanzig Minuten Fahrt erreichen, ist eine Menge los. Nach dem gestrigen Sturm drängt alles wieder ins Freie. Auf der Whiskeymeile stauen sich Stoßstange an Stoßstange Porsches, Bentleys und Lamborghinis, in und vor den Restaurants herrscht Hochbetrieb. Besonders lang ist die Warteschlange vor dem Restaurant Kaamp Meren in der Nähe des Lokals, das Sven Atzorn vorgeschlagen hat, um über Hinnerk Petersens Haus zu reden.

Es wird Sven gefallen, dass ihm der höchst eigensinnige Petersen nicht mehr dazwischenfunken kann. Weniger wird ihm gefallen, dass Eleonore die Nase vorn hat, weil sie die Söhne kennt und bestimmt schon einschlägige Absprachen getroffen hat.

Wieso werde ich überhaupt einbezogen? So was deichselt Eleonore doch mit links.

Holpernd biegt Hellas klappriger Käfer rechterhand in den Wattweg ein. Nachdem wir Restaurants, Galerien und hochpreisige Klamottenläden hinter uns gelassen

haben, nähern wir uns dem nobelsten Bezirk Kampens. Hier gibt es keine Limits. Der Quadratmeter kostet bis zu fünfzigtausend Euro, Häuser ab dreißig Millionen, und ein Ende der Preissteigerung ist nicht in Sicht.

Wer eine der großen Reetdachvillen oder eine großzügige Doppelhaushälfte ergattert hat, befindet sich in Gesellschaft von Nachbarn, die mehr Geld besitzen, als sie jemals ausgeben können. Von den luxuriösen Residenzen sieht man allerdings kaum etwas, so gut sind sie hinter den Friesenwällen aus Natursteinen verborgen, die traditionell mit Heckenrosen oder Rhododendren bepflanzt werden.

Blickdichte Exklusivität statt protziger Angeberei, so geht es hier zu.

Schon kommt der Hobokenweg in Sicht. Er kann den Rekord für sich beanspruchen, die teuerste Straße Deutschlands zu sein: nur fünfhundert Meter lang, aber so berühmt, dass regelmäßig das Straßenschild geklaut wird. Unter anderem wohnt hier ein IT-Milliardär, der wegen der strengen Bauvorschriften nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe gebaut hat. Drei unterirdische Stockwerke – so erzählt man sich. Eines für seine Oldtimersammlung, eins für den Weinkeller, ein drittes für das riesige Aquarium, für dessen Reinigung eigens ein Taucher engagiert werden muss.

»Und du willst wirklich den Abend mit Eleonore verbringen?«, vergewissert sich Hella, als sie den Käfer ganz am Ende des Hobokenwegs parkt. »Ich sehe doch, dass es dir nicht gut geht. Du kannst kaum laufen mit deinem lädierten Bein und bist noch reichlich zugehörnt.«

Stimmt, es geht mir nicht gut. Es geht mir miserabel. Durch meinen Kopf ziehen immer noch Nebelschwa-



den, meine Knie bestehen aus Watte, meine Hände zittern. Verfluchte Tabletten.

»Es muss sein, Hella. Ich meine, reicht dir der Anschlag auf unser Büro denn nicht? Und der Mordversuch am Prince of Wales? Wenn ich uns beschützen will, bleibt mir nichts anderes übrig, als die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Oder traust du das etwa diesem Kröger zu?«

»Fehlannonce«, erwidert sie schmallippig. »Der ist ein Schwachmat.«

»Eben.«

Nachdem ich ausgestiegen bin, bette ich den Prince of Wales auf den Rücksitz zwischen den Lilienstrauß und allerlei Krempel, den Hella seit Jahren spazieren fährt. So patent sie auch rüberkommt und so perfekt sie auch im Büro alles organisiert, privat ist sie eher unordentlich.

»Ich nehme mir später ein Taxi und hole den Prinzen dann bei dir ab. Gibst du auch gut auf ihn acht, Honey-penny?«

»Blöde Frage«, schnaubt sie. »Ich habe sogar extra Lieselottes Rinderragout für ihn besorgt. Schönen Abend und guten Appetit.«

Na ja, Essen ist das Letzte, worauf ich jetzt Lust habe. Schon beim bloßen Gedanken an die gratinierten Austern dreht sich mir der Magen um.

»Danke fürs Bringen, Hella.«

»Vergiss nicht die Blumen.«

Sie reicht mir den Lilienstrauß vom Rücksitz nach draußen, und ich muss mich kurz am Autodach festhalten, so schwindelig ist mir. Ein paarmal atme ich tief durch, dann schreite ich zu einem schmiedeeisernen Portal, neben dem gleich zwei Kameras angebracht sind.

»Lass dich nicht vernaschen!«, ruft Hella mir hinterher.

Sehr witzig. Mir graut vor dem Abend. Noch mehr graut mir allerdings davor, was passiert, wenn ich nichts aus Eleonore herausbekomme. Kröger habe ich abgeschrieben. Ich kann nur noch mir selbst helfen. Ich muss auf eigene Faust ermitteln, wer mich ins Visier genommen hat.

Eleonore ist irgendwie in das Ganze verstrickt, das sagt mir meine Intuition. Sie war heute Morgen zu laut, zu überdreht, zu offensiv, um glaubhaft zu machen, dass ihr Hinnerk Petersens Haus nichts weiter bedeutet als ein Objekt mehr in ihrer Immobiliensammlung. Dafür trägt sie zu dick auf, nicht ahnend, wen sie vor sich hat: einen Makler mit der Lizenz, nicht nur Häuser, sondern auch Menschen zu lesen.

Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich froh, dass ich so durchlässig bin.



## KAPITEL 14

Die Villa am Hobokenweg gehört in die Kategorie »Die inneren Werte zählen«. Zwar wirkt der Walmdachbau schon von außen durchaus imposant, aber innen ist er ein Raumwunder. Über die Jahre wurde immer wieder angebaut und ausgebaut, unter Umgehung einiger Vorschriften, versteht sich. Eleonore regelt so was.

Kaum bin ich in das Blickfeld der Kameras getreten, flammen grelle Scheinwerfer auf. Blinzeln drücke ich mit einem Finger auf die Klingeltaste.

»Immer nur rein in die gute Stube«, erklingt Eleonores exaltierter Sopran, und summend springt das Tor auf.

Auch der weitläufige Vorgarten ist mit Flutlicht übergossen. Akkurat angelegte Beete wechseln mit Büschen ab, in der Mitte plätschert ein Springbrunnen, in dessen Zentrum eine Nachbildung des Brüsseler Manneken Pis sein kleines Geschäft verrichtet. Auf so was kann auch nur Eleonore kommen.

Sie wartet bereits an der Eingangstreppe auf mich. Hautfarbene Pflaster verdecken die Schnittwunden in ihrem Gesicht, zur Feier des Abends trägt sie ein bodenlanges buntgemustertes Kleid, dessen Zickzackstreifen auf Missoni hindeuten. Ohne Designerlabel läuft nichts bei Eleonore.

»Kristan.« Geziert haucht sie mir Küsschen rechts und links auf die Wangen. »Ich hoffe, Sie haben Hunger mitgebracht.«

Nein, nur Blumen. So galant ich kann, überreiche ich ihr den Lilienstrauß.

»Danke für die Einladung.«

»Wie aufmerksam.« Eleonore reicht die Blumen sogleich an eine Hausangestellte weiter, die in schwarzem Kleid und weißer Schürze hinter ihr steht. »Wo ist denn Ihr Hundchen? Ich habe ein paar Gläser von diesem sagenhaften Hühnerfrikassee besorgen lassen, über das alle reden.«

Sie gibt sich Mühe, immerhin. Dass sie an Lieselottes Frikassee gedacht hat, spricht für sie. Oder für abgefeimte Raffinesse.

»Der Prince of Wales ist leider unpässlich«, erkläre ich entschuldigend.

»Ah, auch gut, dann sind wir ja ganz entre nous. Kommen Sie.«

Mit wiegenden Hüften steigt sie die Treppenstufen empor und führt mich in den Eingangsbereich.

Ich habe schon so einige Interieurs gesehen auf Sylt. Gelsenkirchener Barock, toskanische Fliesen, balinesische Folklore. Am häufigsten maritimen Schnickschnack wie Kissen mit Bootmotiven oder Lampen, die an Schiffstauen baumeln, als müssten sich die Leute dauernd daran erinnern, wo sie eigentlich sind.

Aber diese Villa toppt alles.

Eleonore hat sie vollkommen entkernen lassen, um große Räume zu gewinnen. Allein der ovale, mit rötlichem Marmor ausgelegte Eingangsbereich hat Ausmaße, mit denen anderswo fünfköpfige Familien klarkommen müssen. Golden verschnörkelte Wandspiegel vervielfachen den großzügig dimensionierten Eindruck, von der Decke hängt ein Kristalllüster, den man ohne Weiteres

als Requisit des Musicals ›Phantom der Oper‹ verwenden könnte.

Beeindruckungsästhetik nenne ich diesen Stil, der streng genommen gar keiner ist.

»Wir nehmen den Champagner im Wintergarten«, verkündet Eleonore. »Hier entlang, bitte.«

Der Wintergarten macht seinem Namen alle Ehre. Palmen, Feigenbäume, Kamelien, Orangenbäumchen und Jasmin umringen eine Polstersitzgruppe, deren creme-weiße Bezüge das ineinander verkantete F-Logo eines italienischen Designers tragen.

»Seit heute Morgen sind wir ja sozusagen Schicksalsgefährten«, flötet Eleonore, als wir uns setzen. »Dieses grässliche Erlebnis hat also auch sein Gutes: Es schweißt uns noch enger zusammen.«

Dazu sage ich mal besser nichts. Mit einer knappen Handbewegung lehne ich den Champagner ab, den das Hausmädchen mir bringt. Noch zirkulieren die Medikamente in meinem Körper. Alkohol hätte eine verheerende Wirkung.

»Das kann ich nicht akzeptieren, Kristan.« Tadelnd, auch eine Spur herausfordernd funkelt Eleonore mich an. »Wo bleibt Ihre Lebensart? Wir wollten uns doch heute mal richtig unterhalten, nicht nur über Immobilien, auch etwas intimer.«

Was tun? Von meiner Tablettenabhängigkeit werde ich ihr ganz bestimmt nicht erzählen. Überzeugende Ausflüchte fallen mir allerdings auch nicht ein. Das »richtig unterhalten« gibt den Ausschlag. Ich werde nichts Brisantes erfahren, wenn Eleonore argwöhnt, dies sei für mich ein rein beruflicher Termin. Alkohol und Intimität scheinen Synonyme für sie zu sein.

»Also schön.« Gottergeben nehme ich das Glas. »Auf das entre nous.«

Obwohl ich am Champagner nur nippe, fühlt es sich sofort an, als schössen glühende Nadeln durch meine Adern. Ich muss rasch zur Sache kommen, bevor ich noch betrunken werde.

»Eleonore, eine Frage vorweg: Warum haben Sie mich den Söhnen von Hinnerk Petersen empfohlen? Da Sie einander offenbar gut kennen, hätten Sie die Sache doch auch ohne Makler regeln können. Und die Provision gespart.«

Ihr Gesicht bleibt so straff gespannt wie ein Trampolin. Kein Lächeln, kein Erstaunen, kein Unmut. Nur ihre Stimmlage, die in etwas Scharfkantiges, Kristallines wechselt, verrät, dass ihr die Frage missfällt.

»Nun jaaa«, beginnt sie gedehnt. »Es gehen seltsame Dinge vor auf Sylt, ein Anschlag, sogar ein Mord. Dinge, die meinen geschäftlichen Interessen zuwiderlaufen. Mein Mann, Gott hab ihn selig, sagte immer: Kenne deine Feinde.«

Was für ein ausgekochtes Biest. So weit habe ich noch gar nicht gedacht. Ich soll das Friesenhaus also öffentlich anbieten, damit ihre Feinde aus den Löchern kriechen. Ihre Konkurrenten, besser gesagt.

»Somit wäre ich eine Art Lockvogel«, bringe ich ihre Taktik auf den Punkt.

»Was für ein schlaues Kerlchen Sie doch sind.« Mit einer Hand betastet Eleonore das Pflaster auf ihrer Stirn, dann trinkt sie ihren Champagner in einem Zug aus. »Aber nicht, dass Sie jemand anderen bevorzugen: Hinnerk Petersens Hinterlassenschaften stehen mir zu. Nur mir.«

Die Art, wie sie es sagt, hat einen sehr selbstgewissen Beiklang. Fast, als poche sie auf ältere Rechte.

»Kannten Sie ihn denn?«, entfährt es mir.

Sogleich habe ich das Gefühl, mit Anlauf in ein Fettöpfchen gesprungen zu sein. Ruckartig erhebt sich Eleonore aus den weichen Polstern, schiebt ihr perfekt geföhntes Blondhaar zurecht und deutet mit den Augen auf die Tür, die zum Esszimmer führt.

»Es ist angerichtet. Kommen Sie, wir haben viel vor.«

In meinen Ohren klingt das eher nach einer Drohung als nach einer Einladung. Eleonore blockt ab. Irgendwas ist da zwischen ihr und dem alten Petersen gelaufen. Aber ich werde ihr schon noch auf die Schliche kommen, selbst wenn ich dafür gratinierte Austern essen muss.

In der folgenden Stunde wird mir noch sehr viel mehr serviert. Nach den fettig überbackenen Austern ist ein sahniges Kresseschaumsüppchen mit Lachskaviar dran, nach dem Süppchen ein Perlhuhnsalat, danach der gegrillte bretonische Hummer auf karamellisierten Zuckerschoten, begleitet von einer zähflüssigen Zitronenmayonnaise.

Wie meine Leber das alles verkraften soll, ist mir ein Rätsel.

Und nun stellt das Hausmädchen auch noch ein mit Minze dekoriertes Cassis-Sorbet vor mich hin, das untrügliche Zeichen dafür, dass ein Fleischgang folgen wird. Womöglich sogar ein Dessert. Darauf deuten auch die vielen Bestecke hin, die noch unbenutzt neben meinem Teller liegen.

Herr im Himmel. Schon jetzt platze ich fast. Bei jedem Gang habe ich kräftig zugelangt, in der Hoffnung,

den reichlich fließenden Alkohol zu neutralisieren. Mit überschaubarem Erfolg. Manchmal erkenne ich Eleonore nur wie durch einen Weichzeichner, und ich muss mich schon sehr konzentrieren, um mein Weinglas unfallfrei zum Mund zu führen.

Mit meiner Recherche komme ich leider nicht vom Fleck. Eleonore redet viel und sagt wenig – das meiste ist Society-Klatsch.

Mir wird zusehends unbehaglicher in dem überheizten Raum, dessen Einrichtung mich förmlich erdrückt. Goldverzierte Rokokomöbel, venezianische Spiegel und bunte Fresken an den Wänden sind nun gar nicht mein Ding. Welcher normale Mensch lässt sich Palazzi und Gondeln auf die Wände pinseln, wenn er ein Haus auf Sylt kauft?

»Vielleicht einen Wodka zum Sorbet?«, fragt Eleonore.

Ihr scheint das hochkalorische Menü nichts auszumachen. Gang für Gang hat sie verputzt, als seien es rohe Möhren. Auch den vielen verschiedenen Weinen – zu jedem Gang einen anderen – hat sie reichlich zugesprochen.

Butter bei die Fische, Kristan. Und dann nichts wie weg.

»Eleonore«, ich zwingen Sie mich zu einer deutlichen Aussage, »warum meinen Sie, das Haus von Petersen stehe Ihnen zu? Kannten Sie ihn? Hat er Sie in seinem Testament bedacht?«

»Hinnerk Petersen?« Sie bricht in ein etwas künstliches Gelächter aus. »Mal im Ernst, was hat eine Lady wie ich mit so einem Bauern zu tun? Mit solchen Leuten verkehre ich nicht. Ist nicht meine Liga.«



»Warum dann?«

Lächelnd schabt sie mit einem langen Eislöffel an ihrer weinroten Sorbetkugel herum.

»Ich betrachte mich als eine Hüterin dieser Insel, Kristan. Jedes Haus, das ich bei Ihnen gekauft habe, wurde sticlecht renoviert. Ich möchte einfach nicht, dass irgendwelche Investoren daherkommen, den Behörden eine Baugenehmigung rausleiern und dann was Hässliches auf die dazugehörigen Grundstücke setzen.«

Aha. Jetzt wird es interessant. Die selbstlose Hüterin der Insel nehme ich ihr überhaupt nicht ab, zumal Petersens Haus denkmalgeschützt ist. Da müsste man schon Kontakte in ganz hohe politische Sphären haben, um auch nur Fenstergrößen oder historisch wertvolle Holztüren zu verändern. Eine andere Sache sind die Grundstücke am Rande des Süderheidetals, da wären Baugenehmigungen möglich.

»Welche Investoren meinen Sie? Sprechen Sie von der Investitionsgesellschaft mit dem Wellness-Tempel?«

Das Lächeln fällt von ihren Wangen wie reife Pflaumen vom Baum.

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe meine Quellen.« Pflichtschuldigst nehme auch ich jetzt meinen Eislöffel in die Hand und bohre damit im Sorbet herum. »Was wollen denn die Söhne?«

Eleonore biegt ihren Rücken durch.

»Mich natürlich. Aber wie gesagt möchte ich wissen, wer hier noch seine Hände im Spiel hat. Sobald sich weitere Interessenten bei Ihnen melden, lassen Sie es mich unbedingt wissen. Ich zähle auf Sie. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte für einen Moment.«

Mit einem neckischen Lächeln steht sie auf und tän-

zelt hinaus. Das gibt mir Gelegenheit, die Nachrichten auf meinem Handy zu checken.

Hella hat mehrmals angerufen. Auch einige unbekannte Nummern tauchen in der Anrufliste auf, vermutlich Immobilieninteressenten. Bei WhatsApp sind zahlreiche Messages eingegangen, unter anderem von Johanne. Johanne? Ich tippe die Nachricht an.

*Hi Kristan, alles gut? Ich mach mir große Sorgen um dich. Hab gehört, dass Du ins Krankenhaus musstest. Melde Dich doch mal. Da sind ein paar Sachen, die ich gehört habe – Du weißt schon, Hinnerk und so. Alles andere persönlich. Kuss, J*

Seltsam, wie stark mich das Wort »Kuss« berührt. Es weckt sentimentale Erinnerungen, die ich schnell beiseiteschiebe. Was soll ich damit anfangen? Vorbei ist vorbei. Ich bin eben ein Emotionsidiot, beziehungsunfähig und für eine tolle Frau wie Johanne schon gar nichts.

Ich horche, ob Eleonore eventuell wieder im Anmarsch ist, dann wähle ich nicht Johannes, sondern Helles Nummer.

»Jamie.« Sie spricht gedämpft, im Hintergrund hört man Lachen und Stimmengewirr. »Sensationelle Neuigkeiten. Du wolltest doch zum Grundbuchamt, wegen Petersens Haus. Ich bin gerade in der Fischerkajüte essen. Mit einer sehr attraktiven Kundin, die mich ... na ja, anderes Thema. Stell dir vor, am Nebentisch sitzen ein paar Locals. Haben sich ordentlich abgeschossen, die Herren, und werden mit jedem Schnaps lauter. Es geht auch um Petersen.«

»Sag schon, Honey penny.«

»Die Söhne werden Probleme kriegen. Das Anwesen

ist auf eine Frau umgeschrieben worden. Julia oder so ähnlich.«

Ich halte den Atem an. Da hat es diese Julia doch tatsächlich geschafft, einem alten einsamen Mann eine millionenschwere Liegenschaft abzuluchsen. Woraus auch immer ihre Profession besteht, sie muss es draufhaben.

»Was hast du noch gehört?«

»Alle sind irre aufgereggt wegen des Mords. Einer der Typen meinte, es wäre ein Serienkiller, der Ferien auf Sylt macht.«

»Schaurig, aber unwahrscheinlich.«

»Ganz meine Meinung. Dein Grundbuchspezi hält es für einen tödlichen Raubüberfall. Petersen soll massenhaft Schmuck und Bargeld in seinem Tresor gehortet haben.«

Verdammt. Es ärgert mich, dass ich nicht selbst darauf gekommen bin, nach einem Tresor zu suchen. Dafür hätte ich allerdings in jeden Schrank schauen und jedes Bild umdrehen müssen, was in einem derart großen Haus Stunden gedauert hätte.

»Wie läuft's denn mit deiner zauberhaften Eleonore?«, fragt Hella. »Über die wird hier ganz schön hergezogen.«

»Was genau?«

»Dass sie über Leichen gehen würde, um sich halb Sylt unter den Nagel zu reißen. Immerhin, Giftmorde sollen ja eine Frauendomäne sein. Bist du sicher, dass sie dir kein Arsen ins Essen gemischt hat?« Hella fängt an zu lachen. »Scherz, Jamie. Weibliche Singles wecken krasse Fantasien, niemand weiß das besser als ich. Muss jetzt Schluss machen, bis morgen.«

Wie ein begossener Pudel starre ich auf das Sorbet,

das langsam vor sich hinschmilzt. Auch ich habe schon gehört, dass Frauen den Giftmord roher Gewalt vorziehen.

In diesem Augenblick kehrt Eleonore ins Speisezimmer zurück. Sie hat sich umgezogen. Wobei ausgezogen das treffendere Wort wäre. Ich kenne mich nicht sonderlich gut mit Wäsche aus, aber was Eleonore da trägt, ist wohl so was wie ein Negligé. Rot, bodenlang und hochgeschlossen, aber sehr, sehr durchsichtig. Darunter zeichnet sich ein schwarzes Mieder ab, das ihren Busen hochdrückt.

»Ich dachte, wir knicken das Entrecôte und den Apfelstrudel und gehen gleich in den Salon und zum gemütlichen Teil über«, lächelt sie. »Einen Espresso dazu? Oder einen Armagnac?«

Ich bleibe ihr die Antwort schuldig, weil es mir schlicht die Sprache verschlagen hat.

»Nur nicht so schüchtern.« Immer noch lächelnd nimmt sie meine Hand und zieht mich mit sich. »Ich habe mir einen neuen Salon designen lassen. Sie werden Augen machen.«

Die mache ich tatsächlich, als wir über eine breite Wendeltreppe ins Kellergeschoss gelangen. Auch Eleonore hat nach unten gebaut, so wie der IT-Milliardär nebenan. Was hier entstanden ist, muss Unsummen gekostet haben: ein gut hundert Quadratmeter großer Raum, in dessen Mitte das azurblaue Wasser eines kreisrunden Pools schimmert. Teure englische Deckchairs aus Mahagoni verteilen sich auf handgefertigten Terrakottafliesen, an der Stirnwand steht ein weißes Daybed.

»Willkommen in meinem kleinen Paradies.« Eleonore

zwinckert mir zu. »Oder sollte ich sagen: in meinem kleinen Liebesnest?«

Von klein kann keine Rede sein. So wenig, wie ich mich willens oder in der Lage fühle, das Wort Liebesnest mit Leben zu füllen. Deshalb bin ich grenzenlos erleichtert, dass in diesem Moment das Hausmädchen mit einem Tablett die Treppe herunterkommt. Eleonore hat Espresso geordert, dazu Macarons, die hundertpro von Lenôtre stammen. Leicht verderbliche Köstlichkeiten, so was muss man eigens einfliegen lassen.

Mit diskret abgewandtem Blick stellt das Hausmädchen alles auf ein Tischchen neben dem Daybed.

»Haben Sie sonst noch einen Wunsch, Frau Goosejacob?«

»Nein, Sie können dann Feierabend machen, wir kommen allein zurecht.«

Täusche ich mich, oder streift mich das Hausmädchen mit einem merkwürdig wachen Blick? So als wüsste sie mehr über das, worüber heute Abend gesprochen wurde?

Man darf das sogenannte Personal nicht unterschätzen. Meist werden die dienstbaren Geister nur als Funktionsträger wahrgenommen, was heißt: gar nicht. Doch ob Hausangestellte, Köche, Putzfrauen, Gärtner oder Hundesitter, sie alle kennen die gut gehüteten Geheimnisse ihrer Herrschaft oft besser, als denen lieb sein kann. Das weiß ich aus unzähligen Gesprächen auf der Westerlander Hundewiese.

Ich müsste mal ungestört mit dieser Frau sprechen. Vielleicht ergibt sich demnächst die Gelegenheit.

»Kristan! Der Espresso wird kalt!«

Einen Arm aufgestützt, ein Bein abgewinkelt, liegt

Eleonore auf dem Daybed. Panik überkommt mich.  
Keine Panikattacke, vielmehr ein Fluchtreflex.

»Ich – ich muss leider los«, presse ich heiser hervor.  
»Danke für das hervorragende Essen.«

Dann sehe ich zu, dass ich Land gewinne.

Während ich eilig die Wendeltreppe hochhumpele,  
lassen mich zwei Fragen nicht mehr los: Ist Eleonore zu-  
zutrauen, eine Hobbygiftmischerin zu sein? Ist sie fähig,  
einen Mord zu begehen?



## KAPITEL 15

»Moin, Kristan. Und? Wie geht's uns heute? Ist das nicht ein herrlicher sonniger Tag?« Lieselotte strahlt übers ganze Gesicht, als ich meinen Kaffee bei ihr bestelle. »Du Armer, siehst ja immer noch ganz schön lädiert aus.«

Genauso fühle ich mich auch. Wieder habe ich schlecht geschlafen, weil ich mir unablässig das Hirn zermartere, wer Hinnerk Petersen vom Leben in den Tod befördert hat und nun auch mich bedroht.

»Das Übliche?«, werde ich von Lilo aus meinem immer schneller kreisenden Gedankenkarussell befreit.

»Das ... ähm, ja, gern.«

Sie betätigt bereits einen Hebel der großen silberglänzenden Kaffeemaschine, zischend fließt Espresso in den darunter gestellten Pappbecher. Danach gibt sie aufgeschäumte Milch dazu und hält mir den heiß ersehnten Kaffee hin.

»Sag mal, habe ich es dir zu verdanken, dass diese Goosejacob gestern Nachmittag ein Abo bei mir gebucht hat?«

»Ein Abo?«

»Das volle Sortiment Happy Belly, fünfmal pro Woche.«

Daher also rührt Lilos gute Laune. Stammkunden sind für sie extrem wichtig, weil sie dann ökonomischer wirtschaften kann. Dennoch ist es eine komische Sache. Entweder hat Eleonore künftig mit regelmäßigen Besu-

chen ihres Lieblingsmaklers samt Prinzen gerechnet, oder sie beabsichtigt, sich einen Hund zuzulegen.

Oder sie isst die Hundenahrung selbst, wenn ihr Koch freihat und keiner hinguckt.

Lustige Vorstellung, wie sie in der Pracht und Herrlichkeit ihres Speisezimmers heimlich den Inhalt von Lieselottes Gläschen verdrückt. Weniger lustig ist die Überlegung, sie könnte womöglich mit dem Giftmord an Hinnerk Petersen zu tun haben. Auch darüber denke ich unaufhörlich nach, seitdem ich gestern Abend ins Taxi gestiegen bin.

»Glückwunsch zum neuen Abo.« Ich nehme Lilo den Kaffeebecher ab. »In jedem Fall ist Eleonore eine äußerst zahlungskräftige Kundin.«

»Trotzdem mag ich sie nicht, weil sie sich halb Sylt zusammenkauft mit ihrem vielen Geld. Und dann? Stehen die schönen Häuser meist leer.«

»Da ist sie natürlich nicht die Einzige«, entgegne ich. »Cosi fan tutte, so machen's alle.«

»Ja, aber die erste Bestellung habe ich gestern Nachmittag persönlich ausgeliefert, da wurde ich sogleich zu einem Tee ins Haus gebeten – und über dich ausgefragt. Eleonore wollte so einiges über dich wissen. Ob du mal verheiratet warst, wohin du in Urlaub fährst, solche Dinge.«

Diese Frau ist ja geradezu obsessiv. Ich hasse solche Nachforschungen, abgesehen davon, dass ich nie verheiratet war und nur selten in den Urlaub fahre. Ich wohne halt dort, wo andere Ferien machen. Einen besseren Platz auf der Welt gibt es nicht für mich.

Sylt ist mein absoluter Sehnsuchtsort. Wenn ich auf dem Festland zu tun habe, zieht es mich spätestens nach



drei Tagen zurück auf die Insel. Fahre ich dann in Niebüll auf den Autozug, lasse ich alle Scheiben runter und atme tief ein. Die herbe salzige Luft hier oben ist mit nichts zu vergleichen.

Doch Sylt beginnt, mir unheimlich zu werden.

»Ich habe natürlich kein Wort über dich verraten«, lächelt Lieselotte und legt den obligatorischen Leberwurstkeks auf den Tresen. »Was ist übrigens mit deinem Prinzen los? Er ist so ruhig heute.«

Ja, der Prince of Wales ist noch nicht wieder ganz auf dem Damm. Auch wenn mir die Ärzte versichert haben, er sei noch mal davongekommen, weil er nicht das ganze Rinderfilet verspeist hat, wirkt er ungewöhnlich abwesend, fast apathisch. Ich gebe ihm den Leberwurstkeks und kraule ihn hinter den Ohren.

»Ist nur ein bisschen müde, der Kleine.«

»Verstehe. Hier, das muntert ihn vielleicht auf.« Lieselotte spendiert ihm einen weiteren Keks. »Arbeite nicht zu viel, Kristan, du siehst auch ganz schön müde aus.«

Das hat mir heute Morgen schon mein Spiegelbild verraten. Meine Waage habe ich lieber nicht befragt. Nach Eleonores schwerem Essen und dem vielen Wein sind bestimmt ein, zwei Kilo dazugekommen.

»Danke, Lilo. Bis morgen.«

Langsam schiebe ich mich durch die Gäste nach draußen. Wie am Vortag scheint die Sonne, heute ist der Himmel jedoch wolkenlos und spielt fast ins Kobaltblaue. Wie nicht anders zu erwarten, lockt so ein Kaiserwetter Frühaufsteher an. Die Stehtische vor dem Café sind schon alle belegt. So muss ich wohl oder übel auf mein Beobachtungsritual verzichten und den Kaffee im Büro trinken.

Immerhin geht es meinem linken Bein etwas besser. Nur wer genau hinsieht, bemerkt, dass ich es noch etwas nachziehe.

Ich bleibe vor meinem Büro in der Elisabethstraße stehen. Das rot-weiße Flatterband ist verschwunden, dafür haben Handwerker noch am Vortag das fehlende Türglas durch Plastikfolie ersetzt. Den Eindruck rücksichtsloser Zerstörung kann das Provisorium allerdings kaum mildern. Hier hat sich ein Anschlag ereignet. Letztlich ein Mordanschlag.

Der Stein hätte jeden treffen können, der sich zu diesem Zeitpunkt im Eingangsbereich aufhielt.

Ich stöhne in mich hinein. Das Büro ist mein zweites Zuhause, meine Wohlfühlzone. Hier empfangen ich ja nicht nur Kunden, ich mache auch meine Scherze mit Hella und nehme mein Mittagessen am Schreibtisch ein, weil mehr als Mousepad-Snacking zeitlich meist nicht drin ist. Wenn ich abends länger bleiben muss, genehmige ich mir auch schon mal einen Schluck Wein vor dem Laptop.

Ich lebe quasi in meinem Büro. Doch jemand hat diesen friedlichen Ort entweiht.

Es kostet mich einige Überwindung, die Tür aufzuschließen. Ohnehin ist es absurd, dass Hella sie überhaupt abgeschlossen hat. Solange keine neue Scheibe eingesetzt worden ist, braucht man lediglich ein simples Taschenmesser, um die Plastikfolie aufzuschlitzen. Plus Unverfrorenheit, Neugierde und eine gute Portion krimineller Energie.

Im selben Moment entdecke ich in der Folie einen feinen Schnitt, der vom oberen Türrahmen bis zum Boden reicht. Einen präzise geführten vertikalen Schnitt, lang genug, dass ein Erwachsener hindurchsteigen kann.

Die Härchen auf meinen Unterarmen stellen sich senkrecht. Jemand war hier. Oder ist immer noch hier.

»Honeypenny?«

Ich weiß nur zu gut, dass es keinen Sinn macht, nach Hella zu rufen. Heute bin ich früher dran als sonst, weil ich es zu Hause nicht mehr ausgehalten habe, und Hella kommt für gewöhnlich erst um neun.

Vielleicht ist es wie Pfeifen im dunklen Keller. Angstbewältigung. Die Illusion, man hätte noch die Kontrolle über etwas, das sich nicht mehr kontrollieren lässt. So wie ich auch meinen Herzschlag nicht kontrollieren kann, der in irrwitzigem Stakkato gegen meinen Brustkorb trommelt.

Ruf die Polizei, Kristan, sofort. Geh da bloß nicht rein.

Aber will ich mir wirklich Krögers überhebliche Fragen antun, in denen die Schuldvermutung stets inbegriffen ist? Die großspurig angekündigte Vernehmung werde ich noch früh genug über mich ergehen lassen müssen.

Wachsam checke ich die Straße. Es sind genügend Leute unterwegs, die mich hören würden, falls ich um Hilfe riefe.

»Prince«, raune ich meinem Corgi ins Ohr. »Du musst jetzt ganz brav sein. Kein Mucks, ja?«

Schwanzwedelnd signalisiert mir der Prince of Wales, dass er begreift, was sein Herrchen von ihm will. Man mag es Einbildung nennen oder unzulässige Vermenschlichung, für mich besteht kein Zweifel, dass ich mich völlig problemlos mit meinem Hund verständigen kann.

Also los. Mit fliegenden Fingern drehe ich den Schlüssel im Schloss. Zweimal. Beim zweiten Mal springt die

Tür von selbst auf. Alles ganz normal so weit. Dann horche ich. Nichts. Kein Knacken, kein Rascheln, keine Schritte, nur das dezente Brummen des Kühlschranks, in dem die kalten Getränke für Kunden stehen.

Doch es sind nicht meine Ohren, die mir einflüstern, dass sich etwas verändert hat.

Schwer zu sagen, was es ist. Ich habe einfach dieses verflixt anstrengende Gespür für Schwingungen, die entstehen, wenn jemand da war, der nicht hierhergehört. Ein Fluch, vielleicht auch ein Segen.

Äußerlich fällt mir nichts auf. Die Sessel stehen dort, wo sie immer stehen, auch das Tischchen dazwischen ist an seinem Platz. An der Längswand hängen ordentlich aufgereiht die Fotos der aktuell verfügbaren Immobilien, auf dem Empfangstresen liegen zu einem Fächer drapiert meine blau-weißen Flyer.

Ich wage einen weiteren Schritt in den Raum und lausche wieder.

Von draußen dringen leicht gefiltert die Stimmen der Passanten herein, unterlegt mit fernen Motorgeräuschen. Hier drinnen ist es vollkommen still. Nur das Brummen des Kühlschranks und der hechelnde Atem des Prince of Wales hängen im Raum. Noch ein Schritt. Ein dritter. Unwillkürlich beginne ich, den Fluchtweg abzuschätzen. Wie lange werde ich zurück auf die Straße brauchen, wenn mich jetzt jemand überfällt? Eine Sekunde, zwei? Zu lang?

Erneut tasten meine Augen den Raum ab. Die Sessel, das Tischchen, die Fotos, den Empfangstresen. Und auf einmal sehe ich den Zettel, der neben den Flyern liegt. Ein winziger Zettel, mit Großbuchstaben beschriftet.

Eine Falle?

Egal. Obwohl mich eine beginnende Panikattacke mit Schwindel und Ohrenrauschen erfasst, biete ich meinen Ängsten Paroli. Bleib stark, Kristan. Du bist keine Memme. Jetzt geht es darum, dich zu verteidigen, dich und alles, was dir noch etwas bedeutet. *Die Schweine dürfen nicht gewinnen.*

Ich kann kaum einen Fuß vor den anderen setzen, als ich das letzte Stück bis zum Tresen absolviere. Vor meinen Augen flimmert es, und die Hand, die ich nach dem Zettel ausstrecke, verkrampft sich.

Komm schon, den Rest kriegst du auch noch hin. Geschafft. Ich habe den Zettel. Es stehen nur fünf Worte darauf.

*CHECK DEINE MAILS. THE TRUTH.*



## KAPITEL 16

Seit Minuten starre ich auf meinen Laptop. Inzwischen habe ich mich in den kleinen Raum hinter dem Empfangstresen verzogen, wo mein Schreibtisch und ein Körbchen für den Prince of Wales stehen. Mein Arbeitskabuff. Nicht groß, aber völlig ausreichend.

Der ergonomisch geformte schwarz lederne Drehstuhl quietscht leise, als ich mich zurücklehne und die Augen schliesse, um besser nachdenken zu können. Zwischen den unzähligen Mails von Kunden und Interessenten, die in den letzten vierundzwanzig Stunden eingetrudelt sind, habe ich tatsächlich eine Mail mit dem Absender thetruth.com gefunden.

Kein Text. Nur ein Anhang.

Unschlüssig verharret mein Zeigefinger über dem Touchpad. Gut möglich, dass man mich mit einem Virus sabotieren will. Meine Firewall ist zwar auf dem neuesten Stand, und Hella zieht jeden Abend eine Sicherheitskopie aller Daten auf einen USB-Stick, doch sobald ich den Anhang anklicke, liefere ich mich einem unwägbareren Risiko aus. Malware, Spyware, Trojaner, alles ist möglich.

Vielleicht will jemand an meine Daten gelangen, um mir die besten Kunden abzujagen. Oder es geht darum, mein gesamtes System abstürzen zu lassen. Wie auch immer, vom Funktionieren des digitalen Business hängt mein beruflicher Erfolg ab. Die Kommunikation, die

Kundenkartei, die Liegenschaftspläne und meine Website, auf der ich Objekte annonciere, all das kann mit einem Klick zerstört werden.

Mein Kaffee ist längst kalt geworden, dennoch trinke ich einen Schluck. Jetzt muss ich eine Entscheidung treffen.

Vorher überprüfe ich ein letztes Mal die Optionen. Eins steht fest: Falls dieser Jemand namens The Truth mich vernichten wollte, hätte er es bereits tun können, als er hier eingedrungen ist. Es wäre doch ein Leichtes gewesen, das Büro zu verwüsten oder Daten und Website extern zu hacken. Stattdessen hat derjenige nur einen Zettel hinterlassen, vermutlich um zu demonstrieren, dass er leibhaftig hier war, analog und lebensecht, und hat dann zusätzlich die Mail verschickt. Um vier Uhr zweiunddreißig.

Die Entscheidung ist gefallen. Ich klicke den Anhang an.

Wieder kein Text. The Truth hat einen QR-Code gesendet. Nach einem weiteren Schluck Kaffee hole ich mein Handy heraus und scanne den Code. Was daraufhin auf dem Display erscheint, wirkt wie purer Hohn. Eine Touri-Website über den Hörnumer Leuchtturm und die Möglichkeit, sich dort standesamtlich trauen zu lassen. Ernsthaft?

Wütend knalle ich das Handy auf die Schreibtischplatte. Für solche Spielchen habe ich nun wirklich keinen Nerv. Mittlerweile geht es um Leib und Leben, da macht man keine doofen Späße.

Eine neue Mail von The Truth zeigt sich im Posteingang.

*Sie werden die erste Stufe der Wahrheit erfahren. Heute 12 Uhr. Punkt 12. Anders gesagt: 12 Uhr mittags.*

Ha ha. Ich kenne den Westernklassiker ›High Noon‹, zu Deutsch ›Zwölf Uhr mittags‹. Darin führt ein Town Marshal seinen einsamen Kampf gegen eine Verbrecherbande, auf verlorenem Posten, von den Bürgern der Stadt im Stich gelassen. Doch am Ende obsiegt der Marshal mithilfe seiner tapferen Frau Amy. Gut und schön. Einen Reim kann ich mir nicht darauf machen. Wahrscheinlich werde ich einfach nur nach Strich und Faden verladen.

»Jamie!« Hella karottenroter Schopf erscheint in der Tür. »Du bist schon da?«

Sichtlich irritiert tritt sie an meinen Schreibtisch. Während sie ihr wadenlanges zitronengelbes Kleid glatt streicht, mustert sie mich eingehend.

»Sag nichts, du hast wieder nicht geschlafen. Was treibt dich trotzdem so früh ins Büro?«

»Das da.« Ich drehe den Laptop um hundertachtzig Grad, damit Hella den Monitor sehen kann. »Kommt von einem gewissen The Truth. Außerdem hat er mir sozusagen dieses Foto geschickt.«

Sie wirft einen Blick auf das Handy mit dem Leuchtturmphoto, und ihre Mundwinkel rutschen nach oben.

»Du willst heiraten?«, fragt sie glucksend. »Das ging aber schnell mit dir und Eleonore. War's so toll? Life changing sex? Darf ich Blumen streuen?«

»Hör bloß auf. Kein Wort über Eleonore. Ist dir übrigens aufgefallen, dass jemand die Plastikfolie an der Eingangstür aufgeschlitzt hat?«

»Natürlich ist mir das aufgefallen.« Mit einer Pobacke hockt sich Hella auf die Schreibtischkante. »Im ersten Moment dachte ich: Shit, Einbrecher. Aber es ist ja noch alles da. Deshalb dachte ich im zweiten Moment: Ober-



schussel Kristan Dennermann hat mal wieder seinen Schlüssel vergessen. Und? A oder B?»

»Keins von beidem. Sieh mal«, ich schiebe ihr den Zettel hin, »das hier lag auf dem Tresen.«

Ihre Augen weiten sich erschrocken.

»Himmel, du hast doch wohl nicht eine Mail von einem unbekanntem Absender geöffnet!«

»Schon passiert«, erwidere ich kleinlaut. »Der QR-Code im Anhang führte mich dann zu dem Foto.«

»Auch noch den Anhang angeklickt!« Hella schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. »Aber sonst geht's dir gut, ja? Wofür rede ich mir eigentlich seit Jahren den Mund fusselig, dass du besser aufpassen musst?«

Ich kann ja selbst nicht mehr nachvollziehen, was mich geritten hat. Intuition vielleicht. Oder reine Fahrlässigkeit.

Schuldbewusst beuge ich mich nach unten und nehme den Price of Wales auf den Schoß, der auf beunruhigend ruhige Weise vor sich hindämmert. Was, wenn The Truth das vergiftete Rinderfilet an den Wattstrand gelegt hat?

»Lass mich mal nachdenken«, sagt Hella und steht auf. »Was haben wir genau?«

»Einbruch, Zettel, Foto vom Hörnum Leuchtturm und eine Mail mit dem Text, warte«, mit der freien Hand drehe ich den Monitor wieder in die alte Position. »»Sie werden die erste Stufe der Wahrheit erfahren. Heute zwölf Uhr. Punkt zwölf. Anders gesagt: zwölf Uhr mittags.««

»Das steht da so?«

»Ja. Mehr haben wir nicht, Honey Penny.«

»Also.« Nervös beginnt Hella, in dem engen Kabuff

auf und ab zu laufen. »Da bricht jemand ein, hinterlässt aber nur eine Botschaft. Dann purzeln zwei Mails hinterher, die sicher in einer Verbindung zueinander stehen, um dir irgendeine Wahrheit zu offenbaren.«

Wir sehen einander an.

»Punkt zwölf am Hörnumer Leuchtturm!«, rufen wir im Chor.

Danach schweigen wir atemlos. Hella findet als Erste ihre Sprache wieder.

»Falls du da wirklich hingehen willst, ist das nicht ganz ungefährlich. Denk an den Stein, der uns fast die Bude zertrümmert hätte. Da standen auch Großbuchstaben drauf.«

Richtig. Das habe ich in der Aufregung ganz vergessen.

»Soll ich es lieber sein lassen?«

Statt einer Antwort schaltet Hella die kleine Kapsel-Kaffeemaschine an, die neben Papierstapeln und Aktenordnern auf einem Sideboard steht. Nachdem sie den Tank mit frischem Wasser aus einer Mineralwasserflasche gefüllt hat, wühlt sie in der Box mit den Kapseln, lässt eine dunkelbraune in das obere Fach gleiten und stellt eine Tasse unter das Auslaufrohr.

Ein Knopfdruck, ratternd springt die Maschine an. Hella lässt sich Zeit, bis ihr Espresso fertig ist. Sie nimmt einen Schluck, dann hockt sie sich mit der Tasse wieder auf die Schreibtischkante.

»Welche Alternative gibt es? Hat wenigstens das Gespräch mit Eleonore was gebracht?«

»Nur, dass sie mich engagiert, um ihre Konkurrenten für das Süderheidetal zu ermitteln. Ihr Motto: Kenne deine Feinde.« Mechanisch streichele ich den weichen

Nacken des Prinzen. »Ansonsten tappen wir im Dunkeln, und Kröger ...«

»Vergiss Kröger. Weißt du was? Ich komme mit nach Hörnum. Wir schließen den Laden in der Mittagszeit und fahren zusammen hin. Aber wehe, der Typ hat einen Stein dabei. Dann kann er was erleben.«

Das ist typisch Hella. Mit ihrer energischen Art hat sie schon manchen zaudernden Kunden überzeugt, der sich nicht zwischen zwei Objekten entscheiden konnte. Sie besitzt einfach eine natürliche Autorität.

Dann fällt mir wieder ein, was sie gestern Abend erzählt hat.

»Bist du so nett und machst mir einen Termin bei Werner Sattmann vom Grundbuchamt? Ich muss mehr über diese Julia wissen.«

»Sicher. Wann? Morgen früh?«

»Ja, am besten gleich um neun. Dann ist noch nicht so viel Betrieb.«

»Viel Glück.« Lachend wirft Hella den Kopf in den Nacken. »Muss ja eine heiße Braut sein, dass Petersen ihr seine Latifundien schenkt und die eigenen Söhne leer ausgehen lässt.«

»Bin schon gespannt, wie sie das angestellt hat.«

»Na, so.« Hella leckt sich lasziv über die Lippen. »Bei Blowjobs flippen die Männer aus. Frauen übrigens auch.«

»Hallo?«, ertönt eine Männerstimme. »Jemand zu Hause?«

Sofort setze ich den Prince of Wales zurück in sein Körbchen und stehe auf.

»Hast du etwa schon so früh einen Termin für mich verabredet?«, frage ich leise.

»Nee, aber ich glaub, ich weiß, wer das ist.« Hella zieht einen Flunsch. »Gestern saß in der Fischerkajüte so ein Typ aus der Goldkettchenabteilung. Große Klappe, Riesenege. Freu dich drauf. Der Kerl ist ätzend.«

»Herr Dennermann?« Ein großer, etwas vierschrotiger Mittvierziger schaut um die Ecke. »Heilige Scheiße. Haben Sie mit einem Gemüsemixer geknutscht?«

Wie? Ach so. Vor dem Rasieren habe ich heute Morgen die Pflaster von meinem Gesicht entfernt, daher sieht man die kleinen Splitterwunden.

Skeptisch nehme ich den unangekündigten Besucher in Augenschein. Hella hat nicht übertrieben. Es gibt Menschen, die Instant-Sympathie hervorrufen, und solche, die spontane Ablehnung erzeugen. Dieser Mann gehört zur zweiten Sorte.

Er trägt eine schwarze Lederjacke, deren Ärmel hochgekrempt sind. Die Goldkette an seinem Hals sieht aus, als stamme sie aus einem Ein-Euro-Shop. Sein Lächeln ist so falsch wie seine Zähne, die verspiegelte Sonnenbrille hat einen Zuhälter-Touch, durch sein etwas zu langes Haar ziehen sich eingefärbte blonde Strähnen.

Dass er etwas Hochstaplerisches hat, ist nicht zu übersehen.

»Alexander von Papen«, stellt er sich vor. »Ich bin der zukünftige Besitzer von Hinnerk Petersens Haus. Wollen wir gleich den Schampus aufmachen, oder erledigen wir vorher noch den Papierkram?«

Wow. So unverfroren muss man erst mal sein.

»Tut mir leid, ohne Termin ist keine Besprechung möglich.«

Ohnehin sitze ich auf heißen Kohlen. Ich muss jede Menge Mails beantworten, zwei Besichtigungen stehen an, nicht zuletzt will ich den Notar kontaktieren, um mehr über das Testament Hinnerk Petersens zu erfahren.

Doch so leicht lässt sich dieser von Papen nicht abwimmeln. Weder mit der Information, das Petersen-Haus sei einstweilen nicht zu besichtigen, noch mit der Fantasiesumme von sechzig Millionen Euro, die ich aus dem Handgelenk schüttele. Frohgemut erzählt er von seinem neuen Lamborghini, von der Sylter »Tippi Toppi Pizza« sowie von dem immensen Vermögen, das er geerbt habe.

»Ich bin der einzige Spross einer Unternehmerdynastie, die seit drei Generationen in Chemie macht, sehr erfolgreich, sehr zukunftsorientiert«, sagt er großspurig. »Wir haben bereits Immobilien in St. Moritz, Monaco und Dubai, nun soll es was Bodenständigeres sein.«

Ich glaube ihm kein Wort.

Was mich an diesem Mann stört? Alles. Zwar bedeutet Geld nicht zwangsläufig gute Erziehung, Bildung und kultiviertes Auftreten. Doch selbst wenn man in Betracht zieht, dass seine Eltern es versäumt haben, ihm den richtigen Schliff zu geben: Diktion, Style und Körpersprache passen nicht zu seiner Geschichte.

Vor allem, wie er über Geld redet, passt nicht.

Auf Sylt habe ich häufig mit sehr wohlhabenden Menschen zu tun. Das sind allerdings selten Lambofahrer mit verspiegelten Sonnenbrillen, die im Kampener Restaurant Henry's eine »Tippi Toppi Null plus ultra«-Pizza für tausend Euro bestellen. Um exakt zu sein: für

neunhundertneunundneunzig Euro und neunundneunzig Cent. Gegen Vorkasse. Dafür bekommt man dann aber auch Hummer, Languste, Lachs, Kaviar und gehobelte Sommertrüffel auf den Pizzateig.

Bei sogenannten Neureichen mag es zu solchen Geschmacksverirrungen kommen. Nicht bei altem Geld. Da hält man sich vornehm zurück, trägt Barbourjacke statt Zobel und würde sich eher vom höchsten Leuchtturm stürzen, als mit einem Zuhälterschlitten durch die Gegend zu fahren.

Auch über Geld spricht man nicht. Je mehr man davon hat, desto seltener wird es erwähnt.

Von Papen hingegen jongliert verbal mit Millionen wie ein Varietékünstler mit brennenden Fackeln. Kaum ein Satz, in dem er nicht den Wert seiner angeblichen Besitztümer oder den astronomischen Wiederverkaufspreis seiner raren Oldtimer rausposaunt, während seine gesamte Erscheinung schreit: Alles nur gefakt.

»Herr Dennermann?«, flötet Hella, die sich nach nebenan geflüchtet hatte. »Dringender Anruf für Sie.«

»Danke, Frau Meienburg.« Wir haben verabredet, uns in Gegenwart von Neukunden zu siezen. »Nun, Herr von Papen, zu meinem großen Bedauern müssen wir diese interessante Unterredung beenden. Hinterlassen Sie doch bitte Ihre Kontaktdaten. Wir melden uns dann bei Ihnen, sobald es etwas Neues zu Petersens Haus gibt.«

»Nein.«

Nein? Verdutzt schaue ich in das gebräunte Gesicht meines Gegenübers.

»Ich will das Haus, ich kriege das Haus«, erklärt von Papen sehr bestimmt. »Sie haben einen Goldfisch an der

Angel, Herr Dennermann. Den wollen Sie doch wohl nicht zurück ins Wasser schmeißen?»

Und wie ich das will. Achtkantig, im hohen Bogen.

»Wir setzen unser Gespräch ein andermal fort«, antworte ich mit der Allerweltfloskel, die ich mir für solche Situationen zugelegt habe. »Vielen Dank für Ihren Besuch. Meine Mitarbeiterin bringt Sie zur Tür.«

Damit wende ich mich demonstrativ wieder meinem Laptop zu.

»Sie werden es nicht bereuen, mir den Zuschlag zu geben!«, kräht er noch. »Ich lege fünfzehn Prozent für Sie drauf, zahlbar auf ein Konto, das ich wahlweise in Panama oder auf den Caymans für Sie einrichten werde. Briefkastenbusiness, Sie wissen schon.«

Wie bitte? Fünfzehn Prozent? Ich bin ganz gut im Kopfrechnen. Dieser Mann spricht von neunhunderttausend Euro, also knapp einer Million. Das ist grotesk. Zumal mit dem Verweis auf irgendwelche dubiosen Briefkastenfirmen. Wenn es noch eines Beweises bedurfte, dass Alexander von Papen das Windei der Saison ist – hier ist der Beweis.

»Immer wieder schön im Zirkus Dennermann«, kichert Hella, als der ungebetene Gast endlich das Büro verlassen hat. »Während du ihn bespaßt hast, habe ich die Liste der Favoriten für Süderheidetal vervollständigt. Zwei weitere Besichtigungen waren ja noch geplant, aber der letzte Interessent ist gestern abgesprungen.«

»Bleibe noch Eleonore.«

»Eleonooore.« Sie verdreht die Augen. »Die will bekanntlich keinen Besichtigungstermin. Was meinst du, wer wird das Rennen machen?«

Nach einem Seitenblick zum Prince of Wales, der mit

halb geschlossenen Augen in seinem Körbchen döst, klicke ich die Datei an und überfliege die Excel-Tabelle, in der Hella persönliche Daten sowie Bonitätsnachweise vermerkt.

»Geht es nach den finanziellen Sicherheiten, werden sie die Unternehmerin aus Süddeutschland nehmen. Geht es nach Kinderfreundlichkeit, bekommen die Berliner den Zuschlag.«

Noch immer weiß ich nicht recht, ob ich dieser Familie wünschen sollte, das Todeshaus zu ergattern.

Hella, die am Sideboard mit der Kaffeemaschine lehnt, zupft an ihren karottenroten Haarfransen.

»Du hast gleich zwei Besichtigungen«, merkt sie an. »Die beiden, die gestern ausgefallen sind, weil du es vorgezogen hast, dich zuzudröhnen.«

»Honeypenny, bitte.«

Beschwichtigend hebt sie die Hände.

»Ich möchte einfach nicht, dass du wieder ...«

»Lass gut sein«, unterbreche ich sie barscher als gewollt. »Es war ein einmaliger Rückfall, mehr nicht. Wo finden die Besichtigungen noch mal statt?«

So was weiß Hella aus dem Kopf.

»Ganz in der Nähe, das Zwei-Zimmer-Appartement mit Balkon in der Dünenstraße, Erstbezug nach Kernsanierung. Ein Termin ist um halb elf, der andere um elf.«

»Ich lasse den Prinzen hier, ja? Er sieht nicht so aus, als würde er Lust auf Auslauf haben.«

»Kein Problem, Jamie. Und sei pünktlich zurück, ja? Sonst verpassen wir The Truth, der dich ja unbedingt um Punkt zwölf Uhr mittags sehen will.«

»Der Film ›High Noon‹ endet mit einer Schießerei. Hoffentlich geht die Uhr von The Truth richtig.«



»Genau, wäre doch ein Jammer, wenn du erschossen wirst, bevor Petersens Mörder dich vergiften kann.«

Wir grinsen uns an. Schwarzer Humor hilft manchmal.



## KAPITEL 17

Die frische Morgenluft tut mir gut. Langsam schlendere ich die Straßen von Westerland entlang und stelle erleichtert fest, dass mein überreiztes Hirn ein wenig runterkühlt. Dennoch muss ich auf der Hut sein. Wer einen Anschlag auf mein Büro verübt und meinen Hund vergiftet, um mich einzuschüchtern, überwacht sicherlich jeden meiner Schritte.

Oder werde ich langsam paranoid?

Unauffällig mustere ich die Passanten, die mir entgegenkommen. Es sind nur die üblichen Touristen und ein paar Einheimische unterwegs, doch wer kann schon wissen, ob sich nicht doch jemand daruntergemischt hat, der mich beschattet. Noch immer erwünsche ich mich dafür, dass ich gestern am Watt den Anruf von Tristan Petersen entgegengenommen habe. Nur durch meine Unachtsamkeit konnte es passieren, dass der Prince of Wales von dem vergifteten Rinderfilet gefressen hat.

Sofern Eleonore hinter dem Giftanschlag auf meinen Corgi steckt und sofern sie dafür gemeinsame Sache mit den Petersen-Söhnen macht, könnte der Anruf ein gezieltes Ablenkungsmanöver gewesen sein.

Was voraussetzt, dass ich am Watt im Süderheidetal beobachtet wurde. Wer ist noch mal gestern am Strand gewesen? Angestrengt durchforste ich mein Gedächtnis. Das Liebespaar. Die alte Dame mit dem Hund. Die Wattwanderer. Habe ich jemanden übersehen? Möglich.

Tristan Petersen hat mich derart in Beschlag genommen, dass mir ja nicht mal das Verschwinden des Prince of Wales aufgefallen ist. Ein Fehler, den ich mir niemals verzeihen werde.

In jedem Falle stehe ich im Fadenkreuz. Dasselbe müsste für Simon gelten, denn auch er war vorgestern Abend in Petersens Haus.

»Morgen, Kristan.« Wie aus dem Nichts taucht auf einmal Sven Atzorn vor mir auf und klopf mir freundschaftlich auf den Rücken. »Siehst ja schon wieder etwas besser aus. Nicht vergessen, heute Abend sind wir in Gretas Rauchfang verabredet.«

»Also«, ich räuspere mich, »falls du über Petersens Haus reden willst ...«

»Ach, vergiss es«, fällt er mir ins Wort. »War nur so eine spontane Idee und vielleicht nicht die Pietätvollste. Ich kann warten. Da kommt bestimmt noch ein anderes Objekt, das für mich interessant werden könnte. Heute Abend lassen wir das Geschäftliche mal beiseite.«

Sein Rückzieher erleichtert mich. Innerlich streiche ich Sven von der Liste potenzieller Verdächtiger. So ganz habe ich sowieso nie daran geglaubt, er könnte etwas mit dem Mord an Petersen zu tun haben.

»Ich lade dich natürlich ein«, setzt Sven hinzu. »Die geschmorte Kalbsbacke mit Steinpilzen und Portwein steht wieder auf der Karte. Die magst du doch so gern.«

Oh ja. Dazu einen vollmundigen Bordeaux oder einen sanften Merlot, das ist pures Gaumenglück. Obwohl meine Leber sicherlich nicht so begeistert sein wird.

Wir trennen uns Ecke Margarethenstraße und Dünenstraße. Rechter Hand ragt das Hotel Miramar auf, ein

herrliches Hotel, früher ein Grandhotel, welches noch heute für die glorreichen Zeiten des Sylt-Tourismus steht.

Unterhalb des Miramar geht es zum südlichen Abschnitt des Westerländer Strands – das Gebiet rund um das Hotel gilt als Toplage. Nur wenige Schritte von der Haustür durch die grasbewachsenen Dünen, und man steht am Meer. Gleichzeitig kann man fußläufig alle Annehmlichkeiten der Inselhauptstadt erreichen, von den vielen Läden und dem einzigen Inselkino bis zum Freizeitbad Sylter Welle. Die Gebäudezeile entlang der Straße besteht hauptsächlich aus Appartementhäusern.

So ein Appartement könnte auch mir gefallen. Bisher habe ich mir kein Nest gebaut, wie man so sagt. Das Reihenhaus in List, das ich seit einiger Zeit bewohne, war als Übergang gedacht, doch wie so oft ist aus dem Provisorium ein Dauerzustand geworden.

Nur – für wen sollte ich mir ein Nest bauen, nachdem meine Fast-Beziehung mit Johanne gescheitert ist? Oder war ihre gestrige Nachricht der Versuch einer neuerlichen Annäherung?

Im Gehen ziehe ich mein Handy heraus und wähle ihre Nummer. Es dauert ein wenig, bis sie drangeht.

»Kristan? Entschuldige, der Fleischlieferant ist gerade da. Können wir's kurz machen?«

»Soll ich dich lieber später noch mal anrufen?«

»Nein, nein, ich glaube, du solltest was wissen. Erinnerst du dich, wie wir über Hinnerk Petersen sprachen?«

»Klar.«

»Gestern war Doktor Schneider mit ein paar Leuten zum Essen hier. Weißt schon, Mr. Botox, der Beau von

Rantum. Als ich die Scholle servierte – er will sie immer mit viel Speck –, konnte ich was aufschnappen: Petersen war Schneiders Patient.«

Das wundert mich ein bisschen. Doktor Berthold Schneider gilt als tüchtiger Internist, hat sich aber zunehmend auf Beauty-Treatments verlegt. Bei ihm bekommt man alles, was die Damen- und auch die schönheitsbewusste Herrenwelt schätzt: Botox-Injektionen, Hyaluron-Unterspritzungen, Vampir-Liftings, was immer das bedeuten mag.

»Damit gehört Schneider doch zum Umfeld von Hinnerk Petersen«, spricht Johanne weiter, als ich nichts erwidere. »Und da es unwahrscheinlich ist, dass sich der alte Knochen bei Schneider aufhübschen lassen wollte, war er wohl wegen seiner Krebserkrankung bei ihm. Keine Ahnung, ob das irgendwie von Belang ist, aber ich dachte, das könnte dich interessieren.«

»Wirklich interessant, danke dir.« Ich presse das Handy etwas dichter ans Ohr. »Wenn du Lust hast, könnten wir uns ja demnächst mal wieder treffen. Zu zweit, meine ich. Früher sind wir doch oft am Keitumer Watt spazieren gegangen.«

»Ähm, ja, sind wir.« Johanne klingt wenig erbaut. So als fürchte sie, es könnten alte Gefühle aufleben, die dann doch wieder in einer Sackgasse enden. »Melde dich einfach, ja? Ciao, ich muss mich jetzt um den Lieferanten kümmern.«

Das abrupte Ende des Telefonats enttäuscht mich ein wenig. Beinahe körperlich spüre ich, wie sehr mir Johanne fehlt. Die Nähe. Die Gespräche. Das Gefühl in- niger Vertrautheit, an dem ich mich wärmen konnte wie an einem Kaminfeuer. Vorbei. Auf dem Siegertreppchen

der glücklichen Beziehungen werde ich wohl nie landen. Ich habe es vermasselt, gründlich, wie es meine Art ist. Darin bin ich wirklich einsame Spitze, im wahrsten Sinne des Wortes.

Mit diesem wenig aufbauenden Gedanken erreiche ich das Appartementhaus, dessen Verwaltung mir von einer Investitionsgesellschaft übertragen wurde. Das zweistöckige Gebäude mit dem grauen Schindeldach umfasst sechs Einheiten. Fünf davon habe ich nach der Sanierung schon verkauft, jetzt ist noch eins übrig.

Eigentlich ein Selbstgänger. Nur einen Haken gibt es: Die Besitzer dürfen die Appartements nicht als Ferienwohnung vermieten.

In dieser Hinsicht sind die Sylter Vorschriften streng. Man will verhindern, dass die Inselorte immer mehr zu Geisterdörfern verkommen. In Kampen und zum Beispiel auch im Süderheidetal ist das bereits der Fall – speziell in Kampen, wo auf sechshundert Einwohner doppelt so viele Immobilienbesitzer vom Festland kommen und sich so selten blicken lassen, dass außerhalb der Saison die meisten Fenster dunkel bleiben.

Auch in der Gemeinde Sylt haben die Behörden jetzt da und dort das Verbot ausgesprochen. Mittels eines erstellten Beherbergungskonzepts wurden Maßnahmen verabschiedet. Drei Interessenten sind schon abgesprungen, weil sie den Kauf durch Vermietungen finanzieren wollten.

Ich hole das dicke Schlüsselbund aus meiner Jacke, fische den richtigen Schlüssel heraus und schließe die Haustür auf. Der Check-up wird schnell gehen. Erstbezug nach Kernsanierung heißt, allenfalls Handwerker haben irgendwas hinterlassen, was das Auge stört. Ein

vergessener Lappen, eine halb leere Bierflasche auf dem Fenstersims, mehr ist nicht zu erwarten.

Auf der Treppe zum ersten Stock meldet sich mein linkes Bein zurück. Noch ist es nicht wieder ganz in Ordnung.

Die Wohnung riecht intensiv nach frischer Farbe. Ein echter Pluspunkt. Nichts ist schlimmer bei Besichtigungen als penetrante Gerüche, sei es nach Essen, Zigarettenrauch oder dem Mief von Leuten, die seit Jahrzehnten mit denselben Gardinen und Teppichen leben. Textilien sind absolute Geruchsmonster.

Doch die Räume hier dufteten clean wie frische Wäsche und sehen auch clean aus. Damit das Ganze nicht zu steril wirkt, habe ich schon vor der ersten Besichtigung zusammen mit Hella so was wie eine Einrichtung improvisiert. Homestaging halt. Eine Plastikpalme und ein aufblasbares Sofa mit einem bunt gemusterten Foulard simulieren Gemütlichkeit im Wohnzimmer, im Schlafzimmer haben wir aus Umzugskisten und einer hellblauen Tagesdecke ein Bett gebastelt.

Ansonsten gibt es nicht mehr viel zu tun. Ich entferne nur einen Seifenrest vom Waschbeckenrand im Badezimmer, das war's.

Zehn Minuten noch bis zum Termin, genug Zeit, um Simon anzurufen. Der alte Her besitzt kein Handy, ist aber vormittags meist zu Hause. Auch jetzt.

»Kristan.« Wie immer am Morgen muss er sich erst mal freihusten, eine Nebenwirkung der Pfeife, die er allabendlich raucht. »Gibt's Neuigkeiten über Hinnerk?«

»Mehrere. Man munkelt, er hätte Schmuck und Bargeld in einem Tresor gehortet. Weißt du was darüber?«

»Tscha, den Banken hat er jedenfalls nie getraut. Alles

Verbrecher und Wegelagerer, sagte er immer. Aber ein Tresor? Wertvolle Sachen hat er bestimmt origineller versteckt.«

»Wo denn?«

»Du kennst sein Haus. Das ist so groß, da bräuchte man Wochen, um was zu finden. Hinnerk war ein schlauer Bursche. So schlau, dass auch die Polizei vermutlich nichts finden wird. Wann darfst du denn rein?«

»Wie, du weißt schon, dass ich das Haus für die Söhne annonciieren soll?«, frage ich verblüfft.

»Wundert dich das?« Simon lacht hustend. »Was ist die zweite Neuigkeit?«

»Petersen war bei Doktor Schneider in Behandlung.«

»Ach nee. Ausgerechnet bei dem? Der ist doch jetzt in der Abteilung Heimat- und Verschönerungsverein. Hm. Was schließt du daraus?«

»Noch nichts. Aber ist es nicht seltsam, dass Petersen zu einem Arzt ging, der nicht gerade als Krebspezialist bekannt ist?«

Stille. Simon scheint darüber nachzugrübeln.

»Mir hat Hinnerk nichts davon gesagt«, sagt er nach einer Weile. »Sein Hausarzt war Doktor Minnemann, und ich dachte, der hätte auch die Krebsbehandlung übernommen. Gab ja nicht mehr viel zu tun. Operieren oder Bestrahlen kam nicht mehr infrage, dafür war die Scheißkrankheit schon zu weit fortgeschritten. Hinnerk blieben nur noch die Krebsmedikamente, um das Sterben ein paar Monate hinauszuzögern.«

Ich stutze. Vorgestern Abend habe ich das Haus recht gründlich durchsucht, vor allem die bewohnt aussehenden Räume, aber Medikamentenschachteln sind mir nicht aufgefallen. Dabei hätten sie doch griffbereit im



Bad, in der Küche oder im Schlafzimmer liegen müssen. Hat Petersen seinen Kampf gegen den Krebs vorzeitig aufgegeben? Wollte er womöglich sterben? Aber warum hat man ihn dann ermordet?

»Bleibe noch Neuigkeit Nummer drei«, bringt sich Simon in Erinnerung.

»Die dritte, ja.« Müde reibe ich mir über die Augen. »Die ist eine Sensation. Das Haus wurde beim Grundbuchamt auf eine gewisse Julia überschrieben. Mehr weiß ich noch nicht. Aber eins ist gewiss: Die Söhne werden ein Heer von Anwälten aufmarschieren lassen müssen, um das rückgängig zu machen. Wie du siehst, bleibe ich am Ball.«

»Kristan«, Simons Stimme vibriert eigentümlich, »du bist ein feiner Kerl, und es ist sehr ehrenwert, dass du dir so viele Gedanken über Hinnerk machst.«

Nach solchen Sätzen kommt immer ein Aber. So sicher wie das Amen in der Kirche. Nachdem Simon knarrend gehustet hat, folgt es denn auch auf dem Fuße.

»Aber ich habe dir schon vorgestern gesagt: Diese Sache ist eine Nummer zu groß für dich. Du spielst mit dem Feuer. Von jetzt an solltest du dich bedeckt halten.«

Komisch. Das klingt verdächtig nach HALT DICH RAUS. Mein Puls beschleunigt sich.

»Warum sagst du das? Weißt du was über die Mörder von Hinnerk Petersen? Herrgott, lass mich doch bitte nicht im Dunkeln tappen!«

Es schellt an der Tür. Offenbar sind die Interessenten überpünktlich.

»Lass uns unbedingt später weiterreden, Simon«, kürze ich das Gespräch ab. »Bist du heute Nachmittag auf der Hundewiese im Süden von Westerland?«

»Wo sonst sollte ich erfahren, was sich auf der Insel tut? Besuch habe ich schon lange keinen mehr, und hier im Ort laufen doch nur noch lauter Fremde rum.«

»Gut, dann sehen wir uns gegen zwei.«

Unterdessen habe ich mich auf den Weg zur Eingangstür des Appartements gemacht, öffne sie und drücke auf den Summer. Während ich den Schritten auf der Treppe lausche, verstärkt sich mein Verdacht, auch Simon könnte irgendwie in die Ereignisse rund um den Tod von Hinnerk Petersen verwickelt sein.

Warum sonst sollte er mich warnen?



## KAPITEL 18

Dem Prince of Wales geht es nicht wesentlich besser. Teilnahmslos liegt er in seinem Körbchen, als ich von den Besichtigungen ins Büro zurückkehre. Nur kurz hebt er den Kopf, um sich sogleich wieder auf seinem Kissen einzurollen.

»So ist er schon die ganze Zeit«, klagt Hella. »Einmal war ich mit ihm Gassi, schon nach fünf Minuten hatte er genug von der frischen Luft. Nicht mal den dämlichen Königspudel von den Nachbarn nebenan hat er angebellt.«

Einmal mehr verfluche ich mich, dass ich meinen Liebling nicht beschützt habe. Doch eines gelobe ich meinem über alles geliebten Hund: Falls Eleonore Goosejacob die Urheberin des abgefeimten Vergiftungsversuchs ist, werde ich mich bitter rächen. Wie, weiß ich noch nicht, aber so eine Untat muss gesühnt werden.

»Verlieben denn wenigstens die Besichtigungen zu deiner Zufriedenheit?«, erkundigt sich Hella.

»Geht so.« Ich schaue vom Laptop auf, in den ich rasch ein paar Notizen über die Interessenten getippt habe. »Der Rechtsanwalt aus Lüneburg will es sich noch mal überlegen, die Münchner fanden das Appartement zu klein. Ich habe ihnen daraufhin die Neubauten in List vorgeschlagen, die sind großzügiger geschnitten.«

»Und haben den Hamptons-Touch.«

»Stimmt. Amerikanischer Ostküsten-Style passt wie

die Faust aufs Auge zu Sylt. Manche sprechen ja sogar schon vom deutschen Long Island. Wollen wir dann los?«

»Unbedingt«, nickt sie. »Bis Hörnum ist es ja ein ganzes Stück. Fragt sich nur, was wir mit der Tür machen. Hier kann jeder rein und raus, wie er lustig ist.«

Das habe ich gar nicht bedacht, so sehr schwirrt mir der Kopf nach dem Telefonat mit Simon.

»Wann kommt überhaupt der Glaser?«

»Leider erst heute Nachmittag«, erwidert Hella schulterzuckend. »Bis dahin muss einer hierbleiben, fürchte ich, sonst räumt uns noch irgendein Idiot die ganze Bude aus. Der lange Schnitt in der Plastikfolie wirkt schließlich wie eine Einladung.«

»Okay.« Ich straffe meine Schultern. »Das krieg ich schon allein hin. Ist ja wahrscheinlich sowieso nur ein blöder Scherz.«

»Wenn du das wirklich denken würdest, mein lieber Jamie, würdest du nicht hinfahren.«

Ganz genauso ist es. Hella kann ich nichts vormachen. Sie kennt mich in- und auswendig.

Auf dem Weg nach draußen werde ich allerdings wieder schwankend. Ich habe einen Beruf, der mich so sehr fordert, dass ich mir tagsüber nicht mal Pausen gönne. Da ist es doch absurd, dass ich einen Ausflug nach Hörnum unternehme, in der wenig begründeten Hoffnung, irgendetwas könnte sich dadurch klären.

Doch dann siegt wieder meine Neugier. Auf den letzten Metern zur Bötticherstraße, wo ich frühmorgens den Mini Cooper geparkt habe, gelange ich zu dem Schluss: Wer auch immer The Truth ist, für einen albernen Scherz betreibt er zu viel Aufwand. Als ich dann in

den Wagen steige, bin ich so gut wie sicher, das Richtige zu tun.

Schnell lasse ich Westerland hinter mir und fahre durch die hügelige Heidelandschaft Richtung Süden. Man könnte diesen Landstrich eintönig nennen, für mich hat er einen eigentümlichen Reiz. Das Archaische daran fasziniert mich. Karge Heide, Strandhafer, vereinzelt Heckenrosenbüsche und Dünen, mehr gibt es nicht zu sehen. Genau das liebe ich an Sylt: die Schlichtheit einer rauen Schönheit, die es nicht nötig hat, sich mit spektakulären Pflanzen zu schmücken. Seit Jahrtausenden hat sich hier nichts verändert, und das wird, dem Natur- und Dünenschutz sei Dank, voraussichtlich auch so bleiben.

Im Rückspiegel behalte ich die Autos hinter mir im Blick. Schwierig zu sagen, ob mir jemand folgt. Die einzige Nord-Süd-Achse Sylts ist immer gut befahren. Ich überlege gerade, ob der silberne Pick-up, der mir seit Westerland an der Stoßstange hängt, verdächtig sein könnte, als Eleonore anruft.

»Hier ist Ihr Date von gestern Abend«, tönt es aus der Freisprechanlage. »Sie waren leider Gottes so schnell weg. Ist Ihnen das Essen nicht bekommen?«

Über diese goldene Brücke, die sie mir baut, gehe ich nur allzu gern.

»Ja, ich habe wohl das viele Eiweiß nicht vertragen.«

Das viele Fett und Ihre erotischen Avancen, wäre die ehrliche Antwort gewesen.

»Schade, sehr, sehr, schade.« Eleonore seufzt theatralisch. »Wir haben viel gemeinsam, Kristan. Mehr, als Sie glauben. Deshalb sollten wir unsere frisch erblühte Freundschaft so bald wie möglich vertiefen.«

Auf keinen Fall. Solange ich nicht weiß, ob Eleonore hinter dem Giftanschlag steckt, steht sie auf der schwarzen Liste.

»Zu unseren Gemeinsamkeiten zählt neuerdings auch die Liebe zu haarigen Vierbeinern«, erzählt sie voller Emphase. »Ich habe mir eine Tibet-Dogge gegönnt. So knuddelig! Und das rotbraune Fell passt exakt zum Marmor des Eingangsbereichs!«

Das ist mal wieder Eleonore Goosejacob, wie sie leibt und lebt. Tibet-Doggen, auch Do Khyi genannt, gelten als der Rolls Royce im Hundeuniversum und sind die teuerste Rasse der Welt. Mindestens siebentausend Euro muss man für so ein löwenmähniges Tier hinlegen. Für die seltenen rötlichen Fellfärbungen bezahlen reiche Chinesen sogar weit über eine Million Dollar.

Mit anderen Worten: Eleonore hat sich ein neues Luxus-Accessoire geleistet, das ihren Status unterstreichen soll. Was sonst will sie mit einem knapp hüfthohen Wachhund, der viel Auslauf benötigt? Aber immerhin verstehe ich jetzt, warum Eleonore ein Abo bei Lilos Happy-Belly-Nahrung gebucht hat.

»Glückwunsch«, murmele ich. »Haben Sie denn schon eine gute Hundeschule gefunden? Die werden Sie brauchen.«

»Ach, einen Hund erzieht man mit Liebe, ganz viel Liebe«, schlägt Eleonore meine Bedenken in den Wind. »Liebe ist doch das Wichtigste, nicht wahr, Kristan?«

Definitiv nicht. Sosehr ich meinen Corgi liebe – jeder Hund muss eine konsequente Erziehung durchlaufen, bevor er zu einem alltagskompatiblen Gefährten wird. Besonders große Hunde brauchen ein straffes Training, weil man ihnen abgewöhnen muss, irgendwelche Leute

anzuspringen. Mit etwas Anlauf ist es Tibet-Doggen ein Leichtes, einen ausgewachsenen Mann zu Fall zu bringen.

»Wann sehen wir uns denn nun wieder, Kristan? Und wann erfahre ich, wer sich noch für Petersens Anwesen interessiert?«

Einfach schön, wie sie nach dem rhetorischen Umweg über ihren neuen Hund zielsicher zum eigentlichen Punkt kommt.

»Die Empfehlungsliste mit den vielversprechendsten Interessenten kann ich erst abschließen, wenn das Testament vorliegt und das Erbe geklärt ist.«

»Gibt es Neuzugänge? Firmen, Privatleute, Investitionsgesellschaften?«

Das scheint ihr Topthema zu sein. Es behagt mir überhaupt nicht, ausgehorcht zu werden, aber vielleicht weiß Eleonore ja mehr über den Fake-Millionär.

»Alexander von Papen.« Ich warte auf eine Reaktion. Die nicht kommt »Hallo, Eleonore? Hören Sie mich noch? Kennen Sie Herrn von Papen?«

»Der Name sagt mir nichts. Ich werde das sofort von meinen Leuten recherchieren lassen.«

Die Antwort überrascht mich, legt sie doch nahe, dass Eleonore regelmäßig Rechercheure vulgo Privatdetektive beschäftigt. Ganz schön ausgeschlafen, die Lady. Sind es ihre Leute, die auch mich überwachen? Beispielsweise, wenn ich spazieren gehe und zufälligerweise von einem Anrufer abgelenkt werde, bis der Prince of Wales findet, was er finden soll?

Auf einmal spüre ich eine ungeheure Wut in mir hochkochen. Erbittert hämmere ich mit der linken Faust auf das Lenkrad ein.

»Entschuldigung, ich muss zu einem Termin, bis bald«, beende ich das Gespräch, bevor ich noch völlig die Beherrschung verliere.

Jedenfalls habe ich zurzeit eine sehr, sehr kurze Zündschnur, was Eleonore betrifft.

Danach versuche ich vergeblich, wieder runterzukommen. Auch ich habe es offenbar nicht so mit der Unschuldsvermutung, das muss ich mir eingestehen, aber mein Groll gegen Eleonore wächst und wächst. Um sie aus meinen Gedanken zu verbannen, stelle ich das Radio an. NDR3 serviert mir den Blumenwalzer aus Tschaikowskys Nussknacker-Suite. Eine überschwängliche, stark parfümierte Musik, die in eigenartigem Kontrast zur Landschaft draußen steht.

Leise summe ich mit, ohne die Töne zu treffen. Zwi-schendurch werfe ich weiterhin Blicke in den Rückspiegel – der Pick-up ist immer noch da – und vergewissere mich mehrfach, ob ich noch gut in der Zeit liege. Ja, das Timing stimmt.

Rantum kommt in Sicht. Schon fliegen die einschlägigen Hinweisschilder vorbei, der Hafen mit der Sylt-Quelle, das neue Restaurant Tatjem Deel, Restaurant Samoa Seepferdchen, Restaurant Sansibar, Strandsauna Rantum. Nachdem ich den Ort durchfahren habe, gebe ich wieder etwas mehr Gas. Es ist zwanzig vor zwölf, gute zehn Minuten trennen mich noch von Hörnum. Inklusiv Parken und einem kleinen Fußmarsch werde ich es pünktlich schaffen, The Truth zu treffen.

Wie er wohl aussieht? Konspirativ mit hochgeschlagenem Mantelkragen und dunkler Sonnenbrille? Oder betont unauffällig in Jeans und Kapuzenshirt?

Wir haben kein Erkennungszeichen ausgemacht, wie



mir jetzt einfällt. Keine rote Nelke im Knopfloch, keine Zeitung unter dem Arm, kein anderes Detail, das irgendwie auf die Identität von The Truth hindeutet. Vermutlich werde ich von dem geheimnisvollen Informanten angesprochen werden. Auch gut. Hauptsache, es fällt endlich Licht ins Dunkel.

In Hörnum angekommen, gönne ich mir einen kleinen Umweg über die Kersig-Siedlung, die auf einem Hügel hoch über dem Ort liegt. Paradox genug: Die einstigen Armenhäuser für Kriegerwitwen gehören inzwischen zu den teuersten und begehrtesten Objekten Hörnums. Die Lage ist ja auch so einzigartig wie der Blick. Nicht weniger als drei Strände umgeben die Südspitze der Insel, und hier oben hat man einen unverbaubaren Logenplatz.

Nach dem kleinen Schlenker fahre ich Richtung Osten, bis ich auf die Strandstraße gelange, an deren Ende es einen Parkplatz gibt. Von dort werde ich meinen Fußmarsch ins Ungewisse starten. Oder einem üblen Scherz aufsitzen, auch das liegt immer noch im Bereich des Möglichen.

Wenigstens habe ich den silbernen Pick-up abgehängt. Er muss gleich nach dem Hörnumer Ortsschild abgehoben sein.

Der Leuchtturm kommt in Sicht. Feuerrot, mit einer breiten weißen Bauchbinde, thront er auf seiner hohen Düne wie ein Riese, der sich hierher verirrt hat. Hinter dem umlaufenden weißen Streifen war knapp zwei Jahrzehnte lang die kleinste Schule Deutschlands zu Hause, mit maximal fünf Schülern. Aber auch das ist Sylt: die Insel der denkwürdigen Superlative.

Hier findet man neben der winzigsten ehemaligen

Zwergschule Deutschlands den nördlichsten Punkt der Republik, die zweitgrößte Wanderdüne Europas und das landesweit teuerste Hotel namens Lanserhof, wo zwei Wochen in einem einfachen Zimmer zehntausend Euro kosten – mindestens.

Als ich den Wagen parke, erfasst mich eine kribbelnde Aufregung. Werde ich meinen Retter oder meinen Mörder treffen?

Jetzt mal nicht so melodramatisch, rede ich mir gut zu. Mörder bevorzugen einsame nächtliche Orte, keine Touristen-Hotspots.

Viel los ist allerdings nicht in der Mittagszeit. Ein paar Familien mit Kindern wandern Richtung Leuchtturm, einige Rucksacktouristen fotografieren die Aussicht. Dazwischen stapfen betagte Paare im gelben Gummijacken-Partnerlook den schmalen Sandpfad entlang. Auch ich mache mich auf den Weg.

Am Fuß des Leuchtturms bleibe ich stehen. Mein Handy zeigt elf Uhr siebenundfünfzig an. Drei Minuten noch bis zum Showdown. Um mir die Zeit zu vertreiben, umrunde ich den Turm. Eine weitere Minute verbringe ich unschlüssig vor dem Eingang. Soll ich vielleicht hinaufsteigen, um The Truth in luftiger Höhe zu begegnen?

Ich weiß es nicht und ärgere mich maßlos über mich selbst. Ein Mann, der von Berufs wegen dauernd präzise Verabredungen trifft, hat versäumt, um genaue Angaben zu bitten.

Immer wieder schaue ich nach rechts und links. Niemand da. Die Spaziergänger sind auf einmal verschwunden, anzunehmen, dass sie mittlerweile einen der Wanderwege ringsum eingeschlagen haben. Nur der Wind pfeift mir um den Kopf.

Punkt zwölf. Mein Magen hebt sich leicht.

Trotz der hellen Mittagssonne wirkt die Szenerie plötzlich unheimlich. Das grelle Licht schneidet mit scharfen Schatten jede Einzelheit aus wie mit einem Seziersmesser. Plötzlich fühle ich mich schutzlos, ausgeliefert. Hat Hella nicht gesagt, es könnte gefährlich für mich werden?

Mein Körper ist aufs Äußerste angespannt, bereit, jederzeit die Flucht anzutreten. Immer wieder checke ich meine Umgebung. Dunkelgrüne Tannen biegen sich vor mir im Wind, das Meer dahinter ist nur zu ahnen, der Himmel strahlt tiefblau.

Um zehn nach zwölf gebe ich es auf. The Truth ist nicht gekommen.



## KAPITEL 19

»Außer Spesen nichts gewesen?«, flachst Hella, als sie mein missmutiges Gesicht sieht.

Müde schleppe ich mich an ihr vorbei zu meinem Schreibtisch. Müde, enttäuscht und mittlerweile auch ziemlich genervt.

»Tu mir einen Gefallen, sprich mich die nächsten zwei Stunden nicht an.«

Mein Frustpegel ist in einen nicht messbaren Bereich hochgeschneilt, meine Laune in den Keller gerutscht. Warum habe ich The Truth nicht einfach ignoriert? Bin ich denn schon so überspannt, dass ich mich an jeden Strohhalm klammere und sogar auf den letzten albernen Spaßvogel reinfalle?

Mit einem Ruck klappe ich meinen Laptop auf. Durch den Ausflug nach Hörnum habe ich kostbare Zeit verplempert, jetzt ist eine geharnischte Antwort an The Truth fällig: dass er sich seine Botschaften gefälligst dahin schieben sollte, wo die Sonne nicht scheint, und dass jede weitere Mail von ihm in den Spam-Ordner fliegen wird.

Natürlich wäre es klüger, gar nicht mehr zu antworten. Doch irgendwo muss ich ja meinen Frust abladen. Mit einer gehörigen Wut im Bauch wähle ich das Mailprogramm an.

The Truth hat geschrieben.

*Test bestanden. Danke für Ihr Erscheinen. Leider war*

*es noch zu früh für ein persönliches Treffen, sorry. Zu gefährlich für mich, zu gefährlich für Sie. Ja, Sie schweben in großer Gefahr, Herr Dennermann. Aber es gibt einen Ausweg. Denken Sie sich das Ganze als Escape Room. Next station Denghoog. Heute. Punkt Mitternacht. The Truth*

Verwirrt starre ich auf die kryptischen Sätze. Obwohl ich mir vorgenommen hatte, ums Verrecken nicht mehr mit mir spielen zu lassen, jagt mir die Mail dann doch einen gehörigen Schreck ein, weil sie bestätigt, was mich schon die ganze Zeit umtreibt: dass ich ins Visier von Leuten geraten bin, die über Leichen gehen. Aber wieso wird es auch für The Truth gefährlich?

Die Mail enthält einen Anhang. Öffnen oder nicht? Ach, was soll's.

Mein rechter Mittelfinger – ja, ich nehme dafür den Mittelfinger, und das mit Grund – berührt das Touchpad. Wieder enthält der Anhang einen QR-Code. War ja klar. The Truth mag es kompliziert. Entweder weil er ein komplizierter verpeilter Nerd ist oder komplett wahn-sinnig.

Wie schon bei der vorherigen Mail scanne ich den Code mit meinem Handy, und ein Artikel der Website Wenningstedt-Braderup erscheint auf dem Display. Über Hünengräber. Verdammt, was soll das werden? Eine Schnitzeljagd über die Insel? Erst werde ich zum Hörnummer Leuchtturm beordert, jetzt soll ich nachts um irgendwelche alten Gräber rumschleichen?

Widerstrebend scrolle ich durch den Text, bis ich auf den Namen Denghoog stoße. Ich klicke den Link an.

Bei Denghoog, so belehrt mich die Website, handelt es sich um ein Ganggrab aus der jüngeren Steinzeit. Es

bestehe aus einer elliptischen Kammer mit Decksteinen aus gewaltigen Findlingen, in der man einst die Toten bestattet habe. Danach sei der Hügel noch eine Weile als Thingstätte benutzt worden.

Rätsel über Rätsel. Ich verabscheue Rätsel von ganzem Herzen. Ob Sudoku, Kreuzworträtsel, Bilderrätsel, Zahlenrätsel oder neunmalklugen Scherzfragen, mit so was kann ich nichts anfangen.

»Honeypenny! Was ist ein Escape Room?«

Hella nähert sich auf Zehenspitzen und mit einer Miene, die wohl ausdrücken soll, dass sie es ziemlich inkonsequent findet, erst zu einem zweistündigen Redeverbot verdonnert zu werden und dann eine Frage beantworten zu müssen. Mit beiden Händen rafft sie ihr zitronengelbes Kleid und vollführt so etwas wie einen parodistischen Hofknicks.

»Sieh an, hat es sich mein Herr und Gebieter anders überlegt?«

Geschieht mir ganz recht, mit Sarkasmus bestraft zu werden. Hella kann ja nichts dafür, dass ich momentan die Stimmungsschwankung in Person bin.

»Entschuldige, bin total durch«, sage ich zerknirscht. »Doch wenn mir jetzt jemand helfen kann, dann du.«

»Hört man immer wieder gern.« Deutlich amüsiert richtet sie sich auf und verschränkt die Arme. »Worum geht's?«

Wortlos deute ich auf die Mail. Nachdem Hella sie überflogen hat, halte ich ihr das Handy mit dem Text über das Grab von Denghoog hin.

»Also? Was soll der Quatsch deiner geschätzten Meinung nach?«

Ihr Blick gleitet ins Leere. Ein unbedarfter Beobach-

ter könnte sie für geistig weggetreten halten, doch ich kenne diesen Gesichtsausdruck. Hella befindet sich auf dem höchsten Konzentrationslevel, da darf man sie nicht stören.

Ihre Denkpause nutze ich, um den Prince of Wales zu streicheln. Er wirkt zumindest etwas munterer als am Morgen. Seine Augen haben den stumpfen Ausdruck verloren, jetzt wedelt er auch wieder freudig mit dem Schwanz. Wenigstens eine gute Nachricht an diesem Tag.

»Escape Room, gar nicht mal so blöd«, fängt Hella unvermittelt an zu sprechen. »Das ist ein Live Escape Game. Ich habe so was mal mitgemacht: Du wirst mit anderen Mitspielern in einen Raum gesperrt, der lauter versteckte Hinweise enthält. Bevor sich die Tür entriegelt, musst du diverse geheime Codes entschlüsseln. Ist also so eine Art Mind Arena. Alles hat eine Bedeutung. Um darauf zu kommen, welche, sollte man krass um die Ecke denken können.«

Ich verstehe nur Bahnhof.

»Geht diese Erklärung auch so, dass ein schlichtes Gemüt wie ich dir folgen kann?«

»Du sammelst Daten, die dann den Escape Code ergeben«, erläutert sie das Prinzip. »Angenommen, du bist in einem Raum, der aussieht wie eine Bar. In einem Regal stehen farbige Flaschen: rot, blau, gelb, lila, weiß. Jetzt fängst du an zu zählen. Drei rote, fünf blaue, zwei gelbe und so weiter. Dann suchst du das korrespondierende Tastenfeld, das zum Beispiel unter der Bar sein könnte. Dort gibst du die Zahlen auf farbigen Tasten ein – et voilà, hast du ein Zwischenergebnis.«

»Klingt nach Kindergeburtstag«, mufele ich.

»War ja auch ein unterkomplexes Beispiel.« Hella hebt die Augenbrauen. »Mind Arena ist das Stichwort.«

»Geht das eventuell auf Deutsch?«

»Oh, ich vergaß, dass du einer Generation angehörst, die es nicht so mit Anglizismen hat«, zieht sie mich auf. »Wobei mir gerade auffällt, dass diese englischen Ausdrücke ein Charakteristikum von The Truth sind. Der ist hundertpro unter vierzig. Wahrscheinlich noch wesentlich jünger.«

Scheppernd fällt der Groschen bei mir. Ein junger Mann. The Truth könnte einer der Rucksacktouristen gewesen sein, die ich am Leuchtturm gesehen habe. Aber warum hat er mich nicht angesprochen? Weil wir beide unter Beobachtung stehen?

Das Rattern der Kaffeemaschine lenkt meine Aufmerksamkeit zurück auf Hella. Sie bereitet zwei Espresos zu und reicht mir eine der dickwandigen dunkelbraunen Tässchen, die sie mir von einem Italienurlaub mitgebracht hat.

»Diese verrätselten Nachrichten sind ziemlich clever«, sagt sie versonnen. »Wenn jemand deinen Account hackt, kann er mit den einzelnen Mails nichts anfangen. Es ist eine Art Puzzle.«

»Dann hilf mir bitte, es zusammenzusetzen.«

»Fangen wir mal mit Hörnum an.« Geräuschvoller als nötig schlürft Hella ihren Espresso. »Da gibt es drei Hinweise.«

»Leuchtturm, zwölf Uhr mittags«, übernehme ich, weiß dann aber nicht weiter. »Was ist der dritte?«

»Heiraten!« Aufgeregt schnippt sie mit den Fingern. »Kombiniert ergibt das ...«

»... eine Hochzeit im Jahr 2012?«



»Nicht schlecht, Jamie.«

Nun ja, ich bin selbst ein bisschen stolz, dass ich darauf gekommen bin, obwohl Rätsel so gar nicht meins sind. Auch ich trinke jetzt meinen Espresso, der glühend heiß ist, weshalb ich ein paarmal über den Tassenrand puste.

»Ergo müssten wir rausfinden, wer 2012 auf dem Leuchtturm geheiratet hat.«

Hella stellt ihre Tasse ab, dann lehnt sie sich ans Sideboard mit der Kaffeemaschine und schaut mich grimasierend an.

»Ich ahne schon, wem diese ehrenvolle Aufgabe zufallen wird.«

»Sei so gut, Honey Penny.« Ich ringe mit mir, ob ich mehr erzählen soll, entschieße mich jedoch, Hella in mein akutes Problem einzuweihen. »Von jetzt an darf ich nichts Auffälliges mehr tun. Ich wollte es dir eigentlich nicht sagen, um dich nicht zu beunruhigen, aber ich glaube, ich werde beschattet.«

Ihr Lächeln verebbt. Im nächsten Moment hockt sie sich neben mich und legt mir eine Hand auf den Arm.

»Du? Von wem?«

»Vermutlich von Eleonore. Jedenfalls sollte ich mich nicht zu weit aus dem Fenster lehnen. Du kennst doch diese Frau im Bürgeramt, wie hieß sie noch – Tabea?«

»Tatjana«, lächelt Hella. »Ja, wir hatten mal was.«

Plötzlich bin ich mir nicht mehr sicher, ob man uns womöglich hier im Büro belauscht. Wenn ich beschattet werde, wovon ich ausgehe, ist es genauso gut möglich, dass man meine Räume verwantz hat. Vorsichtshalber senke ich meine Stimme zu einem kaum hörbaren Rauschen.

»Unsere Nachforschungen müssen unterm Radar bleiben, verstehst du? Auch The Truth hat mich ja schon gewarnt, und Simon äußerte Ähnliches. Also denk dir eine plausible Story für Tatjana aus. Dass du eine gute Freundin zu ihrem Hochzeitstag überraschen willst oder so.«

»Meine *guten Freundinnen*«, mit den Fingern malt Hella Gänsefüßchen in die Luft, »konnten 2012 noch nicht standesamtlich heiraten. Das ist erst seit 2017 möglich. Aber gut, ich morse Tatjana mal an und schaue, was geht.«

»Danke dir.«

Nach einem Blick zur Uhr stehe ich auf und lege dem Prince of Wales eine Leine aus grünem Straußenleder an, das Geschenk eines dankbaren Kunden.

»Hältst du die Stellung? Ich treffe jetzt Simon auf der Hundewiese.«

»Geh nur. Dein Termin mit dem Leiter des Grundbuchamts steht übrigens. Morgen früh um neun kannst du das Geheimnis dieser Julia lüften.«

»Das ist großartig. Danke.«

Nach der Pleite mit The Truth bin ich froh über alles, was zur Abwechslung mal klappt. Anschließend werde ich Tristan Petersen jedoch die schlechte Nachricht überbringen müssen, dass schnelles Geld nicht drin ist. Wenn überhaupt jemals Geld an die Söhne fließen wird. Eine amtliche Überschreibung anzufechten, erforderte starke Geschütze. Am aussichtsreichsten ist noch ein ärztliches Gutachten, das die Zurechnungsfähigkeit von Hinnerk Petersen zum Zeitpunkt der Unterschrift in Zweifel zieht. Aber wie sollte das post mortem gehen?

Mit einem mulmigen Gefühl trete ich vor die Tür. Ich

muss wachsam sein, extrem wachsam, schärfe ich mir erneut ein. Deshalb verschaffe ich mir zunächst wieder einen Überblick, welche Passanten eventuell aus dem Rahmen fallen.

Das Fatale an negativen Fantasien ist jedoch, dass sie ein grelles Licht auf die Wirklichkeit werfen. Nein, dass sie zur Wirklichkeit werden. Fast jeder Erwachsene, der die Elisabethstraße entlangspaziert, weckt meinen Argwohn. Der elegante junge Mann im Trenchcoat, der mich neugierig beäugt. Die stabile Mittvierzigerin in der hellblauen Strickjacke, die mich grüßt, obwohl ich sie gar nicht kenne. Die beiden Jugendlichen in schwarzen Kapuzenpullis, die sich eine Zigarette, vielleicht auch einen Joint anzünden und mir einen abfälligen Blick zuwerfen.

Jeder hier könnte ein potenzieller Späher sein. Je unauffälliger, desto verdächtiger.

Der einzige Schutz, der mir noch bleibt, ist die Öffentlichkeit. Niemand würde mich auf offener Straße angreifen, solange genug Leute unterwegs sind. Zeugen, besser gesagt, die mich wie menschliche Schutzschilde umgeben. So weit ist es also schon gekommen mit mir. Aber ist das nicht letztlich ein Spiegel meines verpfuschten Lebens? Immer unter Leuten zu sein, eine wandelnde Benutzeroberfläche für Kunden, ein hilfsbereiter Freund, der die Menschen als Schutzschild braucht, um nicht an der eigenen Einsamkeit zugrunde zu gehen?

Mit einer Hand betaste ich den weichen blau-weißen Schal mit dem Kachelmuster, den ich fest um den Hals geschlungen habe. Er ist ein Geschenk der Frau, die ich liebte. Bis der Nebel kam, das Grauen, der Tod.

In meine Erinnerungen versunken, überquere ich die

Friedrichstraße, wo sich Geschäfte und Restaurants aneinanderreihen. Alles erscheint mir plötzlich zu laut, zu bunt. Es erscheint mir falsch. Auf Sylt ist die Welt noch in Ordnung, heißt es. Alles so schön sauber und ordentlich, wie sandgestrahlt. Das ist die touristische Fassade. Hinter den Kulissen tun sich manchmal Abgründe auf.

Als Makler bekomme ich so einiges mit, von erbitterten Erbschaftsstreitigkeiten bis zu politischen Rangeleien um Macht und Einfluss. Und immer geht es um Geld, viel Geld.

Auch bei Hinnerk Petersens Tod?



## KAPITEL 20

Die Hundefreilaufflächen – so heißt das im besten Beamtendeutsch – gehören zu den Highlights der als hundefreundlich ausgewiesenen Insel. Da und dort dürfen die Vierbeiner zwar auch an den Stränden leinenlos herumlaufen, doch auf den Freilaufflächen treffen sie massenhaft ihresgleichen.

Hunde sind nun mal Rudeltiere. Sie lieben es, unter möglichst vielen Artgenossen zu sein.

Auch der Prince of Wales ist begeistert, wenn ich mit ihm zur Hundewiese im Süden von Westerland gehe. Es ist wie eine große Party. Edle braungraue Weimeraner balgen sich mit scheckigen Promenadenmischungen, bullige Boxer beschnüffeln putzige Rauhaardackel. Hin und wieder kommt es auch zu eiligen Kopulationen, während sich Frauchen und Herrchen übers Wetter austauschen oder die neuesten Trends der Hundeernährung erörtern.

Geflirtet wird natürlich auch. Bekanntlich ersetzt ein einziger Hund gleich mehrere Datingportale. Manchmal frage ich mich, was wohl häufiger geschieht: zwanglos angebahnte Liaisons zwischen Hundebesitzern oder ungewollter Nachwuchs im Hundekörbchen.

Ich komme regelmäßig hierher. Nicht nur, weil der Prince of Wales die Hundewiese mag, sondern weil es für sein Herrchen ein analoges Facebook ist. Viele alt-ingesessene Sylter treffen sich hier, um ein Schwätz-

chen zu halten. Bei der Gelegenheit erfährt man so einiges, was man als Makler wissen sollte: Gerüchte, Klatsch, Informationen, die mir wertvolles Insiderwissen bescherten.

Meine wichtigste Quelle sind die »Hochleistungsrentner«. So nenne ich die älteren Herrschaften mit viel Zeit und großem Mitteilungsbedürfnis, die mir einschlägige Tipps geben.

Sie wissen zum Beispiel, wo der Haussegen gerade schief hängt. Dann werde ich hellhörig. Scheidungen gehen meist mit dem Verkauf gemeinsamer Domizile einher. Wenn ein Paar vor zwanzig Jahren sein Traumhaus gekauft hat, kann sich der Wert inzwischen mehr als verdreifacht haben. Wird der Besitz dann in zwei Hälften geteilt, muss ein Ehepartner den anderen auszahlen, was bei den immensen Preissteigerungen selten zu stemmen ist.

In diesem Fall wird ein Makler gebraucht, und die Kugel des großen Immobilienroulettes kommt wieder ins Rollen.

Es sind aber nicht allein berufliche Gründe, die mich hierherziehen. Ich schätze den dörflichen Ton der Gespräche, das Gefühl der Zugehörigkeit. Heute schätze ich diese Vertrautheit besonders. Momentan sehe ich überall Gespenster, auf der Hundewiese fühle ich mich sicher. Das Publikum wirkt überwiegend bürgerlich und führt mehrheitlich gepflegte Hunde aus.

Nur ganz am Rande lungern ein paar Jugendliche in dunklen Kapuzenpullovern herum, die Vorübergehende um ein paar Euro für ihre riesigen struppigen Hunde anbetteln.

»Moin, moin«, spricht mich ein gebeugter Herr mit

schlohweißem Haar an. »Junge, du siehst ja übel zugerichtet aus.«

»Hallo, Walter. Keine Sorge, war nur ein kleiner Betriebsunfall.« Ich bücke mich, um den betagten grauen Pudel des alten Herrn zu streicheln. »Wie geht's Beppo?«

»Nicht so gut.« Bekümmert schaut er auf seinen Pudel hinab. »Er frisst nicht mehr richtig. Nur wenn Lilo uns ein Glas Rinderragout schenkt, kann ich ihn zu mehr als ein paar Happen bewegen.«

Lilo, die Frau mit dem goldenen Herzen. Sie hat Walter sogar eine größere Summe zukommen lassen, als er sich eine dringend notwendige Knie-Operation nicht leisten konnte. Seine Krankenkasse hatte ihn kalt abgebügelt: Bei einem Achtundachtzigjährigen lohne sich so eine OP nicht mehr. Von wegen. Nach der Operation hat Walter wie ein Löwe gekämpft und kann jetzt wieder einigermaßen laufen.

Was wäre aus diesem Mann geworden, wenn er nicht mehr mit seinem Pudel hätte Gassi gehen können? Vermutlich ein Pflegefall. Deshalb habe auch ich eine stattliche Summe gespendet. Stillschweigend. Walter weiß nichts davon.

Der Prince of Wales bellt ausdauernd. Vermutlich hat er eine attraktive Hundedame entdeckt.

»Schon gut, Kleiner«, murmele ich, »du wirst von der Leine befreit.«

Schwanzwedelnd prescht er los. Von seiner morgendlichen Mattigkeit ist nichts mehr zu bemerken, wie ich aufatmend feststelle.

Trotzdem. So ganz wohl ist mir nicht dabei, meinen Corgi immer mal wieder aus den Augen zu verlieren. Nachdem ich mich von Walter verabschiedet habe, ma-

che ich mich deshalb auf die Suche nach dem Prinzen. In der Mitte der Wiese ist es besonders voll. Jetzt sehe ich auch, warum sich hier alles ballt. Die Leute sehen einer jungen Frau zu, die einen riesigen Hund mit rötlichem bärenartigem Fell zu bändigen versucht und dieser anspruchsvollen Aufgabe ganz offensichtlich nicht gewachsen ist.

»Chippie!«, ruft sie immer wieder, »sei brav und bleib hier, Chippie!«

Den Hund kümmert das nicht die Bohne. Dank seines massigen Körpers ist es eine Kleinigkeit für ihn, die junge Frau in jede beliebige Richtung zu reißen. Verzweifelt stolpert sie ihm hinterher, völlig überfordert und den Tränen nahe. Daran können auch die vielen ungebeten Ratschläge nichts ändern, die ihr von allen Seiten zugerufen werden.

Schon bevor ich die junge Frau erkenne, weiß ich, was los ist. Soeben findet der erste Gassigang von Eleonores Neuerwerbung statt. Und den übernimmt sie natürlich nicht selbst, sondern schickt ihre Hausangestellte mit einem unberechenbaren Kraftpaket von Hund los.

Mit langen Schritten laufe ich auf das tobende Tier zu und stelle mich sehr aufrecht hin.

»Sitz!«

Chippie sieht mich verblüfft an, und ich nutze seine Verwirrung, um mir die auf dem Boden schleifende Leine zu schnappen.

»Sitz!«, schreie ich noch einmal und straffe die Leine, während ich eisern Blickkontakt mit dem Hund halte.

Endlich reagiert Chippie. Gehorsam setzt er sich auf die Hinterpfoten und streckt hechelnd seine Zunge heraus. Ein paar Umstehende klatschen.



»Tausend Dank, Herr Dennermann«, keucht die junge Frau völlig aufgelöst. »Sie haben mich gerettet.«

»Gern geschehen.« Ich strecke ihr die rechte Hand hin. »Wir können es auch bei Kristan belassen. Die Insulaner duzen sich meist, bis auf gewisse Ausnahmen.«

An einem kurzen Aufblitzen ihrer Augen erkenne ich, dass sie versteht, wen ich damit meine: ihre Chefin.

»Isolde.« Zaghafte schüttelt sie meine Hand, dann holt sie ein Taschentuch aus ihrer leichten rosa Steppjacke und schnäuzt sich. »Das heißt, eigentlich heiße ich Cheyenne. Das fand Frau Goosejacob aber nicht stilvoll genug.«

Klar. Bei Eleonore muss wirklich alles durchgestylt sein. Spontan beschließe ich, dieser Cheyenne wenigstens ein bisschen Hilfestellung mit dem Hund zu geben.

»So eine Tibet-Dogge ist nicht zu unterschätzen«, erkläre ich. »Sie braucht professionelles Training, wenn man sie problemlos handeln will. Darf ich dir dennoch zwei private Tipps geben?«

»Nichts lieber als das.«

Bevor ich zu weiteren Erläuterungen ansetze, nehme ich meine Hundepfeife aus der Hosentasche und hole mit einem für Menschen unhörbarem Pfiff den Prince of Wales zu mir, der weit weg mit den Pfoten in der Erde gescharrt hat. Sicher ist sicher. Außerdem ist es amüsant zu sehen, wie respektvoll der Prinz Abstand zu Chippie hält, als er sich nähert.

»Also, Cheyenne«, beginne ich mein Wissen auszubringen, »du hattest vermutlich nie einen Hund, deshalb zwei entscheidende Dinge: Erstens brauchen Hunde eindeutige knackige Kommandos. Redet man mit ihnen wie mit einem Menschen, funktioniert das nicht. Zwei-

tens braucht man Autorität. Du wolltest dem Tier seine Freiheit lassen, weshalb du ihm hinterhergestolpert bist. Stehen bleiben wäre besser.«

»Dafür fehlt mir leider die Kraft«, erwidert sie seufzend.

Auch wieder wahr. Cheyenne ist einen Kopf kleiner als ich und wiegt geschätzte fünfzig Kilo. Ein Leichtgewicht.

»Ich könnte mit Eleonore sprechen«, biete ich ihr an. »Frau Goosejacob beschäftigt einen Fahrer, einen Gärtner, einen Koch, mehrere Putzleute. Die könnten das Ausführen übernehmen. Oder sie engagiert einen erfahrenen Hundetrainer, was ich für das Sinnvollste halte.«

Die junge Frau lächelt dankbar.

»Sie, ähm – du würdest wirklich mit ihr reden?«

»Er ist doch der Ritter mit der schimmernden Rüstung«, erklingt ein knarrender Bass. »Alle Achtung, Kristan, sehr beeindruckend, dein lebensgefährlicher Einsatz für die Jungfrau in Not.«

Natürlich ist es niemand anders als Simon, der auf einmal neben uns steht, wie immer mit dunkelblauer Jacke und Prinz-Heinrich-Mütze.

»Danke für das übertriebene Lob«, revanchiere ich mich.

»Aber Kristan hat mir geholfen«, wirft Cheyenne mit einem kleinen Lächeln ein. »Die anderen Leute haben nur gegafft und blöde Kommentare abgelassen.«

Jetzt erst fällt mir auf, wie hübsch sie ist. Dunkles kinnlanges Haar umrahmt ein herzförmiges Gesicht mit hellgrünen Augen und kleinen Grübchen in den Wangen. Mit ihrer feingliedrigen Statur und ihrer schüchternen Art weckt sie Beschützerinstinkte in mir. Bestimmt

kommt sie vom Festland und hat bei Eleonore angeheuert, weil sie keine andere berufliche Perspektive mehr sah.

»Simon, ist es okay, wenn ich die junge Dame nebst ihrem Untier zum Wagen bringe?«

»Nur zu«, schmunzelt er. »Ich bin noch eine Weile hier.«

»Danke, Herr Dennermann, ähm, Kristan.« Cheyenne scheint ehrlich erleichtert zu sein, dass ich sie nicht mit der Tibet-Dogge allein lasse. »Der Fahrer von Frau Goosejacob parkt in der Nähe. Aber mach dir bitte wegen mir keine Umstände.«

»Tue ich doch gern.«

»Vorsicht, Kristan ist ein ganz Wilder«, lacht Simon dröhnend. »Der lässt sich nicht an die Leine legen.«

Immer wieder herzerwärmend, seine Kommentare. Ohne darauf einzugehen, leine ich den Prince of Wales an, dann ziehen Cheyenne und ich los.

Die unverhoffte Begegnung mit Eleonores Hausangestellter betrachte ich als Glücksfall. Ohnehin wollte ich einmal ungestört mit ihr reden, seit sie mir bei meinem Besuch diesen sprechenden Blick zugeworfen hat. Nun ist Kommissar Zufall tätig geworden.

»Deine Arbeitgeberin kann ziemlich anstrengend sein, was?«, lasse ich einen Versuchsballon steigen.

»Frau Goosejacob ist sehr anspruchsvoll.« Den Blick starr nach vorn gerichtet, räuspert sie sich. »Sie hat auch immer viele Gäste.«

»Kann ich mir denken. Und du wirst dann rumgescheucht.«

»Ja, aber das ist nicht alles.« Ihre Stimme zittert ein wenig. »Ich wohne ja mit im Haus und muss rund um

die Uhr für Frau Goosejacob da sein. Mal bestellt sie mitten in der Nacht einen Tee, dann wieder eine Fußmassage. Sogar die Haare muss ich ihr färben. Sobald auch nur ein Millimeter dunkler Ansatz zu sehen ist, will sie eine Blondierung.«

Das sind in der Tat Zumutungen, doch nicht gerade die Informationen, die ich mir erhofft habe. Grübelnd schaue ich zu Chippie, den ich an der kurzen Leine halte, eine sichere Methode, den Hund zu einem gemäßigten Gang zu zwingen.

»Was ist mit den Gästen? Wollen die auch Fußmassagen?«

Sie presst die Lippen aufeinander, bevor sie antwortet.

»Besuch wie du, höflich und freundlich, ist jedenfalls die Ausnahme. Vorgestern hatte Frau Goosejacob einen Übernachtungsgast, der war richtig eklig. Als er spät-abends frische Handtücher verlangte, sollte ich mich zu ihm aufs Bett setzen.«

»Bitte? Wie übergriffig ist das denn?«

»Natürlich habe ich das abgelehnt. Dann hat er ganz komische Dinge gesagt. Es wäre ein Zeichen, dass ich Isolde heiße, da würden wir doch super zusammenpassen. Als er mich küssen wollte, bin ich aus dem Zimmer gelaufen.«

»Wie hat er das denn gemeint? Mit deinem Namen?«

Im selben Moment machte es klick bei mir. Dank NDR<sub>3</sub> kenne ich mich ein bisschen mit klassischer Musik aus, und wenn Wagner auch nicht gerade zu meinen Lieblingskomponisten zählt, sind mir seine Operntitel durchaus geläufig.

»Hieß der Mann Tristan?«

Cheyenne bleibt stehen und sieht mich verblüfft an.

»Genau! Tristan Petersen! Woher weißt du das?«

»Na ja, Tristan und Isolde ist ein Musikdrama von Richard Wagner.«

»Kenne ich nicht.«

»Macht nichts, man muss nicht alles kennen.«

Mir schwirrt der Kopf, als wir uns wieder in Bewegung setzen. Dass Hinnerk Petersens Sohn mich belogen hat, als er behauptete, nicht nach Sylt kommen zu wollen, untermauert meinen Argwohn gegen Eleonore. Die beiden spielen ein doppeltes Spiel. Doch was bezweckt Eleonore mit ihrem Schachzug, Tristan Petersen heimlich nach Sylt zu holen?

»Weißt du was?«, lächelt Cheyenne, als wir den Tennisclub erreichen, wo ein Mann in grauer Chauffeuruniform neben einem bordeauxroten Bentley wartet. »Ich habe nachgedacht. Kristan und Isolde klingt viel schöner, findest du nicht auch?«



## KAPITEL 21

»Gratulation, da hast du ja einen hübschen Fang gemacht«, zieht mich Simon auf, der mit den Händen in den Taschen seiner dunkelblauen Wolljacke am Zaun der Hundewiese lehnt. »Wurde auch Zeit. So langsam musst du wieder in den Sattel, nachdem das mit Johanne in die Grütze gegangen ist.«

Ich hätte es etwas anders ausgedrückt. Aber es stimmt, die Begegnung mit Cheyenne respektive Isolde hat eine Seite in mir berührt, die lange verschüttet war. Und ja, ich fühle mich zu dieser jungen Frau hingezogen. Sie ist nicht nur hübsch, sie scheint auch ziemlich helle zu sein und verfügt über genau die Sorte Humor, die ich mag.

*Kristan und Isolde.*

Vielleicht ist das aber auch ein schlechtes Omen. In Wagners Oper gibt es kein Happy End, nur den gemeinsamen Liebestod. Spötter könnten natürlich anmerken, dass dies nicht die schlechteste Option für einen Bindungsphobiker wie mich ist.

Weich schmiegt sich der Schal um meinen Hals. Der blau-weiße Schal, den Laura mir geschenkt hat, in der Nacht, als wir uns verlobten und ich ihr dieses ganze Zeug gesagt habe, das man eben sagt, wenn man bis über beide Ohren verliebt ist: dass ich ihr die Welt zu Füßen legen werde, dass das mit uns für immer ist.

Für immer kann ein sehr dehnbarer Begriff sein, manchmal bedeutet es auch nur einen Wimpernschlag.

»Nun erzähl schon, was ist das für eine kuriose Geschichte mit Hinnerk?«, fragt Simon ungeduldig. »Ich kann kaum glauben, dass er das Haus auf irgendeine Frau überschrieben hat, von der ich nicht mal weiß.«

Etwas durcheinander nehme ich den harten Themenwechsel wahr. Stimmt. Ich habe momentan Wichtigeres zu tun, als über amouröse Gefühle nachzudenken. Nachdem ich den Prince of Wales von der Leine gelassen habe, lehne ich mich neben Simon an den Zaun.

»Hella hat das gestern in der Fischerkajüte aufgeschnappt. Da saßen ja redselige Locals am Nebentisch und plauderten aus dem Nähkästchen. Morgen früh werde ich einen von ihnen treffen. Danach berichte ich dir gleich, was es mit dieser Julia auf sich hat.«

»Julia heißt sie also.« In Simons verwittertem Gesicht beginnt es zu arbeiten. Seine Kiefer unter dem weißen Bart mahlen, seine Augen verengen sich. »Denk dran, vorsichtig zu sein, Kristan. Wie gesagt, ist das Ganze ...«

»... eine Nummer zu groß für mich, ja, das sagtest du bereits mehrfach. Wäre wirklich zielführender, wenn du es nicht bei diffusen Andeutungen belässt. Schließlich geht es hier nicht nur um einen Mord, es geht auch um mein Leben. Und um das Leben des Prinzen.«

Ängstlich lasse ich meine Blicke über die Wiese schweifen. Mein Corgi liefert sich gerade eine Verfolgungsjagd mit einem Dalmatiner, ein Wettrennen, das er nur verlieren kann. Gegen einen solch langbeinigen Konkurrenten hat er keine Chance. Dass er es trotzdem weiter probiert, gefällt mir.

Man darf nicht aufgeben. Niemals. Obwohl ich schon oft genug nah dran war. Oder vielleicht gerade deshalb.

»Noch was, Simon.« Ich atme einmal tief ein und aus.  
»Tristan Petersen weilt auf Sylt. Inkognito. Dreimal darfst du raten, wo er nächtigt.«

Ein Ruck geht durch Simons massigen Körper. Ungläubig starrt er mich an.

»Donnerschlag! Etwa bei der Goosejacob?«

»So ist es.«

»Hat dir das ein hübsches Vögelchen ins Ohr gezwitschert?«

Etwas in meiner Brust krampft sich zusammen. Es ist schon einmal vorgekommen, dass ich einer Frau zum Verhängnis wurde, ein zweites Mal darf das nicht passieren.

»Bitte, Simon, kein Wort darüber an irgendwen. Cheyenne kann in Teufels Küche kommen, wenn Eleonore erfährt, dass ihre Hausangestellte etwas über die Gäste verrät.«

»Schon gut, Kristan, alter Freund, ich halte dicht.« Geistesabwesend spielt Simon mit den Knöpfen seiner Jacke. »Tristan Petersen, sieh an. Der war doch seit Jahren nicht mehr auf der Insel. Für seinen Vater hat er sich nie interessiert, nicht mal, als Hinnerk sterbenskrank wurde. Was will der denn jetzt mit einer Kampfhenne wie Eleonore Goosejacob?«

»Das Haus zurückerobern, schätze ich. Mir gegenüber hat er ja so getan, als wüsste er nichts von seiner faktischen Enterbung, aber der Mann ist nicht blöd. Und er braucht Geld.«

»Ich kenne ihn, seit er ein kleiner Junge war«, erwidert Simon brummig. »Schon damals hatte er was Eigenbrötlerisches. Und grausam war er, richtig grausam. Der konnte, ohne mit der Wimper zu zucken, Vogelnester



ausnehmen oder Kaninchen den Hals umdrehen, wenn sie seinem Vater in die Falle gegangen waren.«

Dass er Cheyenne bedrängt hat, wundert mich gar nicht mehr. Aber den eigenen Vater zu töten, ist schon etwas anderes, als Hausmädchen anzufallen oder Kaninchen den Hals umzudrehen.

Ich schaue auf. Die Hundewiese leert sich allmählich. Die meisten Besucher kommen nach dem Mittagessen her und freuen sich jetzt auf Kaffee und Kuchen. Auch meine Zeit läuft ab, in jedem Sinne des Wortes. In der letzten Stunde habe ich mein surrendes Handy konsequent ignoriert, um bloß nicht erneut abgelenkt zu werden, jetzt sollte ich langsam wieder erreichbar sein.

»Ich muss los, Simon«, kündige ich meinen Abschied an. Doch da ist noch etwas, was ich loswerden muss. »Um ehrlich zu sein, respektiere ich deine Wortkargheit, habe aber mehr von dir erwartet. Gibt es etwas Konkretes, was du mir zu sagen hast? Vor wem muss ich mich in Acht nehmen? Was weißt du wirklich?«

Wortlos holt er seine Pfeife aus der Jackentasche, ein abgenutztes Exemplar aus hellbraun schimmerndem Bruyèreholz, stopft sie gemächlich und zündet sie an. Bläuliche Rauchschwaden steigen auf.

»Simon.«

»Du weißt alles, was du wissen musst«, knurrt er zwischen zwei Zügen. »Mehr wäre gefährlich für uns beide. Holt di stief, Kristan.«

Damit wendet er sich ab und stiefelt davon. Einfach so. Irritiert schaue ich ihm hinterher. Was verschweigt er mir? Und was könnte ihm gefährlich werden?

Ich bin diese Versteckspiele so leid. Mit der Hundepfeife gebe ich dem Prince of Wales das Kommando, bei

Fuß zu kommen, mit der anderen Hand hole ich mein Mobiltelefon aus der Jackentasche. Fünf Anrufe von Hella. Ich tippe ihre Nummer im Speicher an.

»Hi, was gibt's?«

»Dicke Luft, Jamie«, antwortet sie flüsternd. »Kröger ist hier. Die Klette will nicht eher gehen, bis du zurückkommst.«

»Was für ein lästiger Kerl. Okay. Bin schon unterwegs.«

Auf dem Weg zum Büro versuche ich, meine Gedanken zu ordnen. Doch so sehr ich mich auch konzentriere, irgendwie schiebt sich immer wieder Cheyennes Gesicht dazwischen. Was für ein mieser Job, von Eleonore ausgenutzt zu werden. Oder erträgt sie die Demütigungen, weil sie ganz andere Ziele verfolgt? Hat sie sich etwa bei Eleonore eingeschlichen?

Ist sie vielleicht in Wahrheit ... Julia?

Der Gedanke elektrisiert mich. Dennoch verwerfe ich ihn sofort wieder. Für ein Mädels des Gewerbes wirkt Cheyenne zu aufrichtig, zu unschuldig. Gut, auch das könnte man als attraktive Variante dieses Berufs interpretieren, aber dass sie gegen Honorar mit einem älteren Herrn ins Bett geht und ihm sogar ein großes Anwesen abschwatzt, übersteigt dann doch mein Vorstellungsvermögen.

Auch optisch kommt es nicht hin. Wobei es bei Isoldes Friseurkünsten natürlich möglich ist, dass sie sich das lange dunkle Haar, von dem Johanne sprach, eigenhändig abgeschnitten hat.

Oder bin ich schon so sehr runter mit den Nerven, dass ich bei jeder Person einen doppelten Boden wittere?

Aufstöhnend blicke ich hoch zum stahlblauen Him-

mel, vor dem Möwen kreisen. Irgendwie werde ich das Gefühl nicht los, dass ich bereits genügend Puzzlesteine gesammelt habe, um die Wahrheit herauszufinden. Nur, dass es mir nicht gelingt, die einzelnen Puzzleteile richtig zusammenzusetzen. Verdammt. Ich hasse Rätsel.

Meine Gedanken schweifen weiter zu Eleonore, von der ich nun sicher weiß, dass sie mit Tristan Petersen unter einer Decke steckt. Möglich, dass sie dafür gesorgt hat, dass Hinnerk Petersens Liegenschaft in Parzellen aufgeteilt und mit Rekordgewinn weiterverkauft werden kann. So was geht nur, wenn man wie Eleonore über schier unbegrenzte finanzielle Ressourcen verfügt. Damit kann man sich die besten Anwälte und Architekten nehmen. Elegant natürlich. Zum Beispiel über den Umweg einer großzügigen Spende oder durch eine saftige Summe für den Küstenschutz, der alljährlich Millionen verschlingt, um den eigenen Namen aufzupolieren und sich gekonnt in Szene zu setzen.

Ohne es richtig zu merken, bin ich mittlerweile in der Elisabethstraße angelangt. Sofort springt mir der Polizeiwagen ins Auge, der vor meinem Maklerbüro parkt. Auf dem Bürgersteig. Was für ein Wichtigtuer dieser Kröger doch ist. Weit erfreulicher ist da schon die Entdeckung, dass die Glaser inzwischen eine neue Scheibe in die Eingangstür gesetzt haben. Nichts erinnert mehr an das Splitterinferno vom Vortag. Kratzerfrei und blank geputzt funkelt das Glas in der Sonne.

Ich habe kaum die Tür aufgeschoben, als Kommissar Kröger auf mich zuschießt.

»Ihr Leben möchte ich haben, Herr Dennermann. Am helllichten Tag stundenlang mit dem Hund durch die Gegend gondeln, unerreichbar für ...«

»Stopp.«

»Was?«

»Stopp, habe ich gesagt. Es reicht, Herr Kröger.« Auf einmal ist mir eingefallen, wie ich diesem Spuk ein Ende setzen kann. »Ab jetzt verweigere ich die Aussage. Wenn Sie weitere Fragen haben, wenden Sie sich bitte an meinen Anwalt.«

Kommissar Kröger entgleisen die Gesichtszüge. Mit offenem Mund steht er da.

Für mich ist es ein kleiner Triumph. Ein Lächeln unterdrückend wechsele ich einen Blick mit Hella, die ihre Ellenbogen auf den Empfangstresen aufgestützt hat und lautlos die Handflächen aneinanderschlägt.

»Sie können dann jetzt gehen, Herr Kröger«, füge ich freundlich hinzu. »Meine Mitarbeiterin wird Ihnen die Kontaktdaten meines Anwalts mailen. Zögern Sie nicht, ihn jederzeit zu belästigen.«

Mein verbaler Rausschmiss erzeugt genau die Wirkung, die ich beabsichtigt habe. Ohne ein weiteres Wort rauscht der Kommissar hinaus und wirft die Tür so heftig hinter sich zu, dass die neue Glasscheibe leise klirrt.

»Ein Abgang nach Maß«, amüsiert sich Hella. »Bravo, Jamie. So resolut kannte ich dich noch gar nicht.«

»War ja auch aus der Not geboren.« Erleichtert ziehe ich meine Jacke aus, lasse mich in einen der Sessel fallen und strecke die Füße von mir. Mein linkes Bein hat wieder zu schmerzen begonnen. »Immer wenn ich unserem Superpolizisten begegnet bin, hatte ich den Eindruck, dass sich eine Schlinge um meinen Hals zuzieht. Damit ist es jetzt vorbei. An Doktor Sonnenburg wird er sich die Zähne ausbeißen.«

Das ist nicht zu viel versprochen. Doktor Hans-Jür-

gen Sonnenburg gilt als scharfer Hund und glänzender Anwalt. Er arbeitet zwar mittlerweile hauptsächlich als Notar, vertritt mich aber nach wie vor in juristischen Angelegenheiten. Seine Spezialität sind Vergleiche. Zu Gerichtsverhandlungen kommt es so gut wie nie. Lieber handelt er hinter verschlossenen Türen einen soliden Deal aus, als sich dem Risiko eines Verfahrens auszusetzen.

Vor Gericht und auf hoher See geht's an den Kragen oder ans Portemonnaie, lautet Doktor Sonnenburgs stehende Rede.

»Danke, Honey Penny.« Hella hat mir eine Tasse Tee gebracht, dazu ein Franzbrötchen mit viel Butter und Zimt, dem ich trotz aller guten Vorsätze nie widerstehen kann. »Würdest du mir übrigens einen Termin bei Sonnenburg machen?«

»Damit er Kröger an die Kandare nimmt?«

»Auch das. Und weil ich hoffe, dass er Hinnerk Petersens Testament aufgesetzt hat. Vielleicht findet sich darin noch mehr über diese Julia, die Petersen so wichtig war, dass er ihr sein Haus vermacht hat.« Genüsslich beiße ich in das Franzbrötchen. »Sonst noch was Interessantes?«

»Dieser Tristan Petersen hat uns gemailt. Das Testament war nicht dabei, dafür ein Grundriss des Hauses mit der genauen Raumaufteilung. Der träumt weiter von einem schnellen Verkauf.«

»Aber das ist doch nicht alles. Ich kenne dich. Einen Joker hast du noch im Ärmel.«

»Ist ja fast unheimlich, wie gut du mich kennst.« Grienend setzt sich Hella in den zweiten Sessel und zieht die Beine an. »Halt dich fest, Jamie. Ich sollte doch Tatjana

fragen, wer im Jahr 2012 auf dem Hörnumer Leuchtturm geheiratet hat.«

»Und?«

»Für eine abendliche Einladung zum Wein war Tatjana bereit, im Register nachzuschauen.«

»Bitte, Hella«, seufze ich, »spann mich nicht auf die Folter. Der Tag war stressig genug.«

Sie lacht verschmitzt.

»Nein, lass mich das genießen. Also. Im Jahre 2012, am zwölften März um Punkt zwölf Uhr mittags ist ein Herr in den besten Jahren auf den Hörnumer Leuchtturm geklettert, um der Dame seines Herzens das Jawort zu geben.«

»Verflixt, wer?«

»Der Name des Bräutigams ist«, sie wedelt mit den Armen wie ein Cheerleader, »Hinnerk Petersen!«



## KAPITEL 22

Das Internet gibt nicht viel her. Seit Minuten googeln wir parallel den Namen Mia van Holst, der im Heiratsregister als Mädchenname der Braut eingetragen wurde. Laut vermerktem Geburtsdatum muss sie damals sechsundvierzig Jahre alt gewesen sein. Als Geburtsort steht Buxtehude im Register.

»Mutig, mutig, dass sie den damals über siebzig Jahre alten Hinnerk Petersen genommen hat«, sagt Hella, ohne den Blick von ihrem Handy zu nehmen. »Oder Petersen war mutig. Wie man's nimmt.«

»Hmja.«

Die Nachricht von der Heirat hat mich wie ein Schlag vor den Kopf getroffen. Sie bedeutete ja nicht nur, dass Petersen ein weiteres Geheimnis gehütet hat. Weit brisanter: The Truth verfügt über Hintergrundinformationen, die ihn absolut glaubwürdig erscheinen lassen. Schließlich war er es, der den Hinweis auf den Hörner Leuchtturm gegeben hat.

»Schau mal, ich habe was anderes versucht.« Hella hält mir ihr Handy hin. »Andere Schreibweisen des Nachnamens, mit D, Doppel-L und so weiter, außerdem ohne Ortsangabe.« Ihr rechter Zeigefinger tippt auf das Display. »Es gibt eine Mia van Hollst, die bei einem Pflegedienst in Hamburg arbeitet. Soll ich da mal anrufen?«

»Ist das eine Frage?«

»Besten Dank, Jamie, nett und zuvorkommend wie immer.«

»Entschuldige.« Ich stütze meine Ellbogen auf die Schreibtischplatte und lege meinen Kopf in die Hände. Selten habe ich mich so ausgebrannt gefühlt. »Ich finde es großartig, wie du mich unterstützt, ehrlich.«

Mit großen Augen sieht Hella mich an.

»Soll ich dir sagen, was ich denke? Du brauchst eine Pause. Fahr nach Hause. Ich sage alle Termine für heute ab und kümmere mich um die Mails.«

»Meinst du?«

»Zufälligerweise weiß ich, was du in den letzten zwei Tagen durchgemacht hast, Kristan. Du bist komplett am Ende.«

Wenn Hella mich Kristan nennt statt Jamie, ist es ihr toderntst; so wie Eltern die Kosenamen ihrer Kinder weglassen, wenn es ans Eingemachte geht.

»Vielleicht eine gute Idee.«

»Außerdem hast du heute nur das Franzbrötchen gegessen«, argumentiert sie weiter. »Koch dir was, das entspannt dich.«

Dummerweise ist das meine bevorzugte Entspannungsmethode – was ich nicht zuletzt daran merke, dass mein Hosensbund spannt. Doch der Gedanke an die marinierte Lammschulter hebt meine Laune tatsächlich. Schon die bloße Vorstellung, wie ich die Marinade mit Rotwein und Kräutern abschmecke, nimmt etwas von dem Druck auf meiner Brust.

»Gut, Frau Doktor Honey penny, ich folge Ihrem Rat.«

»So gefällt mir das. Und jetzt raus mit dir.«

Damit ist es beschlossene Sache. Also ziehe ich meine



Jacke wieder an, greife zur Hundeleine und verlasse mit dem Prince of Wales das Büro.

Erst draußen auf der Straße merke ich, wie wackelig ich auf den Beinen bin. Jeder Schritt fällt mir schwer. Hinzu kommen ein flaumiges Gefühl im Kopf und ein unbestimmtes Bedürfnis, sofort etwas dagegen zu tun.

Erst nach einigem Überlegen verstehe ich, was mir da widerfährt: Meine Sucht ist zurück.

Niemals hätte ich die Tabletten nehmen dürfen. Vermutlich hat heute Morgen der letzte Rest der Wirkstoffe meinen Körper auf natürlichem Wege verlassen, jetzt schreit alles in mir: Mehr davon!

Reflexhaft halte ich Ausschau nach einer Apotheke. Noch besser wäre es, Sven aufzusuchen und ihn um etwas richtig Starkes zu bitten: verschreibungspflichtige Medikamente, die er guten Bekannten unter der Hand verkauft. Hat Sven mir nicht genau das gestern angeboten? Ich könne jederzeit vorbeikommen und mir abholen, was immer ich brauche?

Der Drang danach wird fast übermächtig. Eine unangenehme Hitze steigt in meinem Körper auf, der Schweiß steht mir auf der Stirn.

Es wäre so verführerisch einfach, Erlösung zu finden. Mit Benzodiazepinen geht es am schnellsten. Keine Angst mehr, kein Hadern. Als Dessert ein Opiat, dazu eine Oxycodon, und die Welt würde zu einem watteweichen Kokon werden, der mich wohligh einhüllt und gegen jegliche Störung immunisiert.

Mein Therapeut hat mich vor solchen Rückfällen gewarnt. Ich bin gemäß dem transtheoretischen Modell nach Prochaska behandelt worden. Es beinhaltet unter anderem die Aufrechterhaltung des Therapieerfolgs durch

Selbstverstärkung, stabilisierende Strukturen, alternative Handlungsweisen.

Leere Worthülsen, wenn man nur eins will: sich fallen lassen.

Meine Umgebung nehme ich nur noch bruchstückhaft wahr. Im Wind flatternde T-Shirts auf dem Kleiderständer vor einer Boutique. Den unteren Rand eines grünen Ladenschildes. Bunte Keramikfiguren im Schaufenster des Souvenirgeschäfts nebenan. Mehr und mehr zerfällt die Realität in ihre Einzelteile wie in einem Kaleidoskop.

»Na, Kristan, machst du schon Feierabend?«

Plötzlich steht Lieselotte vor mir, mit vollen Einkaufstüten in den Händen.

»Ich ...« Krampfhaft umklammere ich die Hundeleine. »Es ist nur ...«

»Kristan?« Lilo stellt ihre Tüten ab und schaut mich prüfend an. »Du siehst krank aus. Was stimmt nicht mit dir?«

Wie viel Zeit hast du? Könnte nämlich länger dauern. So ungefähr eine Woche. Oder einen Monat. Ach was, Jahre.

Unter Aufbietung meiner gesamten Energie versuche ich, mich zu fangen. Du musst runterkommen. Atme. So wie du es bei deinem Therapeuten gelernt hast: Einatmen – bis drei zählen. Ausatmen – bis fünf zählen.

»Wahrscheinlich ist es nur eine ... eine beginnende Sommergrippe«, ziehe ich mich leidlich aus der Affäre. »Deshalb hat mich Hella vorzeitig nach Hause geschickt. Sogar mein täglicher Wattspaziergang muss heute ausfallen.«

Mit dieser Erklärung scheint sich Lieselotte zufriedenzugeben. Ihre gerunzelte Stirn glättet sich.

»Ist ja auch kein Wunder, wenn das Wetter so durchdreht wie in diesem Sommer, da fängt man sich leicht was ein. Im Laden höre ich dauernd, dass irgendwas rumgeht. Sei froh, dass du Hella hast, die auf dich achtgibt.«

Einatmen – bis drei zählen. Ausatmen – bis fünf zählen. Geht doch.

»Oh ja, darüber bin ich sehr froh«, beteuere ich, bevor ich eine weitere Atempause einlege. »Na, dann gehe ich mal und packe mich ins Bett.«

»Warte, Kristan.« Lilo greift in eine ihrer Einkaufstüten und holt ein in rötliches Papier eingewickelt Päckchen heraus. »Das ist Roastbeef, für deinen Prinzen. Soll ich dir später eine Hühnersuppe vorbeibringen? Die hilft immer bei Erkältungen.«

Ich kann mich kaum noch auf den Beinen halten. Leute gehen vorbei, gegenüber sehe ich das Logo von Gosch, einen roten Hummer, der seine Scheren nach mir ausstreckt, ein Kind läuft kreischend hinter einem blauen Luftballon her. Fokussieren, Kristan. Atmen. Sprechen. Du schaffst das.

»Ich werde eine Lammschulter in den Ofen schieben, Lilo«, höre ich mich sagen. »Mit viel Knoblauch, der vertreibt Vampire und Viren.«

Dankbar registriere ich, dass ich wieder normal sprechen, normal denken kann.

»Guter Tipp.« Lilos altersschönes Gesicht verzieht sich zu einem Lächeln. »Apropos, wusstest du, dass die Leute bei Arsenvergiftungen nach Knoblauch riechen? Das hat mir ein Polizist erzählt, der sich morgens immer

seinen Kaffee bei mir holt. Hinnerk hätte regelrecht nach Knoblauch gestunken.«

Jetzt fällt es mir wieder ein – der penetrante Knoblauchgeruch, den der Tote verströmte. Auch der Forensiker hat das erwähnt. Und noch etwas fällt mir ein.

»Sag mal, Hinnerk hatte doch eine Frau. Wann ist die eigentlich gestorben?«

»Anne Petersen?« Nachdenklich wiegt Lilo ihren Kopf hin und her. »Das müsste so etwa zwanzig Jahre her sein.«

»Und danach? Hatte er noch mal was mit einer anderen Frau laufen? Was Festes?«

Sie sieht mich an, als hätte ich gefragt, ob der Dalai Lama gelegentlich einen Puff aufsucht.

»Hinnerk und was Festes, nee. Der war doch ein Einsiedler, wie er im Buche steht. Geredet haben die Leute natürlich immer. Erst wurde gemunkelt, die Pflegerin, die ihn nach der ersten Krebsattacke versorgt hat, wäre mit ihm ins Bett gestiegen. Danach kam das Gerücht auf, er hätte sich ab und zu eine«, sie sucht nach dem passenden Wort, »also, so eine Gewerbliche ins Haus geholt. Alles reiner Blödsinn.«

Gedanklich erstelle ich bereits eine Timeline.

»Wann kam diese erste Krebsattacke, als die Pflegerin bei ihm ein und aus ging?«

»Du Schlingel willst es aber ganz genau wissen«, lacht Lilo. »Seit wann interessierst du dich denn für das Liebesleben anderer Leute?«

Seit das für mich überlebenswichtig ist?

»Interessiert mich halt.« Ich zwinge mich zu einem Grinsen. »Auch Männer lieben Klatsch.«

»Dann ein Hoch auf die Gleichberechtigung«, flachst

Lilo. »Lass mich überlegen. Das erste Mal kam der Krebs Anfang 2012. Ich weiß das deshalb so genau, weil Hinnerk es mir anvertraute, als ich noch mein Restaurant hatte. Er mochte meine Fischsuppe mit Muscheln.«

Ich nicke zufrieden. Somit fügt sich die Hochzeit passgenau in die Timeline ein.

»Wirklich alles gut bei dir?«, hakt Lieselotte nach.

Ein warmes Gefühl durchströmt auf einmal meinen Brustkorb. Wie sehr ich diese Frau mag. Ihre zugewandte Art, ihre echte Anteilnahme an meinem Leben.

»Alles bestens, Lilo. Wir sehen uns morgen früh.«

Wir umarmen einander zum Abschied, was wir sonst nicht tun. Danach hebt Lilo ihre Einkaufstüten an und verschwindet in Richtung Gosch. Womöglich hat sie Appetit auf Fischsuppe bekommen.

Innerlich aufgerichtet gehe ich weiter. Ohne dass sie es auch nur ahnt, gehört Lieselotte zu meinen stabilisierenden Strukturen. Freundschaften wie diese geben mir Halt. Nicht auszudenken, was hätte passieren können, wenn ich schwach geworden wäre. Sven weiß nichts von meiner Sucht. Der hätte mir alles verkauft, womit man sich zudröhnen kann. Nur kurz denke ich noch einmal an den Medikamentencocktail, den ich mir in Gedanken bereits gemixt hatte.

Lass es. Bleib bei dir. Hadere nicht. Du bist okay.

Wie ein Mantra wiederhole ich innerlich die Worte, die ich mit meinem Therapeuten geübt habe. Dann widme ich mich wieder Hinnerk Petersen und den Frauen. Zumindest drei Puzzlesteine passen perfekt zusammen: die erste Krebserkrankung, der Zeitpunkt der Hochzeit und die Tatsache, dass Mia van Hollst bei

einem Hamburger Pflegedienst arbeitet. Nun muss ich die Dame nur noch finden.

Mein Handy surrt. Es ist Hella.

»Jamie? Wo bist du?«, fragt sie misstrauisch. »Ich hoffe doch, zu Hause?«

»Fast, ich habe eben noch Lilo getroffen. Sie wusste etwas von der Pflegerin, die ...«

»Bevor du weitersprichst, solltest du etwas wissen«, fällt Hella mir ins Wort. »Inzwischen konnte ich den Pflegedienst in Hamburg erreichen. Der Herr am Telefon war sehr nett. Er entschuldigte sich tausendmal, dass die Firma seit Ewigkeiten nicht mehr ihre Website aktualisiert hat.«

»Dann arbeitet Mia van Hollst also nicht mehr dort?«

»Schlimmer, Jamie, viel schlimmer.« Mit halb erstickter Stimme spricht Hella weiter. »Ich habe den Typen in ein Gespräch verwickelt. Dass Mia eine Freundin sei, die ich lange nicht gesehen hätte. Ob er mir helfen könne, zum Beispiel mit einer Adresse oder einer Telefonnummer.«

»Wie ich dich kenne, konntest du ihn mit deinem Charme bezirzen.«

»Erst hat er gemauert. Persönliche Daten dürfe er am Telefon nicht rausgeben und so weiter. Daraufhin habe ich noch mal ordentlich auf die Tränendrüse gedrückt. Eine Hamburger Tante von mir sei krank und bräuchte eine liebevolle tüchtige Pflegerin. Da wurde er gesprächiger und ...«

Ihre Stimme bricht, was so gut wie nie vorkommt.

»Honeypenny? Was ist denn?«

»Mia van Hollst hat 2012 gekündigt, weil sie eine gut bezahlte Stelle als Privatpflegerin auf Sylt bekommen

konnte. Seither gilt sie als verschwunden. Die Familie gab eine Vermisstenanzeige auf, die Polizei wurde tätig. Nichts. Sie wurde nie gefunden, weder tot noch lebendig.«



## KAPITEL 23

*My home is my castle.* So steht es auf einem Magnetbutton, der neben einer handgeschriebenen To-do-Liste an meinem Külschrank hängt. Ein geläufiges Motto. Für mich ist es ein Credo, das mein Leben definiert. Und natürlich meinen Beruf.

Seitdem ich als Makler arbeite, habe ich oft darüber nachgedacht, was das eigentlich bedeutet, die eigenen vier Wände. Man kann sie als notwendige Behausung betrachten, als repräsentative Visitenkarte oder reine Kapitalanlage.

Für mich bedeuten sie einen Schutzraum, eine Zuflucht. Dafür brauche ich kein Schloss, nicht mal eine große Wohnung.

Vor einigen Jahren habe ich eher zufällig ein Reihenhäuser in List gefunden, Baujahr 1935. Die verklinkerten Häuser mit den roten Dächern liegen an einer ruhigen Straße und wirken eher unspektakulär. Vier kleine Räume, ein kleiner Garten. Nicht das Nest, von dem ich immer geträumt habe. Im Grunde ist es nur eine typische Junggesellenhöhle, doch als ich die Haustür aufschließe, spüre ich sofort die beruhigende Wirkung meiner vertrauten Umgebung und das warme Gefühl von Zuhause empfängt mich.

Dass ich wirklich zur Ruhe kommen werde, bezweifle ich allerdings. Die Nachricht von der verschwundenen Mia van Hollst hat mich schlichtweg umgehauen.



Seitdem wirbeln die abenteuerlichsten Theorien durch meinen Kopf.

War Mia eine Glücksritterin, die sich nach der Heirat mit gestohlenem Schmuck und Bargeld aus dem Staub gemacht hat? Eine Aussteigerin, die seither auf einer südlichen Insel unerkannt ihren Lebensabend verbringt? Oder das Opfer eines Verbrechens?

Mit diesen Fragen beschäftigt, lege ich mein Schlüsselbund in eine Messingschale, die auf einer bauchigen Holzkommode im Flur steht.

Unweigerlich wandern meine Überlegungen weiter zu Hinnerk Petersen. Von der ersten Sekunde an habe ich mich in seinem Haus unwohl gefühlt. Da war diese schwer greifbare bedrohliche Atmosphäre, etwas Dunkles, Feindliches. Und nun kooperiert sein Sohn Tristan Petersen auch noch heimlich mit Eleonore.

Schluss mit der Grübelei. Du brauchst eine Pause, hat Hella gesagt.

Also schön, ab in die Küche. Ich habe sie im ehemaligen Wohnzimmer einbauen lassen, weil die ursprüngliche Küche viel zu klein war. Als passionierter Koch brauche ich Platz für meinen großen Induktionsherd, den Dampfgarer, ein Sous-vide-Gerät sowie den riesigen zweigeteilten Kühlschrank mit sieben verschiedenen Klimazonen, der sich wie ein Flügelaltar von der Mitte aus öffnen lässt.

Auch Esstisch und Stühle befinden sich in der Küche. Sechs klassische Armlehnen-Schwinger mit Sitzflächen aus hellem Peddigrohrgeflecht umstehen einen schlichten Kiefernholztisch. Hier verbringe ich den Großteil meiner Zeit daheim. Sogar ein Flachbildmonitor hängt an der Wand, über den Nachrichtensendun-

gen oder meine Lieblingsserien flimmern, wenn ich koche.

Gewohnheitsmäßig stelle ich den Fernseher an. Gerade läuft ein Vorabendmagazin des NDR, das über Regionales berichtet. Die Bilder zeigen eine Dünenlandschaft, die mir bekannt vorkommt. Kommentiert werden sie von einer professionell ausgebildeten Männerstimme.

»... gab der Bürgermeister heute bekannt, dass aufgrund einer großzügigen privaten Spende für den Sylter Küstenschutz die Behebung der Schäden gesichert ist, die durch die starken Winterstürme entstanden sind. Man schätzt, dass jährlich eine Million Kubikmeter Sand an der Westküste verloren gehen, verursacht durch starke Westwinde und die damit verbundene Brandung. Deshalb ...«

Ich starre auf den Monitor. Die großzügige private Spende ist genau das, was ich vorhergesehen habe. Theoretisch kann sie von jedem x-beliebigen Syltfan stammen, der wohlhabend genug ist, um richtig tief in die Tasche zu greifen. Doch ich weiß intuitiv, dass dies Eleonores Werk ist – sie musste rasch handeln.

Die Dünenbilder werden abgelöst von einer lächelnden Eleonore Goosejacob im knallroten Designerkostüm, das Haar so blond wie nie, Isolde sei Dank. Huldvoll lächelnd nimmt sie den Blumenstrauß in Empfang, während ihr einer der zahlreichen Reporter ein Mikro vors Gesicht hält. Was sie zu ihrer großartigen Spende bewogen habe?

»Ich liiiebe Sylt!« Eleonores Stimme überschlägt sich. »Glauben Sie mir, ich habe die Welt gesehen, doch dieses wundervolle Eiland ist mit nichts, aber auch gar nichts zu vergleichen. Deshalb ist der Küstenschutz zu meinem

Herzensthema geworden. Betrachten Sie meine Spende als Liebeserklärung an die schönste Insel der Welt!«

Angewidert stelle ich den Fernseher aus. Jetzt hat sie den Fuß in der Tür. So macht man das halt.

Ein Duft nach Knoblauch, Olivenöl und Kräutern steigt mir in die Nase. Auf der Arbeitsfläche neben der Spüle steht eine mit Frischhaltefolie abgedeckte Schüssel, in der die Lammschulter mariniert. Nachdem ich die Folie abgezogen habe, intensiviert sich der Duft. Es wird ein Festessen werden. Ein unvernünftiges, weil ich später mit Sven in Gretas Rauchfang verabredet bin. Aber vielleicht schaffe ich es ja ausnahmsweise, mich auf einen Salat zu beschränken.

Oder sollten wir besser zu Johanne gehen?

Unser heutiges Telefonat hat mich ratlos zurückgelassen. Ich weiß nicht recht, woran ich bei ihr bin, ob sie noch etwas für mich empfindet. Bevor ich mich womöglich auf Cheyenne einlasse, muss ich das in Erfahrung bringen. Das ist nur fair.

Natürlich ist es absolut voreilig, bereits jetzt weiterzudenken, nach nur einem kurzen Gespräch. Außerdem: Was will denn eine Frau wie Cheyenne mit einem Einzelgänger wie mir? Dennoch. In ihren grünen Augen hat es beim Abschied eigentümlich gefunktelt.

Kristan und Isolde. Ich ertappe mich dabei, dass ich vor mich hin grinse wie ein verliebter Schuljunge. Dann greife ich zum Handy und tippe eine Message.

*Hallo Sven, nochmals danke für Deine Einladung. Wenn es Dir recht ist, würde ich heute Abend die Alte Liebe vorziehen. Acht Uhr? Gern bestelle ich uns einen Tisch. LG Kristan*

Die Antwort kommt binnen Sekunden.

*Kein Problem. (#####) Ich weiß doch, dass Du hoffnungslos sentimental bist. Bis später, S.*

Haha. Und jetzt abschalten. Kochen.

Als Erstes stelle ich den Backofen und das größte Kochfeld des Herds an, danach hole ich eine schwere gusseiserne Pfanne aus dem Küchenschrank. Die Lammschulter wird scharf angebraten, um sie anschließend im Ofen zu schmoren. Währenddessen werde ich das Kartoffelgratin vorbereiten und den Bratensatz mit der Marinade sowie einem kräftigen Schuss Rotwein deglacieren.

Vorher ist der Prince of Wales an der Reihe. Auch ihn erwartet ein Festmahl.

Im Kühlschrank steht ein Happy-Belly-Bio-Rinderragout, das ich in seinen Fressnapf aus Edelstahl löftele. Danach wickele ich Lilos Roastbeef aus dem rötlichen Papier, als Vorspeise für meinen Prinzen, lege es auf einen Teller und trage alles in den Raum nebenan.

Der Prince of Wales bewohnt ein eigenes Zimmer. Man könnte es auch eine Queen-Elizabeth-II-Hommage nennen, Gott habe sie selig. An den Wänden hängen gerahmte Fotos der Windsor-Familie, die winzigen goldverschnörkelten Möbel sind der Inneneinrichtung des Buckingham Palace nachempfunden, als i-Tüpfelchen liegt im Hundekorbchen ein flaschengrünes Samtkissen mit eingestickter goldener Krone.

Kitsch? Gut möglich. Für mich stellt sich die Frage gar nicht. Ich bin ein Fan des britischen Königshauses, und mein Corgi ist eine Reminiszenz an die Lieblingshunde Elizabeth der Zweiten. Der Name Prince of Wales respektive nun Charles III spricht ohnehin für sich. Nur Camilla fehlt.

Vorsichtig stelle ich Fressnapf und Teller auf den Boden. Sogleich springt der Prinz heran und beginnt zu fressen. Glücklicherweise scheint er die Fast-Vergiftung unbeschadet überstanden zu haben.

Zurück in der Küche, schreibe ich Johanne. Dreimal ändere ich die Nachricht, bevor ich sie versende. Gar nicht so leicht, die richtigen Worte zu finden, wenn es Berge von Unausgesprochenem zwischen zwei Menschen gibt. Über unsere Trennung haben wir nie richtig geredet. Eines Morgens hat Johanne einfach ihre elektrische Zahnbürste eingepackt, die drei Monate lang in meinem Badezimmer stand, ist gegangen und nie wiedergekommen.

*Liebe Johanne, schreibe ich, danke noch einmal, dass Du wegen Hinnerk Petersen an mich gedacht hast. Könnte ich vielleicht heute Abend einen Tisch für zwei haben? Freu mich drauf, Dich zu sehen. Vielleicht ergibt sich ja auch die Gelegenheit, kurz unter vier Augen zu sprechen. Alles Liebe, K.*

Etwas makaber ist es ja schon, dass ich ausgerechnet in einer Situation, in der ich mit dem Tod bedroht werde, sozusagen auf Freierrfüßen wandle. Wie kompliziert mein Leben geworden ist. Einsturzgefährdet, besser gesagt.

Erst als die Lammschulter im Ofen schmort und ich die länglichen La-Ratte-Kartoffeln geschält habe, eine französische Sorte mit leichtem Spargelgeschmack, entspanne ich mich ein wenig.

Mein Therapeut hat mir geraten, die Küchenarbeit als zenbuddhistische Übung zu zelebrieren. Achtsam, in völliger Fokussierung auf den Moment. Das klappt ganz gut. Die geschälten Kartoffeln schneide ich in feine

Scheiben und fächere sie in eine ovale weiße Auflaufform. Nun müssen die Knoblauchzehen fein gehackt und darüber verteilt werden. Salz, Pfeffer und getrockneter Salbei kommen dazu, bevor ich die Sahne angieße. Viel Sahne. Viel zu viel für meine Leber, genau richtig, um runterzukommen.

Eigentlich bin ich ja auf Fisch umgestiegen. Bevorzugt auf Seezunge, Babysteinbutt oder Dorade, mediterran interpretiert. Doch manchmal brauche ich einfach etwas Deftigeres, deshalb habe ich mir auf einem Biohof nahe Archsum die Lammshulter geholt.

Und jetzt gönne ich mir den ersten Schluck des Opus One. Ein heiliger Moment. Das lange Atmen hat dem Rotwein gutgetan. Die vielen verschiedenen Aromen entfalten sich wie eine Rose von Jericho, wenn man sie ins Wasser legt.

Merkwürdig schabende Geräusche lassen mich aufhorchen.

Sie kommen aus der ehemaligen Küche, einem winzigen Raum, der jetzt als Abstellkammer dient. Von dort führt eine Glastür auf die Terrasse und in den kleinen Garten hinterm Haus. Johanne hat damals gemeint, die Tür sei ein Sicherheitsrisiko, weshalb man sie durch ein solides Kunststoffmodell mit Schwenkriegel und Sperrbügel ersetzen solle. Das habe ich nie getan. Dies ist doch mein Home, mein Castle.

Die Geräusche werden lauter, überlagert vom hysterischen Gebell des Prince of Wales. Ein dumpfes Krachen folgt, splitterndes Glas, das metallische Scheppern umgeworfener Gartenmöbel, die im Abstellraum lagern.

Mir gefriert das Blut in den Adern.

Wie gelähmt verharre ich neben der Arbeitsfläche. Seit

zwei Tagen weiß ich, dass ich in Gefahr bin. Aber jetzt,,  
jetzt passiert es. Und ich bin nicht im Geringsten darauf  
vorbereitet.



## KAPITEL 24

Wie aus der Vogelperspektive sehe ich mich selbst in der Küche stehen, einen ein Meter zweiundachtzig großen Mann, der vollkommen erstarrt ist, unfähig, auch nur den kleinen Finger zu bewegen. Ich sehe die Auflaufform mit den säuberlich gefächerten Kartoffelscheiben, das Schneidebrett, das Schälmesser, den Herd, auf dem die schwere gusseiserne Pfanne steht.

Mehr kann ich nicht tun. Nur zusehen.

Irgendwo in meinem Innern gibt es eine Stimme, die wie von Sinnen schreit: Mach was, verdammt! Du kannst hier doch nicht tatenlos rumstehen! Wie erbärmlich ist das denn, die Dinge einfach laufen zu lassen?

Aber meine Energiereserven sind erschöpft. Den gesamten Tag über habe ich mich zusammengerissen, meine Ängste bekämpft, sogar die Suchtattacke abgewehrt, jetzt stoße ich an meine Grenzen. Völlig ausgepumpt und wie gelähmt von einem Fatalismus, der an Todessehnsucht grenzt, warte ich auf das, was mir mein Schicksal zuge-dacht hat.

Wild kläffend schießt plötzlich der Prince of Wales herein und stoppt schlitternd unter dem Küchentisch. Wie wahnsinnig dreht er sich um sich selbst, ein Zeichen für höchste Panik.

Schlagartig kehrt das Leben in mich zurück.

Du musst den Prinzen verteidigen. Du musst dich verteidigen, dein geliebtes Zuhause. Ein Beben durchläuft



meinen Körper. Ohne weiter nachzudenken, schnappe ich mir die gusseiserne Pfanne vom Herd und stürme aus der Küche, weiter über den Flur und geradewegs zur Abstellkammer.

In diesem Moment wird die Tür der Kammer aufgestoßen. Eine schwarz gekleidete Gestalt mit Skimaske baut sich vor mir auf.

Ich schlage zu. Ohne zu treffen. Mein Ziel hat sich geschickt weggeduckt. Als ich erneut aushole, rammt mir der Eindringling etwas in den Oberschenkel. Ein Messer. Nein, eine Nadel. Noch bevor mein Körper erschlafft, weiß ich, dass ich diesen Kampf verloren habe.

»Box!«, brülle ich mit letzter Kraft. »Box, Prince!«

Es ist das Kommando für Hundehütte. Sie steht hinten im Garten zwischen zwei schütterten Kiefern, aus groben Holzbrettern gezimmert, tatsächlich wenig mehr als eine simple Box.

Ich schicke meinen Corgi immer dorthinein, wenn ich Gäste mit unüberwindlicher Angst vor Hunden empfangen. Gern geht der Prinz nicht in die Hundehütte. Wenn man sich erst einmal an ein Körbchen mit Samtkissen gewöhnt hat, findet man so einen Bretterverschlag natürlich wenig komfortabel. Deshalb habe ich das Kommando mit ihm trainiert. Hundertmal. Tausendmal.

Jetzt zahlt sich das Training aus. Der Prince of Wales gehorcht sofort. Statt weiter den Fremden anzuknurren, flitzt er an der dunklen Gestalt vorbei in die Kammer und von dort hoffentlich nach draußen.

Das Letzte, was ich wahrnehme, ist mein eigener Aufprall auf dem Boden. Und ein würziger süßlicher Duft,

der mich an die heimlich gerauchten Joints meiner Schulzeit erinnert.

Dann wird es still. Ganz still.



## KAPITEL 25

»Hallo, Herr Dennermann? Können Sie mich hören?«

Eine Männerstimme, die sich aus anderen Stimmen heraushebt. Gemurmel, gluckernd, wie unter Wasser. Schritte. Das Rascheln von Kleidung.

Mit größter Anstrengung öffne ich die Augen. Wo bin ich? Woher kommen diese ganzen Leute? Etwa zehn, vielleicht auch fünfzehn Menschen umringen mich. Neben mir kniet ein Sanitäter, der mir eine Blutdruckmanschette anlegt. Zwischen mehreren unbekanntem Gesichtern entdecke ich meine Nachbarn, ein älteres Ehepaar, das mich entsetzt mustert. Dahinter stehen zwei uniformierte Polizisten. Und Hauptkommissar Kröger.

Ich schließe die Augen wieder. Bitte nicht Kröger. Nicht jetzt.

»Herr Dennermann.« Jemand rüttelt vorsichtig an meiner Schulter. »Sie müssen zu sich kommen.«

Ich muss gar nichts. Lasst mich hier liegen, bis ich sterbe.

Mein rechter Oberarm wird hart zusammengepresst, nicht einmal das macht mir etwas aus. Ich will nur meine Ruhe. Schlafen, vergessen, Nirwana. Auch als leise pfeifend die Luft aus der Manschette entweicht, halte ich die Augen fest geschlossen.

»Blutdruck ist im Keller«, stellt jemand fest, vermutlich der Sanitäter. »Wohl ohnmächtig geworden, der Herr Dennermann.«

»In der Küche steht ein halbes Glas Rotwein«, sagt jemand anders. »Ist ihm vielleicht nicht bekommen auf nüchternen Magen.«

»Randaliiert hat er auch«, bemerkt ein Dritter.

»Unsinn, das war der Einbrecher«, meldet sich die dünne Stimme meiner Nachbarin. »Deshalb haben wir ja die Polizei und einen Krankenwagen gerufen.«

»Dann erzählen Sie mal, gnädige Frau.« Das ist Kröger, unverkennbar. Er hat ein furchtbares Organ. »Was konnten Sie beobachten?«

»Also, ich war mit meinem Mann in der Küche«, berichtet meine Nachbarin. »Wissen Sie, bei uns ist die Küche da, wo bei Herrn Dennermann die Abstellkammer ist. Nach hinten raus. Das Fenster hatte ich auf Kipp, weil es heute Mittag Rosenkohl bei uns gab.«

»Da muss man gut lüften, sonst stinkt es noch wochenlang nach Kohl«, sekundiert ihr Mann.

»Zur Sache, bitte«, schnarrt Kröger.

»Wir hörten Geräusche«, fährt die alte Dame fort, »So ein Knacken, zerbrechendes Glas und so weiter. Mein Mann sagte: »Emmi, da ist ein Einbrecher bei Herrn Dennermann.««

»Ja, habe ich gesagt.« Ihr Gatte hüstelt. »Bei so was soll man sich ja raushalten, heißt es immer. Also rief ich die Polizei an. Meine Frau meinte, auch ein Krankenwagen wäre gut.«

»Haben Sie denn irgendetwas gesehen?«, erkundigt sich Kröger deutlich enerviert.

»Einen Schatten«, antwortet meine Nachbarin. »Unsere Augen sind nicht mehr so gut, das ist das Alter. Aber ja, ein dunkler Schatten, der durch den Garten huschte. Ganz schnell huschte. Der ist dann mitten

durch die schönen Beete und über den Zaun und Richtung Dünen. Mehr können wir nicht sagen.«

Beredtes Flüstern allüberall. Jeder der Anwesenden scheint seine eigene Theorie über das Geschehen zu haben.

»Jetzt alle raus hier!«, böllt Hauptkommissar Kröger. »Die Kollegen von der Spurensicherung sind unterwegs und werden jeden Moment da sein.«

Getrappel, das sich Richtung Haustür bewegt, wieder aufgeregtes Flüstern. Stille. Ich wage einen Blick. Unmittelbar vor meinen schweren Lidern hängt das Gesicht von Kröger.

»Und? Verweigern Sie immer noch die Aussage?«

Der Typ hat wirklich Nerven. Es gibt nur eines, was mich interessiert.

»Wo ist mein Hund?«

»Ihr Hund?« Kröger sieht zur Seite. »Hat irgendjemand den Hund von Herrn Dennermann gesehen?«

Kopfschütteln, Schulterzucken. Mit der rechten Hand taste ich meine Hosentaschen ab, bis ich die metallisch glänzende Hundepfeife finde. Ich blase hinein und bete zu Gott, dass dem Prinzen nichts passiert ist.

Nach einer quälenden Ewigkeit höre ich das Bellen. Diesmal nicht alarmiert, sondern freudig. Das Bellen kommt näher, und ich bin den Tränen der Erleichterung nahe, als sich der Prince of Wales auf mich wirft und mir enthusiastisch übers Gesicht leckt. Das darf der Prinz eigentlich nicht. Doch er spürt wohl, dass sein Herrchen das jetzt braucht. So sehr.

»Können Sie aufstehen?«, fragt der Kommissar. »Dann würde ich vorschlagen, dass wir unser Gespräch in der Küche fortsetzen. Es sei denn, der Raum mit dem royalen Klimbim ist Ihr Wohnzimmer.«

Ich würde ihm gern eine langen. Ja, so runter bin ich. Auf der alleruntersten Stufe. Aber Handgreiflichkeiten gehören nicht zu meinen Umgangsformen.

»Wir helfen Ihnen, Herr Dennermann.« Der Sanitäter schiebt seine Arme unter meine Achseln. »Und – hoch!«

Als ich auf den Füßen stehe, fühle ich auf einmal einen brennenden Schmerz im rechten Oberschenkel. Mit dem Schmerz kehrt auch die Erinnerung daran zurück, was geschehen ist. Ganz deutlich sehe ich die Szene vor mir: Wie ich mit der Pfanne in der erhobenen Hand dastehe, um zu einem gewaltigen Schlag auszuholen. Bis mich die Spritze schachmatt gesetzt hat.

»Ich muss betäubt worden sein. Hier«, mit zwei Fingern zeige ich auf meinen rechten Oberschenkel, »ungefähr an der Stelle hat mir der Einbrecher eine Injektion verpasst. Bei der dünnen Hose, die ich trage, ging die Nadel durch wie nix. Würde ja gern wissen, was genau er mir gespritzt hat.«

»Wir nehmen Sie sowieso mit ins Krankenhaus«, mischt sich einer der Sanitäter ein. »Da kann man Ihnen auch gleich Blut abzapfen.«

»Schafft er es vorher bis zur Küche in seinem Zustand?«, wendet sich Hauptkommissar Kröger an den Sanitäter. »Herr Dennermann wirkt arg angeschlagen. Könnte ihm bitte mal jemand ein Glas Wasser bringen?«

Ich horche auf. Schwingt da etwa Besorgnis in der Stimme meines erbitterten Kontrahenten mit? Auch Krögers Miene wirkt nicht mehr so feindselig wie sonst. Irgendetwas hat sich verändert.

»Wir können Sie gern gleich mitnehmen«, raunt mir einer der Sanitäter zu. »Ohne Verhör.«

»Nein, geht schon, danke.«

Mit wattigen Beinen schleppe ich mich in die Küche, begleitet vom Prince of Wales, der mir nicht von der Seite weicht. Erschöpft sinke ich auf einen Stuhl. Diese Mattigkeit. Ich bin immer noch völlig benommen.

»Bitte sehr.« Hauptkommissar Kröger schiebt mir ein Glas Wasser über den Tisch, bevor er gegenüber Platz nimmt. »Vergessen wir mal unseren kleinen Clinch, Herr Dennermann. Tut mir leid, was Ihnen passiert ist. Und es tut mir auch, na ja, leid, dass wir nicht den besten Start hatten.«

Das ist die Untertreibung des Jahres.

»Mittlerweile habe ich einige Recherchen angestellt«, fährt er fort. »Die einhellige Meinung aller Befragten läuft darauf hinaus, dass Sie eine rundum integre Person sind. Entschuldigung. Offenbar hatte ich mich in Ihnen geirrt.«

»Irren ist männlich«, ätzt eine Stimme, die wie Musik in meinen Ohren klingt.

Ich drehe den Kopf zur Seite. In einem pinkfarbenen Poncho und hellblauen Vintage-Moonboots erscheint Hella an der Küchentür.

»Honey penny. Wie kommst du denn hierher?«

»Buschtrommeln? Auf Sylt sind die besonders laut.« Ihr Blick wandert zum Kommissar. »Störe ich euch bei irgendwas? Soll ich schon mal anfangen, Freundschaftsbändchen zu flechten?«

»Was halten Sie davon, wenn Sie sich zu uns setzen?«, entgegnet Kröger, ohne ihrem ironischen Unterton etwas entgegenzusetzen.

»Gut, okay, wie Sie wollen.« Im Vorübergehen kapert Hella die Weinflasche und das halb volle Glas, das sie

mir hinhält. »Bitte, du kannst es brauchen. Noch jemand ohne Fahrschein?«

»Ich bin im Dienst«, winkt der Kommissar ab.

»Ja, aber wir sind hier ganz privat.« Hella holt zwei weitere Gläser aus dem Schrank, die sie vollgießt und auf den Tisch stellt. Dann setzt sie sich neben mich. »Alles gut bei dir? Du siehst total durch aus. Was genau ist passiert?«

»Es war ein Überfall«, antwortet Kröger für mich. »Der oder die Einbrecher haben ihn offenbar mit einer Spritze betäubt.«

»Oh Gott, Jamie.« Bestürzt sieht sie mich an. »Schon wieder Dope? Bist du wirklich okay?«

»Nicht jetzt, Hella. Ich komme schon irgendwie damit klar.«

»Ob etwas gestohlen wurde, kann ich natürlich nicht beurteilen«, setzt der Kommissar seinen Bericht fort. »Fakt ist, dass gezielt der Schreibtisch und die Schränke im Schlafzimmer durchwühlt wurden. Was könnten die gesucht haben, Herr Dennermann?«

»Weiß nicht.« Mit zitternden Händen trinke ich einen Schluck Wein. »Im Schlafzimmer bewahre ich Unterlagen wie Grundbuchauszüge und Liegenschaftspläne auf. Das ist aber alles alter Kram. Seit einigen Jahren haben wir auf digitale Datenverarbeitung umgestellt.«

»Herr Dennermann übt noch«, spöttelt Hella.

»Oder der Überfall war eine Drohung, so wie der Anschlag auf Ihr Maklerbüro.« Der Kommissar kostet nun ebenfalls von dem Wein und kaut regelrecht darauf herum, bevor er ihn hinunterschluckt. »Wow. Der ist fantastisch. Cabernet Sauvignon, nehme ich an, verschnitten mit Malbec und ... schmecke ich da eine Spur Merlot? Dürfte ich mal das Etikett sehen?«



Ich bin verwirrt, vor allem beeindruckt. Trotz meiner vielen Vorbehalte gegen Kröger muss ich zugestehen, dass ein echter Kenner an meinem Tisch sitzt.

»Nicht nötig, Herr Kröger, ich weiß das aus dem Kopf.« Während ich den Wein in meinem Glas hin und her schwenke, um seine tiefrote Farbe und die leicht ölige Textur zur Geltung zu bringen, erläutere ich die Herkunft des kostbaren Tropfens. »Das ist ein Opus One aus dem kalifornischen Napa Valley, Jahrgang fünf-undachtzig, berühmt für seine Beeren- und Röstnoten. Der Hauptanteil besteht in der Tat aus Cabernet Sauvignon, verschnitten mit Malbec, Merlot, Cabernet Franc und Petit Verdot. Der Wein wird in alten französischen Eichenfässern ausgebaut, daher der europäische Touch.«

Eine ungewöhnliche Wärme, ja, fast Sympathie liegt in Krögers Augen, die Sympathie eines Kenners für den Gleichgesinnten, als er zu einer Erwiderung ansetzt.

»Ah, ja, Opus One, das war doch diese Kooperation mit Baron Philippe de Rothschild, oder?«

»Sagt mal, habt ihr sie noch alle?«, geht Hella dazwischen. »Hier ist gerade ein Verbrechen verübt worden, Kristan könnte tot sein, und ihr fachsimpelt über Wein?«

Kröger und ich wechseln einen Blick. Fast verschwörerisch, wie es mir scheint. Ich kann nur staunen. Niemals hätte ich für möglich gehalten, dass ich ausgerechnet mit diesem alerten jungen Kommissar irgendetwas teilen würde. Doch gemeinsame Leidenschaften erzeugen halt eine gewisse Verbindung.

»Gut, zurück zum Thema«, sagt Kröger lapidar. »Der Anschlag auf Ihr Büro war eine Warnung, so viel wissen wir. *Halt dich raus*, stand auf dem Corpus Delicti. Wir haben den Stein inzwischen erkennungsdienstlich unter-

suchen lassen. Leider ohne Erfolg. Keine Fingerabdrücke, keine DNA, keine Fasern. Nichts.«

»Profis«, merkt Hella an.

»Herr Dennermann.« Kröger nimmt seine Dienstmütze ab, legt sie auf den Tisch und fährt sich mit einer Hand durchs kurz geschnittene dunkelblonde Haar. »Wollen Sie mir nicht mal langsam verraten, wem Sie auf den Schlips getreten sind?«

»Das ist die Million-Dollar-Frage.« Die vermutlich nur Simon beantworten kann, füge ich innerlich hinzu. »Ehrlich, ich tappe selbst im Dunkeln.«

»Aber es hat doch eindeutig mit Hinnerk Petersen zu tun«, hält Kröger dagegen. »Es wäre in Ihrem eigenen Interesse, mir alles zu sagen, was Sie darüber wissen. Sonst kann ich Sie nicht schützen.«

Das kann niemand. So wie mir keiner der mittelbar Beteiligten die Wahrheit sagt, weder Eleonore Goose-jacob noch Tristan Petersen. Sogar bei Simon Beeken bin ich mir nicht mehr so sicher, auf wessen Seite er eigentlich steht. Die heimliche Heirat von Hinnerk Petersen kann ihm doch eigentlich nicht entgangen sein. Außerdem betont Simon immer, diese Sache sei eine Nummer zu groß für mich.

Es gibt nur eine Person, die mir die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagt. The Truth.

Soll ich den Kommissar einweihen? Oder erst einmal der Aufforderung von The Truth folgen, mich um Mitternacht am Hünengrab Denghoog einzufinden? Ich zögere.

Nur weil Kröger ein Weinliebhaber ist und sich zugewandter zeigt, ist er noch lange keine Vertrauensperson. Kann ja auch eine Taktik sein. Nachdem er den Bad Cop

rausgehängt hat, versucht er es nun als Good Cop. So was kennt man doch aus einschlägigen Filmen und Serien. Kommen die Ermittler auf die harte Tour nicht weiter, versuchen sie es mit der weichgespülten: empathisch, verständnisvoll, freundschaftlich. Um dann ruckartig die Schlinge zuzuziehen.

Ich beschließe, zunächst auf eigene Faust weiterzuermitteln. Es gibt da noch ein paar lose Fäden im Gewebe, die ich verknüpfen muss.

Morgen früh werde ich beim Leiter des Grundbuchamts nachhaken, wer diese Julia ist. Außerdem werde ich Simon auf Mia van Hollst ansprechen. Es verspricht spannend zu werden, wie der alte Haudegen reagiert, wenn er mit diesem Namen konfrontiert wird. Und ein Arztbesuch ist fällig. Bei Doktor Berthold Schneider, dem Modearzt, der Hinnerk Petersen behandelt hat.

»Ich gebe Ihnen meine Handynummer«, sagt Kröger und reicht eine Visitenkarte über den Tisch. Eine andere als die offizielle. »Dann können Sie mich jederzeit erreichen. Wenn's brennt, auch nachts.«

Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Letztlich traue ich weder dem Bad Cop noch dem Good Cop.

»Herr Dennermann?« Der Kommissar hält sein Glas ins Licht der Küchenlampe. »Trinken wir auf den Beginn einer fruchtbaren Zusammenarbeit?«

Auch ich erhebe mein Glas.

»Ist mir eine Ehre.«

»Amen«, grinst Hella.



## KAPITEL 26

Den Rest des Nachmittags verbringe ich damit, die Wohnung aufzuräumen und zwischendurch mit einem Bratenthermometer die Kerntemperatur der Lammschulter zu kontrollieren, die nun doch noch den Weg in den Ofen gefunden hat. Auf der untersten Schiene steht das Kartoffelgratin.

Schon jetzt zieht ein herrlicher Duft durch die Räume, weniger erfreulich ist deren Zustand.

Seit die Leute von der Spurensicherung in ihren weißen Overalls angerückt und zwei Stunden später wieder abgezogen sind, herrscht ein noch größeres Durcheinander als zuvor. Vor allem die Abstellkammer ist ein einziges Chaos. Hier Ordnung zu schaffen, würde Tage dauern. Deshalb beschränke ich mich darauf, einen alten Werkzeugschrank vor die zerbrochene Glastür zu rücken, um einstweilen weitere unerwünschte Besuche zu verhindern.

Danach widme ich mich meinem Schlafzimmer. Auch hier sieht es wüst aus. Papiere und Aktenordner liegen auf dem Boden verstreut, Schubladen sind aufgerissen und durchwühlt worden. Sogar das Bett wurde auseinandergenommen. Die Matratze lehnt hochkant an der Wand.

Was könnte der Einbrecher hier gesucht haben?

Ich gehöre nicht zu der Generation, die Bargeld in einen Sparstrumpf stopft, so wie es ältere Leute immer

noch gern tun. Mein Geld liegt auf der Bank. Auch für kostspielige Uhren bin ich nicht bekannt. Seit Jahren trage ich dieselbe billige Swatch, um gar nicht erst in Konkurrenz zu meinen betuchten Kunden zu gehen, an deren Handgelenken manchmal halbe Eigentumswohnungen baumeln.

Wer mich näher kennt, weiß jedoch, dass ich zu Hause Archivmaterial horte. Alte Grundrisse und Bebauungspläne zum Beispiel. Es interessiert mich halt, wie sich die Insel seit den Sechzigerjahren von einem kargen Eiland zu einem Hotspot des Immobilienmarkts hat entwickeln können.

Ist das der Schlüssel? Ging es vielleicht um den Grundriss des Petersen-Hauses? Aber warum dann der Einbruch? Solche Informationen kann man sich doch leicht beschaffen, indem man als Interessent auftritt und ganz offiziell um ein Exposé bittet. Darin ist alles Zweckdienliche enthalten, von der Energieeffizienzbilanz bis zur Raumaufteilung.

Es sei denn, die alten Grundrisse weichen von den neuen ab.

Aber auch das wäre keinen Einbruch wert. Fast jedes traditionelle Friesenhaus ist im Laufe der letzten Jahrzehnte innen umgestaltet worden, etwa, um Badezimmer einzubauen oder zwei kleinere Räume zu einem großen zusammenzulegen. Die Ansprüche wachsen. So anheimelnd die hochbegehrten Friesenhäuser von außen wirken, auf moderne Standards verzichten die frischgebackenen Besitzer nur ungerne.

Das Einzige, was sie beachten müssen, sind die Denkmalschutzauflagen. Schon so mancher übereifrige Hausbesitzer hat Panoramafenster in die Fassade gebrochen

oder eine alte Eingangstür mit Sprossenfenstern durch eine moderne ersetzt. Das muss dann alles rückgebaut werden.

Noch weniger bekannt ist, dass sich der Denkmalschutz auch auf die Innenräume erstrecken kann. Ich habe für meine Kunden ein Merkblatt kopiert, das darüber Auskunft gibt.

*Bitte beachten Sie: Auch das Innere eines Hauses kann denkmalgeschützt sein, sofern dies von der zuständigen Behörde festgelegt wurde. Dies bezieht sich im Besonderen auf Ausstattungsdetails wie Paneele, Stuckaturen und Parkett- oder Dielenböden, in manchen Fällen auch auf die Grundrisse. Ziel der behördlichen Verordnungen ist es, den Charakter des unter Denkmalschutz gestellten Hauses zu bewahren, außen wie innen, um es als Kulturdenkmal für die Nachwelt zu erhalten.*

Die Behörden achten streng auf die Einhaltung der Bestimmungen. Dafür sind bereits im vergangenen Jahrhundert die meisten denkmalgeschützten Häuser katalogisiert worden. Auch das von Hinnerk Petersen.

Was, wenn es in Petersens Haus ein Zimmer gibt, das auf dem aktuellen Grundriss nicht mehr verzeichnet ist? Ein geheimer Raum, in dem er Schmuck und Bargeld gehortet hat? Simons Worte über Petersen kommen mir in den Sinn: Den Banken hat er jedenfalls nie getraut. Alles Verbrecher und Wegelagerer, sagte er immer. Aber ein Tresor? Wertvolle Sachen hat er bestimmt origineller versteckt.

Ging es darum bei diesem Einbruch? Und wer hat Interesse daran?

Ich kann mir nicht vorstellen, dass Eleonore so viel Aufwand betreibt, nur um an irgendwelche Wertsachen

zu gelangen. Geld besitzt sie in Hülle und Fülle, dazu umfangreichen Immobilienbesitz und Aktienpakete. Da kommt schon eher Tristan Petersen infrage. Der surft ja offenbar finanziell auf der letzten Rille. Wenn er schon das Haus nicht bekommt, will er wohl wenigstens den Schatz darin heben.

Auch Alexander von Papen sollte ich auf dem Schirm haben. Doch komplizierte Aktionen, für die man minutiös planen und Handlanger engagieren muss, sind ihm kaum zuzutrauen. Von Papen hat sich in Hochstaplermanier eine Performance als reicher Erbe antrainiert. Ein heller Kopf, der taktisch vorgeht, ist er sicher nicht.

So viele Hinweise, so viele Überlegungen. Dennoch komme ich keinen Schritt weiter.

Zeit, nach dem Essen zu schauen. Ich wechsele in die Küche und öffne den Backofen. Die Lammschulter sieht prächtig aus, die Kerntemperatur stimmt, das Kartoffelgratin hat eine zartbraune Kruste. Dazu das letzte Glas Opus One, das die Flasche noch hergibt, und mein Leben wird für einen Moment wieder in Ordnung sein.

Der einzige Lichtblick dieses Tages war Cheyenne.

Während ich den Tisch decke, schüttele ich den Kopf. Was zum Henker fällt Eltern ein, ihre Tochter mit so einem Namen ins Leben zu schicken? Irgendwie passt er trotzdem, weil er nach Abenteuer klingt.

Prompt erinnert mich der Gedanke an Cheyenne an das Versprechen, das ich ihr gegeben habe. Ich muss Eleonore anrufen. Auch wenn ich wenig Lust darauf verspüre, wähle ich ihre Nummer. Sie geht schon nach dem zweiten Klingeln ran.

»Kristan! Ich hoffe, Sie überbringen mir gute Nachrichten bezüglich Süderheidetal!«

»Tut mir leid, so schnell geht das nicht.« Meine Hände streichen unruhig über die Tischplatte. Ich muss Eleonore für das Folgende weich stimmen, und das funktioniert am besten, wenn ich ihren Geltungsdrang triggere. »Gratulation zu Ihrem Fernsehauftritt. Wie ehrenwert, dass Sie sich für den Küstenschutz einsetzen.«

»Ja, die Entscheidungsträger waren auch völlig aus dem Häuschen. Ich wollte mich ja eigentlich im Hintergrund halten, aber sie bestanden darauf, dass ich mit ihnen vor die Kameras trete.«

Wer's glaubt, wird selig. Okay. Gehen wir mal in medias res.

»Heute habe ich Ihre Tibet-Dogge kennengelernt. Chippie. Ein rassiges Tier.«

»Hat mich auch einiges gekostet.«

»Was ich sagen wollte: Ihre Hausangestellte hatte verständlicherweise Probleme mit dem Hund. Wie bereits erwähnt, braucht so ein starkes temperamentvolles Tier viel Training. Solange Chippie noch nicht hundertprozentig gehorcht, wäre es vielleicht besser, einen Hundesitter zu engagieren.«

»Ach.« Eleonore zieht scharf die Luft ein. »Sie haben mit Isolde gesprochen?«

»Zufälligerweise ging ich gerade mit meinem Prince of Wales auf der Hundewiese spazieren. Ich war froh, dass ich ihr helfen konnte, Chippie zur Räson zu bringen. Das Tier war außer Rand und Band.«

»Danke, Kristan.« Wirklich dankbar klingt sie nicht. »Sie sind eben ein Kavalier alter Schule. Nun, um ehrlich zu sein, behagt es mir nicht, wenn mein Personal privaten Kontakt zu Personen meines Umfelds sucht.«

Aha. Sie wird nervös. Doch diese Erkenntnis darf



nicht auf Cheyennes Kosten gehen, sonst bekommt sie Ärger.

»Es war genau umgekehrt«, widerspreche ich. »Ich bin auf Ihre Angestellte zugegangen, weil die Situation es erforderte. Danach habe ich ihr noch ein paar Tipps für den Umgang mit Hunden gegeben. Das ist alles.«

»Gut.«

Nichts ist gut. Fast bereue ich schon wieder, Eleonore angerufen zu haben. Mit dieser Dame ist nicht zu spaßen.

»Jedenfalls sehe ich beste Chancen, dass Sie das Haus im Süderheidetal bekommen«, versuche ich, die Wogen zu glätten. »Die Erben von Petersen könnten keine bessere Käuferin finden.«

»Wenn Sie meinen.«

Jegliche Konzilianz ist aus Eleonore Goosejacobs Stimme verschwunden, auch die flirtigen Nuancen haben sich verflüchtigt. Mir ist nur zu klar, dass ich in ein Wespennest gestochen habe. Eleonore wird misstrauisch. Wahrscheinlich hat Cheyenne noch weit mehr gehört und gesehen, ohne zu ahnen, dass sie damit über heikles Wissen verfügt.

»Ich melde mich bei Ihnen, sobald ich etwas von den Petersen-Erben höre«, steuere ich ein rasches Ende des Gesprächs an, um bloß nicht in weitere Fettnäpfchen zu treten.

»Halt, nicht so schnell. Wie geht es Ihnen heute?«

Etwas Lauerndes schwingt in der eigentlich völlig normalen Frage mit. So als wisse Eleonore von dem Einbruch. Oder als hätte sie ihn vielleicht sogar in Auftrag gegeben. Praktisch gesehen, verfügt sie durchaus über die Mittel dazu. Eine Frau, die gewohnheitsmäßig Pri-

vatdetektive beschäftigt, kann sicher auch Aufträge erteilen, die sich weit jenseits der Legalität bewegen.

Hat sie es getan, um Tristan Petersen einen Gefallen zu tun?

»Mir geht es sehr gut«, erwidere ich, um einen munteren Ton bemüht. »Der übliche Stress, ansonsten bin ich wohlauf.«

»Freut mich zu hören.« Eleonore räuspert sich, dann atmet sie hörbar aus. »Noch etwas. Sprechen Sie nie wieder irgendwelche Angestellten von mir an. Das Personal gehört zu meiner Privatsphäre, die ich Sie zu respektieren bitte.«

»Verzeihung. Selbstverständlich.«

Nachdem Eleonore das Gespräch ohne jede versöhnliche Abschiedsformel beendet hat, gehe ich zurück ins Schlafzimmer. Lange betrachte ich die vielen Papiere, die auf dem Boden verstreut liegen.

Dann beginne ich zu suchen.

Viele alte Liegenschaftspläne und Grundrisse hat mir mein Spezi Werner Sattmann, der Leiter des Grundbuchamts in Niebüll, überlassen. Es sei ja inzwischen alles digitalisiert, und wenn ich mich so brennend für die Geschichte der Insel interessiere, könne ich das vergilbte Zeug gern haben. Andernfalls lande es sowieso im Müll.

Mehr als eine Stunde brauche ich, bis ich habe, wonach ich suche: einen alten handgezeichneten Plan von Petersens Haus, der schon im vorigen Jahrhundert vom Denkmalschutzamt angefertigt wurde. Darin sind auch viele Innendetails markiert, etwa ein Alkoven im Schlafzimmer, den Petersen offenbar entfernt hat.

Um die Pläne miteinander zu vergleichen, aktiviere ich meinen Laptop und rufe Tristan Petersens Mail mit

dem aktuellen Grundriss auf. Raum für Raum, Stockwerk für Stockwerk checke ich Größen und Maße. Tüftelarbeit. Bald verschwimmen die winzigen Zahlen vor meinen Augen, mein Kopf schmerzt. Habe ich mich in eine fixe Idee verrannt?

Doch dann entdecke ich ein interessantes Detail auf den Plänen. Im Eingangsflur.

Meiner Erinnerung nach ist der Flur ungewöhnlich schmal, bei Weitem zu eng für die vielen Möbel, zwischen denen man sich kaum bewegen kann. Das hat einen Grund: Ursprünglich ist der Flur wesentlich breiter gewesen. An der rechten Seite, vom Eingang aus gesehen, fehlt in dem neuen Grundriss gut ein halber Meter. Was bedeutet, dass es dort einen Hohlraum geben muss.

Ich klappe den Laptop zu und dehne meine Schultern. Habe ich die Schatzkammer des Patriarchen gefunden?



## KAPITEL 27

»Kristan.« Johanne haucht mir unverbindliche Küsschen auf die Wangen. »Schön, dass du dich blicken lässt. Sven sitzt schon am Fenstertisch drüben in der Ecke.«

Ich hätte ihr gern etwas Nettes gesagt. Dass sie gut aussieht, zum Beispiel. Dass ihr das knielange anthrazitfarbene Kleid ausgezeichnet steht. Auf die Kunst der Komplimente habe ich mich allerdings noch nie verstanden. Deshalb lasse ich es bleiben und bahne mir mit dem Prince of Wales einen Weg durch die volle Gaststube der Alten Liebe.

Jeder Schritt fällt mir schwer. Am liebsten wäre ich heute Abend daheimgeblieben nach dem Schock des Einbruchs. Auch die Injektion wirkt nach. Mein Kopf fühlt sich immer noch wie betäubt an, und es bereitet mir Mühe, aufrecht zu gehen. Trotzdem habe ich mich aufgerafft, hierherzukommen. Zu Hause wäre mir doch nur irgendwann die Decke auf den Kopf gefallen.

Ganz hinten, im äußersten Winkel des Lokals, sitzt Sven an einem runden weiß eingedeckten Tisch, heute ganz lässig im hellbraunen Leinenhemd, und nippt an einem Glas Champagner. Er setzt es sofort ab, als er mich sieht.

»Sorry, war früher dran, deshalb habe ich mir schon was zu trinken bestellt.«

»Kein Problem. Hi, Sven.«

Schweigend sieht er zu, wie ich den blau-weißen Schal abnehme und meine dünne Windjacke ausziehe, die ich über einen freien Stuhl hänge. Währenddessen gleiten meine Augen noch einmal zum Tresen, wo Johanne mit zwei Gästen spricht, auf ihre natürliche gewinnende Art. Es gibt mir einen Stich, wie zwanglos dort geplaudert und gelacht wird. Ohne mich. Als sei Johanne in noch weitere unerreichbare Ferne gerückt.

»Harter Tag?«, fragt Sven.

Schweren Herzens reiße ich mich von Johannes Anblick los und setze mich. Der Prince of Wales hat sich bereits unter den Tisch verzogen.

»Na ja, viel los im Moment. Am schlimmsten ist immer der ganze Papierkram.«

Das ist nicht mal geschwindelt. Mir raucht der Kopf von der Wühlarbeit in den Unterlagen. Immerhin bin ich fündig geworden. Was ich mit meiner Entdeckung anfangen soll, weiß ich noch nicht. Kröger einweihen? Tristan Petersen? Wenn der schon nicht das Haus bekommt, steht ihm und seinem Bruder zumindest dieser wertvolle Fund zu. Sofern es sich denn überhaupt um etwas Wertvolles handelt, nicht nur um einen Hohlraum voller Gerümpel und Spinnweben.

»Siehst immer noch ein bisschen käsig aus, mein Freund.« Sven langt über den Tisch, um eine Hand auf meinen Arm zu legen. »War ja auch ein bisschen viel auf einmal. Erst stolperst du über eine Leiche, dann fliegt dir ein Stein durch die Tür, und nun wurde auch noch bei dir eingebrochen.«

Ich versteife mich unwillkürlich.

»Du weißt es schon?«

Vorsichtig zieht der Apotheker seine Hand zurück. So

als spüre er, dass mich sowohl die vertrauliche Geste als auch das Gesagte irritiert.

»Du meinst den Einbruch? Na, hör mal, die Polizisten gehen bei mir ein und aus, das habe ich dir doch erzählt. Einige Sanitäter auch.« Mit den Fingerknöcheln klopft er aufs Tischtuch. »Was essen wir denn heute? Ich trauere zwar noch den Kalbsbäckchen hinterher, aber du wolltest es ja so.«

»Ja, kleine Planänderung.«

»Wie steht's denn nun mit Johanne?«, flüstert Sven.  
»Läuft da noch was bei euch?«

Was soll schon laufen mit einer Frau, die ihre Zahnbürste einpackt und damit das allgemeingültige Symbol einer Fast-Beziehung aus dem Badezimmer entfernt?

»Wir reden ab und zu«, antworte ich widerwillig.

»Schön, schön, merke schon, das ist vermintes Terrain. Anderes Thema. Ich nehme die Scholle. Mit viel Speck.«

Etwas klingelt in mir.

»Auch dieser Doktor Schneider aus Rantum soll ja die Scholle hier sehr schätzen. Habe ich jedenfalls gehört. Und dass er sie ebenfalls mit viel Speck mag«, gebe ich mein frisch erworbenes Wissen zum Besten.

Sven, der in der Weinkarte blättert, hebt den Kopf.

»Du kennst Berthold Schneider?«

»Flüchtig. Letztes Jahr beim Biikebrennen haben wir uns ein bisschen unterhalten. Ich dachte, ich lasse mich in den nächsten Tagen mal von ihm durchchecken, weil ich mich in letzter Zeit etwas schlapp fühle. Schneider soll ein exzellenter Internist sein.«

»Hmja.« Das gut geschnittene Gesicht des Apothe-

kers umwölkt sich unmerklich. »Da gibt es aber noch ganz andere Spezialisten. In Westerland hat eine neue internistische Praxis eröffnet, mit einer fabelhaften technischen Ausstattung, die sich fast auf Krankenhausniveau bewegt. Da solltest du hingehen.«

Warum nur habe ich das Gefühl, dass Sven mir Berthold Schneider ausreden will? An sich ist es ja hilfreich, von einer neuen Praxis zu erfahren. Meine Intuition sagt mir etwas anderes.

»Danke für den Tipp, aber Schneider und du, ihr arbeitet doch bestimmt eng zusammen«, flechte ich so beiläufig wie möglich eine indirekte Frage ein.

»Von einer engen Zusammenarbeit kann überhaupt keine Rede sein«, widerspricht Sven mit Nachdruck. »Er stellt nur die Rezepte aus. Danach steht es den Patienten frei, ihre Medikamente in einer Apotheke ihrer Wahl zu kaufen.«

Auch die Krebsmedikamente?, will ich schon fragen, halte mich jedoch im letzten Moment zurück. Die Stimmung ist merklich abgekühlt, seit ich den Arzt erwähnt habe.

»So, die Herren. Schon gewählt?«

Mit einem kleinen Lächeln in meine Richtung taucht Johanne am Tisch auf, einen Notizblock in der Hand.

»Scholle Finkenwerder Art mit Extra-Speckwürfeln«, murmelt Sven, ohne aufzusehen. »Und Bratkartoffeln, aber bloß nicht zu verbrutzelt.«

»Kristan?«

»Nur einen Salat.« Entschuldigend zwinkere ich Johanne zu. »Ich habe heute Nachmittag gekocht, Lammschulter mit Kartoffelgratin. Weißt du noch? Das hatten wir mal an Weihnachten.«

Ihr Lächeln verstärkt sich, wodurch sich ein Kranz feiner Fältchen um ihre Augen bildet.

»Manchmal vermisse ich deine Kochkünste.«

»Wenn du willst, lade ich dich demnächst zum Essen ein«, wage ich mich etwas weiter vor. »Oder wir kochen zusammen. Ich wollte immer mal Seeteufel im Sous-vide-Garer ausprobieren, provenzalisch, mit einer Rosmarin-Lavendel-Soße.«

Zu viel. Ihr Lächeln weicht einem Ausdruck neutraler Freundlichkeit.

»Gern irgendwann. Wie möchtest du deinen Salat? Mit pochierem Lachs oder mit gebratenen Hühnchenstreifen?«

Wie doch ein einziges Wort jede Hoffnung zerstören kann. Irgendwann. Das ist gleichbedeutend mit nie. Aber zumindest weiß ich jetzt, dass sich diese Tür geschlossen hat, mit einem dumpfen Geräusch, das sich endgültig anhört.

»Pochierter Lachs wäre gut«, erwidere ich und spüre, dass mein Gesicht glüht. »Ohne Dressing den Salat, bitte. Nur etwas Essig und Öl.«

Sven, der den Wortwechsel interessiert verfolgt hat, fängt an zu lachen.

»Sag nicht, dass du dich auf deine alten Tage noch gesund ernähren willst. Einmal Genießer, immer Genießer.«

»Besser spät als nie.« Johanne notiert die Bestellung. »Dazu den Pfälzer Wein für dich, Kristan, nehme ich an. Und du, Sven?«

»Einen Sancerre.« Mit der rechten Hand deutete er auf die aufgeklappte Weinkarte vor sich auf dem Tisch. »Aber den guten.«



»Sicher.«

Sie wendet sich ab und geht zum Nebentisch, wo ein mittelaltes Paar sitzt, dessen zur Schau gestellte Gleichgültigkeit auf Großstädter hindeutet. Mein Blick schweift weiter. Ich muss wachsam sein. Akribisch suche ich die Gaststube nach Leuten ab, die mir ungewöhnliche Beachtung schenken. Nach jemandem, der mich beschattet.

Oder ist am Ende sogar The Truth hier? Reflexhaft schaue ich zur Uhr. Um Mitternacht soll ich mich am Hünengrab Denghoog einfinden.

»Was ist, hast du noch was Nettes vor?«, unkt Sven. »Oder willst du nur schnell wieder weg, weil dir die Sache mit Johanne nahegeht? Nun mach dir mal keinen Kopf. Bei der nächsten Frau wird alles anders.«

Wenn's doch nur so wäre. Meine Hände umschließen den gläsernen Salzstreuer, der neben einer Porzellanvase mit zwei gelben Rosen auf dem Tisch steht.

Johanne ist mir abhandengekommen, für immer. Einige wenige Augenblicke schien es mir, als könne Cheyenne so etwas wie mein neuer Zugang zum Leben sein. Zur Liebe. Doch das war eine Illusion. Lass es, ermahne ich mich. Du hast wichtigere Dinge zu klären. Du musst deine Haut retten. Also nutze die Gelegenheit und horch Sven aus, der weiß doch immer, was gespielt wird.

»Wie gut kanntest du eigentlich Hinnerk Petersen?«, falle ich mit der Tür ins Haus. »Sagtest du nicht, er hätte bei dir seine Krebsmedikamente bezogen?«

Wie schon bei der Frage nach Doktor Schneider tritt ein ablehnender Zug in sein Gesicht.

»Ja, habe ich gesagt.«

»Kanntest du auch Mia van Hollst?«

Demonstrativ unbeteiligt, wie es mir scheint, betrachtet Sven den Rest Champagner in seinem Glas.

»Äh, nein? Wer soll das sein?«

»Die Pflegerin von Petersen, als er 2012 zum ersten Mal krank wurde. Lilo hat mir davon erzählt.«

Mit einem Finger tippt sich Sven an die Schläfe.

»Richtig, jetzt fällt's mir ein. So eine stabile Person, bisschen bieder, aber zupacken konnte die. Petersen hat sich dann ja auch wieder erholt. Bis der Krebs zurückkam.«

Aha. Diese Mia ist also keine Unbekannte. Das bringt mich ein Stückchen weiter.

»Du hast die Pflegerin persönlich getroffen?«

»Was soll die Fragerei?« Sven klappt die Weinkarte zu, mit der er seit seiner Bestellung herumgespielt hat, und lehnt sich zurück. »Wieso willst du olle Kamellen aufwärmen?«

»Ist doch klar, dass mich die Sache mit Petersen umtreibt«, erwidere ich im Brustton der Überzeugung, weil es ja auch der Wahrheit entspricht. »Ich kannte ihn kaum, aber immerhin habe ich eine Weile neben seiner Leiche gelegen. Da will man schon wissen, mit wem man die schlimmste halbe Stunde seines Lebens verbracht hat.«

Das Argument scheint Sven einzuleuchten. Bedächtig nickend trinkt er den Champagner aus, und seine Miene entspannt sich ein wenig.

»Die Frau war damals ein paarmal in meiner Apotheke, um Petersens Krebsmedikamente abzuholen. Später, als es ihm besser ging, kam er dann selber. Aber mit dieser – wie hieß sie? Pia? Mia? – habe ich kaum gesprochen. Nur das Nötigste. Guten Tag, guten Weg, so in der Art.«

»Denkst du, die beiden hatten was?«, feuere ich die Frage ab, die mich am meisten beschäftigt.

»Hinnerk und seine Pflegerin?«

Sven überlegt kurz und will etwas antworten, als ihm jemand auf die Schulter klopft.

»Alter, du hier? Und dann noch mit Herrn Dennermann?«

Verblüfft starre ich den Herrn an, der so vertraut mit Sven umgeht. Es ist Kröger. Hauptkommissar Kröger. Die Uniform hat er mit Jeans und einem sandfarbenen Jackett getauscht, darunter trägt er ein weißes T-Shirt.

»Hallo, Jan.« Kurz hebt Sven eine Hand. »Sylt ist wirklich ein Dorf.«

»Ihr – kennt euch?«, frage ich nach dem Offensichtlichen.

»Wir sind Buddys aus Studientagen. Waren wilde Zeiten damals.« Kröger grinst vielsagend. »Pharmazie wurde mir irgendwann zu langweilig, deshalb habe ich das Studium abgebrochen und bin zur Polizei gegangen. Doch wir haben immer Kontakt gehalten. Was dagegen, wenn ich mich zu euch setze?«

»Entschuldige, Jan, wir führen gerade so was wie ein Privatgespräch«, blockt Sven ab, dem diese Begegnung sichtlich unangenehm ist.

»Du bist mir ja einer!« Krögers Lachen klingt etwas blechern. »Erst lockst du mich hier an den Arsch der Welt, und dann guckst du mich damit nicht mehr an?«

Konsterniert betrachte ich sein jungenhaftes Gesicht.

»Sven hat Sie nach Sylt geholt?«

»Wer sonst?«, entgegnet der Kommissar achselzuckend. »Er meinte, das wäre die perfekte Abwechslung für eine Großstadtpflanze wie mich. Außerdem könnte

ich mich super als Ermittler profilieren, weil ganz Deutschland verrückt nach Sylt ist. Er sagte: ›Wenn du hier ein Verbrechen aufklärst, läuft's auch mit der Karriere.«

Mir fehlen die Worte. Von Anfang an habe ich mich gefragt, warum Kröger ausgerechnet nach Sylt gekommen ist. Jetzt habe ich die Antwort.

»Das hat auch Vorteile für dich, Kristan«, schaltet sich Sven ein. »Jan hat mich ganz schön ausgequetscht über dich. Umso besser, dass ich dir sozusagen ein untadeliges Führungszeugnis ausstellen konnte.«

»Bis auf diese eine ...« Kröger unterbricht sich. »Schwamm drüber. Schönen Abend für euch.«

In mir schrillen sämtliche Alarmglocken. Irgendetwas hat Sven dem Kommissar gesteckt. Etwas, das ein schlechtes Licht auf mich wirft.

Dafür spricht auch, dass unser Gespräch nicht mehr richtig in Gang kommen will, nachdem sich Kröger zurückgezogen hat. Während wir uns über Belanglosigkeiten wie das Wetter austauschen, checkt Sven immer wieder sein Handy.

Um meine innere Unruhe zu verbergen, zähle ich die Rosetten auf den weißen Häkelgardinen. Mich stört das Timing. Kröger ist genau zu dem Zeitpunkt auf die Insel gekommen, als sich ein Mord ereignet hat. Etwas stimmt hier nicht. Oder sehe ich Gespenster?

»Jan ist in Ordnung«, sagt Sven nach einer Weile und legt das Handy beiseite. »Du hast nichts zu befürchten.«

Den Eindruck habe ich nun ganz und gar nicht. Im Gegenteil. Fast körperlich spüre ich, dass sich etwas über mir zusammenbraut.



## KAPITEL 28

Es geht auf Mitternacht zu, als ich den hell erleuchteten Parkplatz in der Nähe des Wenningstedter Dorfteichs ansteuere.

Im Ort ist alles ruhig. Nicht umsonst nennt sich Wenningstedt die Goldene Mitte: kein Trubel, kein Glamour, nur solide Gemütlichkeit. Hier machen vor allem Familien Urlaub, weshalb die Straßen nach zehn wie leer gefegt sind. Auch der Parkplatz wirkt ausgestorben. Drüben am Rande des Dorfteichs ragen die Umrisse der Friesenkapelle in den Nachthimmel, ein massiger Klinkerbau mit auffallend breitem Glockenturm. Die längliche Erhebung dahinter, in der sich das Hünengrab befindet, kann ich im nächtlichen Dunkel allenfalls ahnen.

Ich stelle den Motor aus und schaue mich um. Was erwartet mich hier? Die überfällige Begegnung mit The Truth?

Um mir einen Überblick zu verschaffen, google ich noch einmal die Grabanlage. Sie ist so alt wie Stonehenge, erfahre ich, und zählt zu den eindrucksvollsten und am besten erhaltenen Großsteingräbern Nordeuropas. Die gewaltigen Deck- und Randsteine sind Findlinge, der schwerste Deckstein bringt es auf zwei Tonnen.

Unschlüssig starre ich auf das Handydisplay. Noch immer bin ich mir nicht sicher, ob ich wirklich bei Nacht und Nebel auf irgendwelchen Gräbern rumklettern will. Im Grunde habe ich jetzt schon genug von dem Escape-

Room-Irrsinn, der mich auf einen Trip ins Ungewisse schickt. Wer denkt sich so was aus?

Andererseits ist The Truth kein Spinner. Er hat von Petersens heimlicher Hochzeit gewusst, sehr wahrscheinlich weiß er noch sehr viel mehr.

Aber warum, verdammt, teilt er mir sein Wissen nicht einfach mit? Und, wichtiger noch: Wird er sich heute endlich zu erkennen geben?

Ich brenne darauf. Der Einbruch in mein Haus hat mich bis ins Mark erschüttert, und die Entdeckung, dass Sven hinter meinem Rücken mit Kröger mauschelt, lässt mir keine Ruhe. Unablässig frage ich mich, was Sven dem Kommissar wohl über mich anvertraut haben mag. Etwas Nachteiliges, so viel steht fest, und Kröger hört auf seinen alten Buddy. Nur – was bezweckt Sven damit?

Zehn vor zwölf. Ich ziehe den Zündschlüssel ab und steige aus, der Prince of Wales folgt mir schwanzwedelnd. Für ihn ist der nächtliche Spaziergang eine willkommene Abwechslung, nachdem er mehr als drei Stunden brav unter dem Restauranttisch ausgeharrt hat. Vorsichtshalber leine ich ihn an. Das hügelige Gelände ist dunkel und unübersichtlich. Ein Risiko wie das am Oststrand Süderheidetal, als ich ihn aus den Augen verloren habe, werde ich nie wieder eingehen.

Mit einem nervösen Blick aufs Handy vergewissere ich mich, ob ich pünktlich bin. Alles gut. Sogar überpünktlich.

Die Nacht ist kühl und sternenklar. Außer meinem Mini Cooper steht nur ein einziger anderer Wagen ganz am Rande des Parkplatzes. Gut möglich, dass das Auto jemandem gehört, der mich beschattet. Oder Schlimmeres mit mir vorhat. Vielleicht gehört es The Truth.

Hätte ich eine Waffe mitnehmen sollen? Ein Messer, einen Stock, irgendetwas, womit ich mich im Ernstfall verteidigen könnte? Zu spät. Im Wagen liegt nichts Wertbares, es sei denn, ich wollte allen Ernstes den Wagenheber mitschleppen. Mit einem Zollstock werde ich hier nichts ausrichten können. Und um noch einmal nach Hause zu fahren, reicht die Zeit nicht mehr.

Steifbeinig vor Müdigkeit stakse ich in Richtung Hünengrab. Im Sommer wimmelt das Areal tagsüber von Touristen, jetzt liegt es in tiefem Schlaf. Was für ein gottverlassener Ort.

Nach und nach lasse ich die Lichtkegel des Parkplatzes hinter mir und wage mich ins unwägbar Dunkel des einstmals heiligen Bezirks, wo Menschen vor sechstausend Jahren ihre Toten bestattet haben. Unter meinen Schuhsohlen knirschen Kieselsteine.

Wieder hat The Truth keinen genauen Treffpunkt angegeben, doch ich tippe auf den Eingang des Grabs. Den Prinzen nehme ich an die kurze Leine, dann aktiviere ich meine Handytaschenlampe und nähere mich der Schmalseite des grabbewachsenen Hügels. Hier führt ein wuchtiges steinernes Portal ins Innere.

Obwohl mir die Aufregung ohnehin die Luft abschnürt, meine ich, aus den Tiefen der Grabkammer einen eisigen Anhauch zu spüren, der mir den Atem nimmt.

Den Anhauch des Todes.

Realistisch betrachtet, ist das natürlich Unsinn. Aber ich nehme eben mehr wahr als andere. Vor meinem geistigen Auge ersteht das Bild archaischer Zeremonien, mit denen man einst versuchte, der Endgültigkeit des Todes zu trotzen.

Und versuche ich das nicht selbst? Mich dem Tod ent-

gegenzustemmen, indem ich gedanklich immer und immer wieder die Nacht durchspiele, die alles geändert hat?

Hundertmal, tausendmal bin ich die Ereignisse dieser Unglücksnacht durchgegangen, auf der Suche nach dem einen entscheidenden Fehler, der zur Katastrophe führte. Im Nachhinein erscheint mir jede Einzelheit wie ein unverzeihlicher Fehler. Mein neuer Sportwagen, der zum Rasen verführte. Das eine Glas zu viel im Restaurant. Die grenzenlose Euphorie, weil Laura meinen Heiratsantrag angenommen hatte. Der Übermut, mit dem ich auf der Fahrt ihre frisch beringte Hand küssen wollte, kurz vor einer scharfen Kurve.

Dann ging alles ganz schnell. Die Nebelwand, die sich vor mir auftat. Meine vom Alkohol verzögerte Reaktion, der Aufprall, ein gellender Schrei. Das Blut.

Fünf vor zwölf. Ich sehe hoch zum stummen Tanz der Sterne, unsichtbar fürs menschliche Auge, weil sich dieser Tanz in kosmisch langsamen Dimensionen abspielt. Wahrscheinlich haben die Menschen vor sechs Jahrtausenden genauso zum Himmel hochgeblickt, auf der Suche nach Antworten.

Kalt streicht der Wind über mein Gesicht. Auf Lauras Tod gibt es keine Antwort. Er war sinnlos, eine makabre Laune des Schicksals.

Etwas raschelt ganz in der Nähe, zeitgleich fängt der Prince of Wales an zu bellen. Instinktiv ziehe ich den Bauch ein und spanne meine Armmuskeln an. Ist es jetzt so weit? Lässt The Truth seine Maske fallen?

Zwei Kaninchen huschen durchs Licht meiner Handtaschenlampe. Also wieder nichts. Mein Körper erschlafft, entnervt werfe ich einen Blick auf die Zeitanzeige des Handys.



Punkt zwölf. Geisterstunde.

Ungeduldig suche ich das Dunkel ringsum ab, leuchte in jede Richtung, lausche, wittere. Zuletzt erklimme ich den Grabhügel, um das Gelände von oben zu überblicken, soweit man überhaupt etwas erkennen kann. Doch nichts geschieht. Gar nichts. The Truth hat mich erneut versetzt.

Enttäuscht lasse ich die Schultern hängen. Das habe ich nun davon, dass ich mich immer noch an diesen dünnen Strohalm klammere.

Oder reichen die Hinweise aus? Zweifellos geht es um Hinnerk Petersen und seine Familiengeheimnisse. Womöglich muss ich ja um die Ecke denken, wie schon beim Hörnummer Leuchtturm: Fakten kombinieren, Schlüsse ziehen. Also rekapituliere ich die Informationen, die sich an diesen unheimlichen Ort knüpfen. Erstens ein uraltes Bestattungsritual, zweitens eine verborgene Grabkammer. Was noch? Der Hügel wurde später als Thingstätte genutzt, an der man Gericht über Diebe und Mörder hielt. Nichts blieb ungesühnt.

Auf einmal durchzuckt es mich wie ein Stromschlag.

Wie getrieben haste ich den Hügel hinunter und laufe zum Wagen. The Truth hat mich auf eine Spur gesetzt, so grausig und doch so einleuchtend, dass ich nicht verstehe, warum ich nicht früher darauf gekommen bin. Mit bebenden Fingern schließe ich den Mini Cooper auf, lasse meinen Prinzen auf den Beifahrersitz hopsen und steige ein.

Dann rufe ich Hauptkommissar Kröger an.



## KAPITEL 29

Es ist gar nicht so leicht, ad hoc eine aufwendige Aktion wie diese zu organisieren. Noch dazu morgens um halb sieben. Dennoch ist es Kröger irgendwie gelungen, in aller Frühe einen ortsansässigen Bauunternehmer aus dem Bett zu klingeln, der sich bereit erklärt hat, ein paar seiner Leute nebst schwerem Gerät in Hinnerk Petersens Haus zu schicken.

Weit mehr wundert mich, dass mir der Kommissar Glauben geschenkt hat. Ich bin ja selbst nicht hundertprozentig sicher. Nur meine Intuition ist es.

Mit Atemschutzmasken und Ohrschützern ausgestattet, schaue ich zusammen mit Kröger zu, wie mehrere Bauarbeiter beginnen, die rechte Wand des von Möbeln freigeräumten Flurs aufzustemmen. Das ganze Gebäude erzittert unter den Vibrationen der Presslufthämmer. Putzbröckchen fliegen durch die Luft, Staub wirbelt auf, krachend fallen einzelne Mauersteine zu Boden.

Ein widerlich modriger Gestank mischt sich in den Geruch von Staub und Mörtel, so penetrant, dass er sogar die Atemschutzmasken durchdringt. Unbeweglich beobachten wir das Geschehen. Ja, es gibt einen Hohlraum hinter der Wand, genau so, wie ich es am Tag zuvor berechnet habe.

»Stopp!«, schreit der Kommissar. »Ab jetzt nur noch manuell weitermachen!«

Das Rattern der Presslufthämmer erstirbt und wird

von metallischen Klopferäuschen abgelöst. Es ist eine mühsame Aufgabe, die hier bewältigt werden muss. Die Wand misst etwa vier Meter in der Länge und ist recht massiv. Das kostet Zeit, wenn man nicht mit elektrischem Gerät vorgeht. Nach und nach, Abschnitt für Abschnitt, legen die Bauarbeiter den Hohlraum frei, der sich über die gesamte Länge des Flurs erstreckt.

»Und jetzt die Spurensicherung«, befiehlt Kröger.

Die Bauarbeiter ziehen sich zurück, zwei Männer in weißen Overalls treten vor. Mit vorsichtigen Bewegungen stochern sie in dem Durcheinander aus Staub, zerbröckelten Steinen und undefinierbarem Dreck. Auch das dauert. Wie Archäologen, die darauf bedacht sein müssen, bloß nichts zu zerstören, was aufschlussreich sein könnte, kommen sie nur zentimeterweise voran.

Unterdessen sterbe ich tausend Tode. Ich habe mich weit aus dem Fenster gelehnt mit meinen Schlussfolgerungen. Wenn jetzt nichts dabei herauskommt, stehe ich ganz schön blöd da. Vom Schaden, der gerade angerichtet wird, ganz zu schweigen. Den Flur wieder in einen bewohnbaren Zustand zu versetzen, wird eine hübsche Stange Geld kosten.

»Chef?« Einer der Männer vom Spurendienst dreht sich zum Kommissar um. »Ich glaub, ich hab da was.«

Mit einem Metallhaken hebt er einen dick eingestaubten Gegenstand an, rechteckig geformt und etwa zwanzig mal dreißig Zentimeter groß. Quälende Minuten verstreichen, während sein Kollege das Ding freipinselt.

Ich höre auf zu atmen. Es ist eine Handtasche. Ein altmodisches Exemplar mit zwei Henkeln und einer silbernen Schließe.

»Weiter«, ordnet Kröger an. »Und seien Sie um Himmels willen vorsichtig!«

Eine unnötige Ermahnung. Die Männer bewegen sich zeitlupenhaft, vollkommen konzentriert darauf, keine wertvollen Hinweise zu vernichten.

Mit hämmerndem Puls betrachte ich die Handtasche, die auf dem mit Plastikfolie ausgelegten Boden abgestellt worden ist. Sie besteht aus billigem weinrotem Kunstleder. Die abgegriffenen Henkel sind brüchig, die silberne Schließe ist von häufigem Gebrauch erblindet. Ich weiß, wem sie gehörte. Dennoch sage ich keinen Ton, obwohl Kröger mir fragende Blicke zuwirft. Erst muss die Besitzerin der Tasche gefunden werden, vorher ist jedes Wort überflüssig.

Ein Mann von der Spurensicherung legt den Haken beiseite, mit dem er im Dreck des Hohlraums gestochert hatte, greift in seinen Instrumentenkoffer und macht mit einer flachen Zange weiter.

»Ach du Scheiße«, entfährt es ihm.

Was er zutage fördert, lässt alle Anwesenden aufstöhnen. Auch mich. Entsetzen und Erleichterung halten sich ungefähr die Waage, als ich das elfenbeinfarbene Etwas erkenne, das in der Zange klemmt.

»Müsste ein Mittelhandknochen sein«, sagt der Mann im weißen Overall.

Hauptkommissar Kröger beugt sich vor, um den Fund näher zu betrachten, dann dreht er sich zu mir um und reißt die Arme hoch.

»Wahnsinn! Herrgott noch mal, Sie lagen goldrichtig, Herr Dennermann!«

Ja, atme ich auf, so kann's kommen, wenn das Gehirn mit der Intuition kooperiert. The Truth hat mich, den

ewigen Rätselmuffel, herausgefordert, und ich habe die Herausforderung angenommen.

»Will jemand Kaffee?«, fragt ein uniformierter Polizist, der in diesem Augenblick in den Hausflur tritt.

Alle nicken. Nicht nur wegen der frühen Morgenstunde ist Kaffee hochwillkommen. Selbst die Profis wirken bestürzt angesichts des grausigen Funds, zumal man keine ausgeprägte Fantasie braucht, um sich den Rest vorzustellen. Auf den Schreck tut ein Schluck Kaffee sicher gut.

»Geht hier ja gut vorwärts, Leute.« Mit neugierigen Seitenblicken zur aufgestemmtten Wand verteilt der Polizist Plastikbecher, die er mit dampfendem Kaffee aus einer Thermoskanne füllt. »Die Kollegen draußen sind schon alle super gespannt.«

»Die Kollegen unterliegen der Informationssperre, die ich heute Morgen verhängt habe«, sagt Kröger schneidend. »Kein Wort, zu niemandem.«

»Schon gut.« Beleidigt zieht der Polizist eine Schippe. »Wir halten dicht, ist schließlich unser Beruf.«

Nun ja, von Lilo und Sven weiß ich, dass dies keineswegs zutrifft. Ob bei Leysieffer oder in der Apotheke, überall wird fröhlich ausgeplaudert, was sich aus den Ermittlungen ergibt.

»Bingo«, murmelt einer der Männer im Hohlraum. »Da ist ja unsere Aida.«

Sämtliche Augen folgen seinem Blick und richten sich auf die Ansammlung bleicher Knochen, die größtenteils von grünlich-weißem Schimmel bedeckt sind. Da und dort hängen mumifizierte Stoffetzen an dem eigentümlich verdrehten Skelett, auf dem Schädel mit den gespenstisch leeren Augenhöhlen kleben einzelne Haarreste.

Mir wird übel. Hastig stürze ich nach draußen, reiße mir die Schutzmaske vom Gesicht und atme die reine Morgenluft ein, während ich gegen das Würgen in meiner Kehle ankämpfe.

Ich habe mich nicht getäuscht. Mia van Hollst wurde eingemauert. So wie die Verstorbenen eines Volks aus grauer Vorzeit, die man nicht begrub, sondern in einer steinernen Kammer beisetzte. Und wie die ägyptische Prinzessin Aida, weil sie den falschen Mann liebte.

Dass Hinnerk Petersen nicht der Mörder sein kann, steht für mich außer Frage. Er hat Mia ja sogar geheiratet. Und damit den tödlichen Zorn derer auf sich gezogen, die in ihr eine Konkurrentin um das Erbe witterten. Da kann man nur hoffen, dass Mia von Hollst bereits tot war, als man ihr die letzte Ruhestätte bereitete – in dem Haus, in dem sie den fatalen Fehler beging, sich wie Aida in den falschen Mann zu verlieben.

Somit stehen für mich die Täter so gut wie fest: Tristan und Thomas Petersen.

»Geht's wieder?«, erkundigt sich Kommissar Kröger, der ebenfalls nach draußen vor die Tür tritt. Er hält mir eine Zigarettenschachtel hin. »Nehmen Sie, Herr Dennermann. Eine Fluppe macht es etwas erträglicher.«

Ja, vielleicht. Obwohl ich das Rauchen schon vor Jahren aufgegeben habe, nehme ich eine Zigarette. Kröger hat seine bereits zwischen den blutleeren Lippen. Er gibt mir Feuer, danach zündet er sich seine eigene Zigarette an.

»Krasse Sache.« Nachdem er tief inhaliert hat, stößt er den Rauch durch die Nase aus. »Ich habe schon so einiges gesehen, aber diese verschimmelte Leiche ...«

Der Rest des Satzes verflüchtigt sich zusammen mit einer Rauchwolke himmelwärts.

»Sie war mit Petersen verheiratet«, sage ich mit tonloser Stimme.

»Wer? Unsere Aida?«

Weitere Rauchwolken steigen auf. Ich paffe nur, Lungenzüge will ich mir nicht mehr antun.

»Sie müssen im Kriminallabor natürlich noch die Identität feststellen, sofern das möglich ist. Aber schon jetzt dürfte klar sein, dass es sich um die Pflegerin handelt, die Hinnerk Petersen 2012 engagiert hat. Es muss seine große Liebe gewesen sein. Noch im selben Jahr haben sie sich auf dem Hörnumer Leuchtturm das Jawort gegeben.«

Krögers Kopf ruckt herum.

»Woher wissen Sie das?«

Für einen schwankenden Moment komme ich in Versuchung, ihm von The Truth zu erzählen. Doch alles rund um den geheimnisvollen Informanten ist so bizarr, dass ich mir nicht die Blöße geben will, womöglich wie ein Trottel dazustehen.

»Ich weiß es eben. Offenbar hat so gut wie niemand davon gewusst, aber es muss Leute geben, die das so sehr störte, dass sie die Dame vom Leben in den Tod beförderten.«

»Petersens Erben«, schlussfolgert der Kommissar.

»Liegt nahe.« Ich trete die Zigarette aus. »Man sollte aber auch andere Möglichkeiten in Betracht ziehen.«

»Ach, welche denn?«

Nachdenklich schaue ich in den Garten, der im blassbläulichen Morgenlicht seltsam abgestorben wirkt. Hier irgendwo habe ich Hinnerk Petersens Leiche gefunden. Den reglosen Körper eines alten Mannes, der mehr als zwei Jahrzehnte lang Wand an Wand mit seiner toten

zweiten Frau gelebt hat, ohne auch nur die geringste Ahnung zu haben.

Was hat man ihm damals erzählt? Dass der Flur renovierungsbedürftig sei? Dass er Heizkosten sparen würde, wenn man eine zusätzliche Wand einzog?

Am meisten erschüttert mich die Vorstellung, wie verzweifelt Petersen nach Mia van Hollsts plötzlichem Verschwinden gewesen sein muss. Sicherlich hat er eine Weile Nachforschungen angestellt. Und irgendwann aufgegeben, tief verletzt, weil er sich betrogen fühlte. Was für eine Grausamkeit derer, die Mia umgebracht und Petersen dann auch noch die Wahrheit verschwiegen haben.

»Herr Dennermann?«

Unbeweglich steht Kröger neben mir, mit hochgezogenen Schultern und wirrem Haar unter der Dienstmütze, so als sei er frühmorgens aus dem Haus gerannt, ohne sich groß mit Duschen und Kämmen aufzuhalten.

»Entschuldigung, was haben Sie gerade gefragt?«

»Sie deuteten an, es könnte noch andere Verdächtige geben«, hilft mir der Kommissar auf die Sprünge. »Also nicht nur die direkten Erben von Petersen. Wen haben Sie da genau auf dem Schirm?«

Es ist zu früh, Namen zu nennen. Zwar hege ich den einen oder anderen Verdacht, insbesondere, was Eleonore betrifft, möchte aber niemanden zu Unrecht beschuldigen, bevor ich die letzten Puzzlesteine beisammenhabe.

»Ich muss ein paar Dinge erledigen, Herr Kröger. Danach rufe ich Sie an, Ihre Handynummer habe ich ja. Schönen Tag noch, und danke, dass Sie mir vertraut haben.«



»Offen gestanden hätte ich Ihnen schon viel eher vertrauen sollen«, sagt er leise. »Mein Fehler.«

Oder Svens Fehler? Wieder zermartete ich mir das Hirn, was der Apotheker wohl über mich erzählt hat. Ging es um den Unfall damals? In der Sylter Tageszeitung ist groß darüber berichtet worden. Auch eine polizeiliche Untersuchung hat es gegeben. An deren Ende bin ich mit einem Bußgeld davongekommen, weil mein Alkoholpegel knapp unter der gesetzlichen Grenze gelegen hatte.

Dass ich überhaupt etwas getrunken habe, werde ich mein Leben lang bereuen.

»Ist okay, Herr Kröger«, nehme ich seine Entschuldigung an. »Wenn Sie nichts dagegen haben, verabschiede ich mich jetzt.«

In den Flur will ich nicht mehr zurück. Ich habe genug gesehen. Stattdessen gehe ich durch den von Polizisten abgesperrten Garten zu meinem Wagen, der auf der Straße parkt.

Bevor ich losfahre, lehne ich meinen Kopf an die Nackenstütze und schließe die Augen. Es ist noch nicht vorbei. Zunächst muss ich diese Julia ausfindig machen. Mit Sicherheit ist sie eine Schlüsselfigur, weil Hinnerk Petersen ihr das Haus überschrieben hat. Auch Berthold Schneider steht auf meiner Liste. Und mein Notar Doktor Sonnenburg.

Ich bin schon ganz nah dran. Warum, verflucht, kann ich das Muster nicht erkennen?



## KAPITEL 30

Die Schlange vor dem Autozug nach Niebüll ist erfreulich kurz. Die Pendler, die auf Sylt arbeiten, sind alle in der Gegenrichtung unterwegs und nutzen ohnehin mehrheitlich die Personenzüge, Touristen sind so früh am Morgen kaum anzutreffen.

Die Fahrten über den Hindenburgdamm bedeuten immer eine willkommene Auszeit. Ich muss nichts anderes tun, als mich zurückzulehnen und den Ausblick zu genießen, je nach Gezeitenstand Watt oder Wellen und den endlosen Himmel, vor dem Möwen und Albatrosse kreisen.

»Moin, Kristan, na, haste was Nettes vor?«, spricht mich der junge Bursche an, der in dem Kassiererhäuschen Dienst tut.

»Nein, nur Geschäftliches.« Ich reiche ihm einen Geldschein. »Am Mittag geht's schon wieder zurück.«

»Dann frohe Verrichtung.«

Nachdem ich Ticket und Wechselgeld in Empfang genommen habe, tuckere ich im Schrittempo weiter zum Einweiser, einem schlaksigen jungen Mann, der die Wagen mit rudernden Armen auf den Zug dirigiert.

Eisenplanken scheppern unter den Reifen des Mini Cooper, als ich die Rampe hochfahre und zu den Autos aufschließe, die bereits auf dem Oberdeck des Zugs stehen. Direkt vor mir sehe ich einen anthrazitfarbenen Porsche Cayenne mit abgedunkelten Scheiben. Das

standesgemäße Gefährt der Sylter Upper Class. Auch Eleonore fährt so einen Wagen, wenn sie sich nicht gerade von ihrem Chauffeur im Bentley herumkutschieren lässt. Außerdem umfasst ihr Fuhrpark ein Mercedes Cabrio und einen silbernen Pick-up, den hauptsächlich ihr Gärtner benutzt, wenn er Pflanzen zu transportieren hat.

Trotz der Kälte lasse ich alle Scheiben runter. Der Gestank in Hinnerk Petersens Flur hängt mir noch in der Nase, diese widerliche Mischung aus Moder und Verwesung, die mir immer noch den Magen umdreht. Ich muss diesen Geruch loswerden. Zusammen mit den dunklen Gedanken.

Quietschend und ruckelnd setzt sich der Zug in Bewegung, und ich halte meinen Kopf in den Fahrtwind, der mir kräftig ins Gesicht bläst. Wenige Minuten nur, dann wird Westerland hinter mir liegen. Danach kommen Tinum, Keitum und dann das kleine Dorf Morsum. Schon sehne ich den Moment herbei, wenn der Zug das Meer erreicht und man das Gefühl hat, hoch über dem Wasser zu schweben, ganz frei, ganz losgelöst.

Während der Fahrt ist es streng verboten auszusteigen. Dafür wäre die Plattform auch zu schmal. Deshalb stutze ich, als sich die Beifahrertür des Porsche Cayenne ein kleines Stück öffnet. Was soll das werden?

Eine Hand wird sichtbar, ein bestumpftes Bein. Unter großen Mühen windet sich eine weibliche Gestalt im schwarzen Mantel heraus und arbeitet sich seitlich am Wagen vorbei bis zur Heckklappe vor, die in diesem Augenblick aufgeht.

Ein Schauer überläuft mich. Direkt vor mir steht Cheyenne. Offenbar ist sie mit Eleonore unterwegs und

soll für ihre Chefin etwas aus dem Kofferraum holen. Schon dafür hasse ich Eleonore: dass sie ihre Angestellte einer solchen Gefahr aussetzt, nur weil sie irgendetwas aus dem Kofferraum will.

Ich kann nicht anders, als mich bemerkbar zu machen, indem ich kurz auf die Hupe drücke. Das ist kindisch, zugegeben, doch Freude und kribbelnde Aufregung überwiegen.

Cheyenne dreht sich um. Als sie sieht, wer sie da anhupt, zuckt sie zusammen und schüttelt ängstlich den Kopf. Nein, nicht ansprechen, bedeutet das. Also hat sie meinerwegen Ärger bekommen, wie befürchtet. Rasch wendet sie sich wieder ab, holt eine große Wasserflasche aus dem Kofferraum und tritt den beschwerlichen Rückweg an.

Die Heckklappe schließt sich. Im selben Moment ruft Eleonore an.

»Kristan, was für ein hübscher Zufall, hab Sie gerade im Rückspiegel entdeckt. Hoffentlich sind Sie wohlauf nach den Schrecknissen des heutigen Morgens.«

Es überrascht mich nicht wirklich, dass sie schon Bescheid weiß. Die Polizisten sind halt vertratscht. Von wegen »Wir halten dicht, ist schließlich unser Beruf«. Es ist erst Viertel nach acht, dennoch hat sich der Leichenfund bereits herumgesprochen.

»Alles bestens.« Ich beobachte, wie sich Cheyenne wieder in den Wagen zwingt. »Und bei Ihnen?«

»Ich lege einen kleinen Shoppingtrip nach Hamburg ein. Mein Fahrer hat frei, deshalb nehme ich Isolde mit, die kann mir die Tüten tragen.«

Natürlich. Madame lässt tragen.

»Weiß man denn bereits, um wen es sich bei der

Leiche in Petersens Haus handelt?«, erkundigt sich Eleonore.

Als ob ich ihr so etwas auf die Nase binden würde. Sie war schon immer etwas zu neugierig für meinen Geschmack.

»Da bin ich überfragt«, schwindele ich deshalb und kraule den Prince of Wales, der sich auf dem Beifahrersitz zusammengerollt hat. »Man wird die Leiche jetzt wohl erkennungsdienstlich untersuchen.«

»Aha. Warum waren Sie überhaupt anwesend?«

Die Frage kommt so unerwartet, dass ich ins Stottern gerate.

»Na ja, also, ähm, der Kommissar hat mich angerufen, weil ich ja, wie soll man sagen, das Haus demnächst verkaufen soll.«

»Interessant.« Eleonore glaubt mir nicht. Sie klingt beunruhigt. »Immer zur Stelle, wenn was passiert, was?«

Ein regelmäßiges Tuten legt sich über ihre Stimme.

»Entschuldigung, Eleonore, da klopft gerade jemand auf der anderen Leitung an. Ich bin mittags wieder auf Sylt und rufe Sie dann zurück.«

Froh, dass ich sie abwimmeln konnte, nehme ich das neue Gespräch an.

»Hallo? Dennermann?«

»Hier ist Kröger. Wir haben mittlerweile den gesamten Inhalt der Handtasche inspiziert. Sie wissen schon, die Handtasche, die hinter der Wand lag. Portemonnaie und Ausweis fehlten, aber in einem kleinen Seitenfach steckte eine Kundenkarte des Hamburger Alsterhauses. Auf den Namen Mia van Hollst. Sagt Ihnen das was?«

Im selben Augenblick beschließe ich, zumindest einen Teil meines Wissens preiszugeben. Was The Truth be-

trifft, werde ich mich bedeckt halten, doch es scheint mir sinnvoll, wenigstens in Sachen Mia mit dem Kommissar zusammenzuarbeiten.

»Sie war Petersens Pflegerin, als er 2012 das erste Mal Krebs bekam«, antworte ich. »Seitdem gilt sie als vermisst.«

»Dem Zustand der Leiche nach zu urteilen, kommt das zeitlich hin. Und Sie sagen, die beiden hätten geheiratet?«

Schwer atmend betrachte ich meine rechte Hand, an der ich unter günstigeren Umständen einen Ehering tragen würde.

»Ja, man ist sich wohl nähergekommen in dieser schweren Zeit.«

Der Fahrtwind wird stärker. Ich lasse die Scheibe ein wenig hochfahren, weil sich mein Gesicht inzwischen wie vereist anfühlt.

»Wo sind Sie, Herr Dennermann?«, fragt Kröger.

»Auf dem Autozug nach Niebüll. Aber keine Sorge, ich büxe Ihnen schon nicht aus.«

»Habe ich auch nicht erwartet. Wenn Ihnen noch was einfällt, melden Sie sich bitte, ja?«

Damit ist das Telefonat beendet. Erleichtert resümiere ich, dass sich der Ton des Kommissars zum Positiven verändert hat. Keine lauernde Feindseligkeit mehr, keine abstrusen Verdächtigungen. Doch man kann nie wissen. So ganz traue ich dem neuen Frieden noch nicht.

Während der weiteren Fahrt stelle ich mich auf den Termin mit Werner Sattmann ein, dem Leiter des Grundbuchamts in Niebüll. Die Sache ist etwas knifflig. Gesetzlich habe ich keinerlei Anspruch auf Akteneinsicht, die steht nur Notaren, Eigentümern und Personen mit

»berechtigtem Interesse« zu. Diese Angelegenheit muss irgendwie unter der Hand geregelt werden.

Mit gedrosseltem Tempo rollt der Zug in Niebüll ein. Als er quietschend anhält, springen die Motoren der wartenden Wagen einer nach dem anderen an. Danach bewegt sich die Karawane langsam vorwärts, bis auch mein Mini Cooper wieder festen Boden unter den Reifen hat.

Ich blende zweimal kurz auf, als Abschiedsgruß an Eleonore. Sie antwortet mit dem Zwinkern ihrer Warnblinkanlage, bevor sie Gas gibt und davonprescht.

Während ich noch einmal darüber nachsinne, wie Eleonore so schnell an die Information über den Leichenfund gelangt sein könnte, kommt mir plötzlich ein merkwürdiger Gedanke. Die wichtigsten Umschlagplätze für solche Neuigkeiten sind Lilos Kaffeetresen und Svens Apotheke. Da sich Eleonore jedoch niemals in einer Coffee-to-go-Schlange anstellen würde, muss sie durch Sven davon erfahren haben, der bekanntlich einen ganz kurzen Draht zur Polizei hat.

Andere Möglichkeiten sind so früh am Morgen quasi ausgeschlossen. Aber was hat Sven mit Eleonore zu tun? Soweit ich weiß, kennen sich die beiden allenfalls flüchtig. Wenn überhaupt.

Mit dieser Überlegung beschäftigt, reihe ich mich in den überschaubaren morgendlichen Verkehr von Niebüll ein. Es ist nur ein kurzer Weg zum Amtsgericht, in dem auch das Grundbuchamt untergebracht ist. Schon wenige Minuten später parke ich vor einem betongrauen Zweckbau, dessen einzigartige Hässlichkeit mich immer wieder beeindruckt.

Möge die Aktion gelingen. Wenn ich jetzt nicht end-

lich rausbekomme, wer diese Julia ist, werde ich vielleicht nie erfahren, was es mit Hinnerk Petersens Tod auf sich hat.

Noch schwieriger wird es werden, an Julias Kontaktdaten zu kommen. Ich muss alle Hoffnung auf Werner Sattmanns Redseligkeit setzen. Wenn der Amtsleiter sogar in der Fischerkajüte ihren Namen ausposaunt, nimmt er es mit dem Datenschutz vielleicht nicht so genau.

Dennoch habe ich Herzklopfen, als ich das Amtsgericht betrete. Es hängt so viel von diesem Gespräch ab, und ich habe nur diesen einen Versuch.

Ohne warten zu müssen, werde ich in das Büro des Amtsleiters vorgelassen. Werner Sattmann empfängt mich bester Laune. Der lebhaftere Mittdreißiger, der so gar nichts von einem mausgrauen Bürokraten hat, fühlt sich offenbar geschmeichelt, dass sein Gast eigens ange-reist ist. Sogleich springt er von seinem Bürosessel auf, knöpft sich das hellrote Jackett zu und klopft mir gönnerhaft auf den Rücken.

»Na, das nenne ich hohen Besuch. Setz dich, Kristan. Kaffee?«

»Nein, danke, ich hatte schon einen.«

Neben einer Leiche, die mehr als zwei Jahrzehnte hinter einer Wand vor sich hin geschimmelt hat.

Mir wird wieder übel, als ich auf den Stuhl vor Werner Sattmanns Schreibtisch sinke. Der ockergelbe, schlicht eingerichtete Raum riecht nach den Zwiebelringen eines Mettbrötchens, das auf dem Schreibtisch steht. Offenbar frühstückt Sattmann gerade.

Gut, dass ich den Prince of Wales im Auto gelassen habe. Mein Corgi liebt Mettbrötchen, die er wenig später allerdings immer erbricht.



»Was führt dich hierher?«, fragt der Amtsleiter und setzt sich wieder hinter seinen Schreibtisch. »Deine Honeypenney wollte mir am Telefon ja nichts verraten.«

»Ist eher was Inoffizielles, wenn auch nichts Weltbewegendes«, halte ich den Ball flach. »Dir ist vielleicht bekannt, dass ich das Anwesen von Hinnerk Petersen im Portfolio habe. Nun kam mir zu Ohren, Petersen hätte es einer gewissen Julia vermacht, und wollte mal nachhören, ob das stimmt.«

»Ja, das ist eine dolle Sache.« Werner Sattmann beißt von seinem Mettbrötchen ab und kaut erst mal ausgiebig, bevor er weiterspricht. »So ein wertvolles Objekt verschenkt man ja nicht nebenbei wie eine Pralinen-schachtel. Aber alte Leute werden halt wunderbar. Mit seinen Söhnen lag Petersen überkreuz, das war allgemein bekannt, und rumms, hat er ihnen den Stuhl vor die Tür gestellt.«

»Letztlich hat er sie enterbt.«

»Du sagst es.« Mit einem flackernden Lächeln schiebt sich Sattmann den Rest des Brötchens in den Mund. »Stell dir das mal vor. Enterbt, nur weil so ein junges Ding dem alten Vater den Kopf verdreht. Eine Unterschrift, zack, schon guckten die Söhne in die Röhre.«

Könnte man so sagen. Aber noch weiß ich nicht genug. Nervös rutsche ich auf der Stuhlfläche hin und her. Jetzt kommt der heikelste Punkt meiner Mission.

»Das ist wirklich krass. Wie hieß diese Julia noch mal mit Nachnamen?«

»Warte.« Nachdem er sich die Hände mit einem Stück Haushaltsrolle abgewischt hat, gibt Sattmann etwas in seinen Computer ein. »Hier haben wir sie. Julia

Moroshan, süße siebenundzwanzig Jahre jung, wohnhaft in Hamburg.«

Mein Mund klappt auf und wieder zu. Julia Moroshanhan? Das ist ein Paukenschlag. Also trägt sie denselben Nachnamen wie Eleonore vor ihrer Verheiratung? Ist sie etwa Eleonores Tochter?

»Hey, Kristan! Ist das alles, oder möchtest du noch mehr wissen?«

Ich bin so baff, dass ich nur ein heiseres »Ja« hervorbringe.

»Ich druck's dir aus.« Werner Sattmann hat sich schon erhoben und geht zu einem Druckgerät, das neben zwei kleinen Yuccapalmen auf der Fensterbank steht. Untermalt von einem feinen Summton, gleitet ein DIN-A4-Blatt in das Ausgabefach. Der Amtsleiter zieht es heraus und hält es mir hin. »Du fragst dich wahrscheinlich, warum ich dir das gebe.«

Allerdings. Von Datenschutz kann jedenfalls keine Rede sein. Verwundert starre ich auf das Blatt, auf dem nicht nur der Name, sondern auch Adresse und Telefonnummer von Julia Moroshan stehen.

»Ehrlich gesagt aus purer Neugier.« Werner Sattmann zwinkert mir zu, vergnügt und auch etwas durchtrieben. »So eine Überschreibung kommt nicht alle Tage vor. Würde mich wirklich interessieren, wie dieses kleine Luder den alten Petersen weichgeklopft hat. Halte mich auf dem Laufenden, ja?«



## KAPITEL 31

Es ist einfach nicht zu glauben. Längst stehe ich wieder mit meinem Mini Cooper auf dem Autozug, ohne dass ich mich im Mindesten beruhigt hätte. Julia Moroshan. Ein Zufall ist so gut wie ausgeschlossen, dafür begegnet man dem Namen Moroshan viel zu selten. Alles erscheint auf einmal in einem neuen Licht. Gingen Eleonore und Julia systematisch vor, um sich die Immobilie eines der letzten betagten Hausbesitzer auf Sylt unter den Nagel zu reißen? Und wo, verdammt, ist diese Julia?

Nach meinem Besuch beim Grundbuchamt habe ich sofort versucht, sie unter der verzeichneten Handynummer zu erreichen. Ohne Erfolg. Die Nummer ist nicht vergeben, wie ich von einer Automatenstimme belehrt worden bin. Also muss ich herausfinden, ob wenigstens die Adresse stimmt, und scrolle durch mein Telefonverzeichnis, bis ich Konstantin von Hardenberg gefunden habe, einen Hamburger Maklerkollegen, der auf gewerbliche Immobilien spezialisiert ist.

Glücklicherweise geht Konstantin gleich ans Handy. Nach dem üblichen Small Talk über Standortentwicklung, städtische Subventionen und die Ansiedlung von Start-ups komme ich zur Sache.

»Könntest du mir einen Gefallen tun? Ich bin auf der Suche nach einer Kundin, die sich für Eigentumswohnungen in List interessiert. Ihre Handynummer stimmt leider nicht mehr, eine E-Mail-Adresse habe ich auch

nicht. Deshalb würde ich gern wissen, ob wenigstens noch die postalische Adresse korrekt ist, damit ich ihr ein Exposé zuschicken kann.«

»Kein Problem«, erwidert mein Kumpel aufgeräumt. »Eine Hand wäscht die andere, ich habe nicht vergessen, dass ich dir einen dicken Fisch verdanke. Durch deinen Tipp hatte ich bei dem Gewerbegebiet in Wandsbek die Nase vorn. Die Überprüfung der Adresse kann unser Praktikant übernehmen. Wie lautet der Name deiner Kundin?«

»Julia Moroshan, mit S und H nach dem zweiten O.« Ich schaue auf den DIN-A4-Zettel, den mir Werner Sattmann gegeben hat. »Wohnhaft Mühlenkamp 32 in Winterhude.«

»Hab's notiert. Ich schicke den Praktikanten sofort hin. Ciao, mein Lieber, du hörst von mir.«

»Danke. Und wenn ich demnächst in Hamburg bin, lass uns mal wieder ein Bier trinken gehen, ja?«

»Gebongt. Du, ich muss auflegen. Ein Meeting. Bis dann.«

In meinem Kopf dreht sich unaufhörlich das Gedankenkarussell weiter. Eleonore und Julia. Hinnerk Petersen. Tristan und Thomas Petersen. Mia van Hollst. Giftmorde. Sehr wahrscheinlich ist auch Mia vergiftet worden, bevor man sie eingemauert hat. Das alles schreit danach, dass die honorige Eleonore die Morde begangen hat.

Aber die ganze Wahrheit kennt nur The Truth.

Ich checke meine Mails. Wie fast schon zu erwarten, ist eine neue Nachricht von ihm eingegangen. Wieder mit einem Anhang, jedoch ohne QR-Code. Dafür mit einem Link, der auf die Website der Strandsauna Rantum führt. Keine Uhrzeit. Erneut muss ich wohl um die

Ecke denken, um den Grund zu verstehen. Um zwölf Uhr mittags hat damals der Trautermin von Petersen und seiner Mia auf dem Hörnum Leuchtturm stattgefunden. Zwölf Uhr Mitternacht am Hünengrab wiederum war ein Hinweis darauf, dass die Geisterstunde begann, was mich auf den Geist von Mia van Hollst in Petersens Haus gebracht hat.

Bei der Strandsauna Rantum hingegen ist offenbar nicht die Uhrzeit relevant, sondern etwas anderes. Eine neue Denksportaufgabe liegt vor mir.

Gedankenverloren schaue ich geradeaus. Draußen hat es zu regnen begonnen. Dicke Tropfen sammeln sich auf der Windschutzscheibe und rutschen eiernd nach unten. So ein plötzlicher Schauer ist durchaus nichts Ungewöhnliches, aber mir kommt er wie ein böses Omen vor.

Es regnet, wenn die Wolken traurig sind, hat Laura immer gesagt. In der Nacht des Unfalls hat es ebenfalls geregnet. Wie glänzender Lack hat sich die Nässe auf ihren leblosen Körper im Straßengraben gelegt, als ich auf den Krankenwagen wartete.

Ich drücke meine Handballen auf die Augen. Vergessen. Du musst damit abschließen.

Auf dem Display meines surrenden Handys erscheint die Nummer von Simon. Auf ihn bin ich nicht sonderlich gut zu sprechen. Ich trage es Simon immer noch nach, dass er mir Petersens Heirat mit Mia van Hollst verschwiegen hat.

»Hallo, was gibt's?«, melde ich mich eher mürrisch.

»Moin, moin, Kristan. Wollte mal hören, was du so treibst.«

»Warum? Du erzählst mir doch auch nicht alles. Oder willst du etwa behaupten, du hättest nicht gewusst, dass

Hinnerk Petersen seine Pflegerin Mia van Hollst geheiratet hat?«

»Kristan ...«

Erbittert trommele ich mit den Fingern meiner linken Hand aufs Lenkrad ein.

»Wir kennen uns jetzt wie viele Jahre? Ich dachte, wir seien so eng befreundet, dass du mir gegenüber aufrichtig bist.«

Stille. Dann hustet Simon vernehmlich.

»Das sind doch alte Geschichten, Kristan. Was Hinnerk da angestellt hat, geht keinen was an.«

»Mich schon. Weil ich nämlich mittlerweile selber tief drinstecke in den sogenannten alten Geschichten.« Aufstöhnend sehe ich aus dem Fenster. Die Welt draußen versinkt in düsterem Grau, was zu meiner Gemütsverfassung passt. »Lass uns ein andermal reden, okay? Ich bin jetzt nicht in der Stimmung.«

»Wie du willst.«

Nach dem Telefonat brauche ich eine Weile, bis ich meinen ärgsten Groll weggeatmet habe. Simon verschweigt mir bestimmt noch mehr.

Endlich kommt der Westerländer Bahnhof in Sicht. Meine Reifen rutschen auf den glatten Metallplatten, als ich die Rampe hinunterfahre. Erst auf dem Vorplatz findet der Wagen wieder sicheren Halt.

Gerade will ich in die Trift einbiegen, die Straße, die in die Innenstadt führt, als mir ein Mann am Bordstein mit beiden Händen zuwinkt. Es ist Eleonores Chauffeur, in einer olivfarbenen Barbourjacke und mit einem roten Basecap auf dem Kopf. Verwundert trete ich auf die Bremse und lasse die Scheibe der Beifahrertür herunter.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Sehr witzig«, knurrt der Chauffeur. »Ich stehe hier seit einer Stunde in dem Sauwetter, und das an meinem freien Tag. Isolde meinte, Sie kämen mittags mit dem Autozug an. Ich soll Ihnen das hier geben.« Er reicht mir einen zusammengefalteten gelben Post-it-Zettel durch das Beifahrerfenster. »Sie schulden mir was.«

»Verzeihung?«

»Nichts ist umsonst.« Das unangenehm kantige Gesicht des Mannes verzerrt sich. »Ich weiß, dass man in manchen Immobilien Probe wohnen kann. So ein Wochenende in einer schicken Villa, das hätte was.«

Das kann ja wohl nicht sein Ernst sein.

Sorgfältig ausgewählten Kunden gewähre ich durchaus das Privileg, vor der endgültigen Kaufentscheidung in dem betreffenden Objekt zu übernachten. Aber doch nicht irgendjemandem, der kein Interessent ist und den ich nicht einmal richtig kenne. Erst eine Sekunde später begreife ich, was ich mir mit dieser Gefälligkeit erkaufen soll: das Schweigen des Chauffeurs.

Falls Eleonore erfährt, dass Cheyenne verbotenerweise Kontakt mit mir aufnimmt, würde sie ihr Hausmädchen feuern, so viel steht fest.

»Ich sehe, was ich tun kann«, gebe ich mich geschlagen.

Grußlos dreht sich der Chauffeur um und verschwindet im Regen.

Cheyenne traut sich was, das muss man ihr lassen. Mit kalten Fingern entfalte ich den kleinen gelben Zettel und streiche ihn glatt. In krakeligen Buchstaben, die wohl die des Chauffeurs sind, stehen nur zwei Halbsätze darauf.

*Heute Nachmittag um fünf telefonieren. Ist superwichtig.*

Die beigegefügte Handynummer kann ich kaum lesen, weil der Zettel im Regen feucht geworden ist und die Zahlen auf dem aufgeweichten Papier schwimmen. Vorsichtshalber tippe ich alle möglichen Nummernvarianten in mein Handy, die ich jeweils mit fortlaufenden Zahlen unter dem Namen Cheyenne speichere.

Dann schaue ich zur Uhr. Eigentlich wollte ich auf direktem Wege ins Büro fahren. Doch es gibt noch etwas, was in meinem Hinterkopf rumort: die Nachricht von The Truth.

Nach einigem Überlegen gehe ich auf die Website der Strandsauna Rantum. Ich kenne sie nur vom Namen her, weil ich nie eine Sauna besuche. Abgesehen von meinem natürlichen Schamgefühl finde ich mich dafür nicht vorzeigbar genug und verspüre wenig Lust, zusammen mit Leuten zu schwitzen, die auf Sylt ihre perfekten Körper zur Schau stellen, sei es am Nacktbadestrand der Buhne 16 oder in einer legendären Sauna wie der Rantumer.

Los, Kristan, streng dich an. Es muss eine geheime Botschaft geben, einen versteckten Hinweis, so wie schon beim Hörnummer Leuchtturm und beim Hünengrab Denghoog.

Und dann, in einem seltenen Anfall kristalliner Klarheit, fällt mir die Verbindung ein. Sauna – perfekte Körper – Beauty – Rantum. Ich muss lachen, so geschickt hat mich The Truth auf die Fährte geführt. Wie immer verklausuliert, weil er wohl davon ausgeht, dass seine E-Mails überwacht werden. Ruft er deshalb auch nie an? Weil er dasselbe von seinem Handy befürchtet?

Nun, ich habe die Botschaft verstanden. Als Nächstes google ich die Praxis von Berthold Schneider in Rantum und tippe das Anrufsymbol an.



»Medizinisches Zentrum und Beauty-Klinik Doktor Schneider?«, meldet sich eine angenehme Frauenstimme.

»Dies ist ein Notfall! Ich muss sofort ...«

»Einen Augenblick bitte, ich leite Sie an die Buchungsabteilung weiter.«

Aus dem Handy dudelt eine elektronisch geklimperte Fassung des Klavierstücks ›Für Elise‹. So was habe ich auch noch nicht erlebt. Es gibt eine Buchungsabteilung, wie in einem Hotel. Schneider scheint seine Praxis generalstabsmäßig durchorganisiert zu haben.

»Marlene Itzwert, Sie wünschen einen Termin?«, fragt eine andere Frauenstimme, die der ersten ähnelt. Vermutlich werden alle Mitarbeiterinnen auf dasselbe kundenfreundliche Timbre trainiert. »Ich könnte Ihnen den zweiten Dezember anbieten.«

»Nein, es muss heute sein, am besten sofort«, entgegne ich heftig. »Ich habe Atemprobleme und Herzrasen. Mein Name ist Dennermann, ich bin ein Freund von Eleonore Goosejacob. Sie hat mir Ihre Praxis dringend empfohlen.«

»Goosejacob. Aha.«

Wieder werde ich in der klimpernden Warteschleife zwischengeparkt. Dann klickt es.

»Berthold Schneider?«

Mein Puls schnellst hoch. Dass sich der Chef persönlich dazu herablässt, mit mir zu sprechen, hätte ich nicht erwartet.

»Guten Tag, Herr Doktor Schneider.« Ich versuche, meiner Stimme einen kläglichen Klang zu geben. »Sie sind meine letzte Rettung, heute Nacht habe ich kein Auge zugetan, weil mein Herz verrücktspielte, ich habe

Schweißausbrüche und Angstzustände, und da meine gute Bekannte Eleonore Goosejacob ...«

»Eleonore. Ja.«

Die darauffolgende Pause knistert derart vor atmosphärischen Spannungen, dass ich den Atem anhalte.

The Truth hat mir offenbar den letzten entscheidenden Hinweis geliefert. Sofern Eleonore und Julia ein mörderisches Duett bilden – diese Vermutung hege ich inzwischen –, haben sie sich womöglich mit Berthold Schneider verbündet, um Petersen aus dem Weg zu räumen. Immerhin war er der behandelnde Arzt. Und jeder Patient vertraut seinem Arzt, sodass es ein Leichtes sein dürfte, ihm tödliche Medikamente zu verabreichen.

»Könnten Sie sofort herkommen?«, fragt Schneider. Obwohl er ruhig und beherrscht spricht, höre ich eine leichte Nervosität heraus. »Soeben hat ein Patient abgeseht, dadurch ergibt sich ein kleines Zeitfenster.«

»Sehr gern. Vielen Dank, ich beeile mich.«

Während ich in Richtung Rantum losfahre, rufe ich Hella an.

»Bin wieder auf Sylt, habe jetzt einen Termin. Gibt's irgendwas Neues?«

»Danke, auch dir einen wunderschönen Tag. Von Papi hat zweimal angerufen, Eleonore fünfmal, und dieser Tristan schreibt mir Mails im Minutentakt. Was da im Haus los wäre und ob wir was damit zu tun hätten.«

»Okay, ich regele das, wenn ich zurück bin.«

»Was machst du denn, Jamie? Im Kalender steht gar kein Termin.«

Soll ich ihr reinen Wein einschenken? Langsam gleiten die Häuser im Süden von Westerland an mir vorbei. Alle

fahren nur Schritttempo, mehr ist nicht drin bei dem dichten Regen.

»War eine spontane Idee. Ich konsultiere Doktor Schneider in Rantum.«

»Holy shit«, kichert Hella. »Willst du dich etwa botoxen lassen? Und am Ende so aussehen wie Eleonore, die wandelnde Maske?«

An diesen Zusammenhang habe ich auch schon gedacht. Es liegt nahe, dass sich Eleonore von Schneider behandeln lässt. Er gilt als der Beste auf Sylt. Und als der Teuerste. So könnte der Kontakt zustande gekommen sein.

»Keine Sorge, Honeypenny, du wirst mich bestimmt wiedererkennen.«

»Darum möchte ich auch bitten. Irgendwie habe ich mich an deine komische Visage gewöhnt.« Sie lacht. »Bis später.«

Mit einem Seitenblick auf den Prince of Wales, der die Rückreise auf dem Autozug komplett verschlafen hat und jetzt leise fiept, verringere ich weiter das Tempo.

»Alles gut, Prince, wir gehen gleich Gassi.«

Mit meinen Gedanken bin ich schon wieder bei den neuesten Informationen. Ja, das mörderische Duett war sicherlich ein Trio. Dafür spricht zusätzlich, dass Eleonores Name wie ein Sesam-öffne-dich in dieser Praxis wirkt. Sobald man Goosejacob sagt, stehen alle stramm. Und das beunruhigt mich mindestens so sehr wie die Entdeckung, dass die mysteriöse Julia mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit Eleonores Tochter ist.



## KAPITEL 32

Viel Zeit bleibt uns nicht für den Gassigang. Berthold Schneider kann es sich immer noch anders überlegen. Oder mich an einen Kollegen weiterreichen. Mit wachsender Ungeduld sehe ich zu, wie der Prince of Wales kleine gelbe Pfützen in den Rantumer Dünen hinterlässt und immer neue interessante Stellen findet, an denen er unbedingt seine Duftmarken setzen will.

»Komm jetzt, Prince, später ziehen wir noch mal länger los«, rede ich meinem Corgi gut zu. »Ich muss jetzt was Wichtiges erledigen.«

Wie gewohnt versteht mich der Prinz aufs Wort. Gerade hat er ein Bein angehoben, weil ihm ein Stein am Wegesrand nach sorgfältiger schnüffelnder Überprüfung für sein Geschäft geeignet schien, doch sein Herrchen geht vor. Ein kurzes zustimmendes Bellen, dann trottet er artig hinter mir her durch den immer dicht werdenden Regen.

Wir haben es nicht weit. Das blendend weiße Praxisgebäude unter Reet von Doktor Schneider liegt unmittelbar hinter den Dünen des Rantumer Weststrands. Es wirkt funkelnagelneu oder doch zumindest frisch renoviert, nahezu klinisch sauber.

Auf der Fußmatte hinter der Eingangstür trample ich mir erst mal den Sand von den Schuhen. Alles sieht so edel und gepflegt aus, da möchte ich nicht gleich einen schlechten Eindruck machen, indem ich kleine Sandhau-

fen auf dem spiegelnden Marmorboden der Lobby hinterlasse.

»Schönen guten Tag«, werde ich von einer überirdisch hübschen jungen Frau im schneeweißen Kittel hinter einem gleichfalls schneeweißen Empfangstresen begrüßt. Neben ihr steht ein riesiger Strauß weißer Lilien. »Entschuldigen Sie bitte vielmals, Hunde haben hier leider keinen Zutritt.«

»Hm.« Ratlos schaue ich auf den Prinzen hinab. »Ehrlich gesagt würde ich ihn nur ungern im Wagen lassen.«

Die junge Frau beugt sich über den Tresen, um meinen Vierbeiner näher zu betrachten. Ich kenne diesen Blick. Mit so viel Neugier, Wohlwollen und fachkundigem Interesse begutachtet man einen Hund nur, wenn man selbst einen hat. Das habe ich unzählige Male auf der Hundewiese beobachtet.

»Ist das ein Corgi?«, erkundigt sich die Empfangsdame.

»Ein reinrassiger Welsh Corgi Pembroke. Wissen Sie, ich bin ein Fan des britischen Königshauses, und da auch Queen Elizabeth die Zweite ...«

»Weiß ich doch.« Ein Lächeln hellt ihr makelloses Gesicht auf. »Ein süßes Tier. Und er ist wirklich stubenrein?«

»Hundertprozentig«, versichere ich. »Der Prince of Wales ist untadelig erzogen und absolut pflegeleicht.«

»Er heißt Prince of Wales?« Die junge Empfangsdame beugt sich noch ein Stück weiter vor, diesmal zu mir. »Ich darf das eigentlich nicht tun, aber wenn Sie wollen, kann ich Ihren Hund hier hinter dem Tresen behalten, solange Sie Ihren Termin haben. Bestimmt findet sich auch noch ein Hundekeks in meiner Handtasche.«

»Das ist aber nett, danke.«

»Nicht der Rede wert«, winkt sie ab. »Ich habe einen englischen Bullterrier daheim und liebe Hunde, vor allem die britischen.«

»So wie ich. Übrigens heiÙe ich Kristan.«

Ich reiche ihr meine Hand, die sie ohne Zögern ergreift.

»Marlene. Wir hatten wegen Ihres Termins telefoniert.«

So viel zum Thema Buchungsabteilung. Sie ist also Empfangsdame und Praxismanagerin in Personalunion, was bedeutet, dass sich Berthold Schneider im Business »Mehr Schein als Sein« betätigt.

»Gut, Marlene, dann überlasse ich Ihnen jetzt meinen Liebling.« Ächzend gehe ich in die Hocke. »Ganz brav, Kleiner, ja? Bin gleich wieder da.«

Die Übergabe erfolgt vollkommen problemlos. Schwanzwedelnd lässt sich der Prinz hinter den Tresen führen, wo er sich sogleich auf den Boden legt.

»Bei wem haben Sie einen Termin?«, fragt Marlene, jetzt wieder im ganz offiziellen Tonfall.

»Bei Doktor Schneider. Ich hatte das direkt mit ihm abgesprochen.«

»Wow, beim Chef.« Anerkennend schiebt sie ihre Unterlippe vor. »Dann sind Sie ein VIP-Patient. Herrn Doktor Schneider finden Sie im zweiten Stock, der Fahrstuhl ist hinten links in der Ecke.«

Nach einem letzten Blick hinter den Tresen steuere ich den Lift an. Offenbar behandelt Berthold Schneider nicht mehr jeden. Kann man sich wohl leisten, wenn man den Löwenanteil seines Gelds mit VIP-Kunden verdient.

Im vollverspiegelten Fahrstuhl mustere ich mein Gesicht. Die Splitterwunden heilen allmählich ab, kränklich sehe ich aber nicht mehr aus. Der kurze Spaziergang an der frischen Luft hat mir eine gesunde Röte auf die Wangen getrieben.

Als sich die Lifttüren öffnen, empfängt mich ein lindgrün gestrichener ovaler Flur mit in der Decke eingelassenen Halogenstrahlern. Auch hier gibt es einen Empfangstresen, auf dem ein riesiger weißer Lilienstrauß steht. Allein für die Blumendeko muss Schneider ein Vermögen ausgeben.

»Herr Dennermann?«, spricht mich eine junge Frau an, die der Empfangsdame unten auf verblüffende Weise ähnelt.

Der gleiche üppige Mund, die gleichen sanft geschwungenen Augenbrauen. Sogar die Frisur ist dieselbe, ein kinnlanger Pagenschnitt. Wahrscheinlich werden die Angestellten hier nach Aussehen ausgewählt. Oder nachträglich in Form gebracht.

»Ich bin mit Doktor Schneider verabredet«, erkläre ich, merke jedoch im selben Moment, wie unpassend diese Wortwahl ist. »Das heißt, ich habe einen Termin«, korrigiere ich mich.

»Dann folgen Sie mir bitte, der Herr Doktor ist gleich für Sie da.«

Sie führt mich in einen hellgrauen Raum mit halb herabgelassenen Jalousien vor den Fenstern, der schon wesentlich mehr nach einer Arztpraxis aussieht. Ein Hometrainer, zwei Blutdruckmessgeräte und weitere Apparate, deren Sinn sich mir nicht auf Anhieb erschließt, deuten darauf hin, dass hier tatsächlich medizinische Untersuchungen stattfinden.

Ich ziehe meine Jacke aus und lege den Schal über einen Stuhl. Dann fliegt die Tür auf.

»Da ist ja der Herr Dennermann!«, begrüßt mich Berthold Schneider so leutselig, als seien wir die ältesten Freunde. »Na, wo drückt der Schuh?«

Erst einmal muss ich mich von dem überraschenden Anblick erholen. Seit der letztjährigen Begegnung beim Strandfeuer hat sich Schneider stark verändert. Das Haar trägt er neuerdings kastanienbraun getönt, seine Wangen sind voller, seine Augen unnatürlich weit geöffnet, so als hätte er operierte Augenlider.

Keine Frage, der Mann hat kräftig Hand an sich selbst gelegt. Ob zu seinem Vor- oder Nachteil, möchte ich lieber nicht beurteilen.

»Mir geht's richtig mies in letzter Zeit«, klage ich. »Schwindel, Angstzustände, Herzrasen, an Schlaf ist gar nicht mehr zu denken.«

»Setzen Sie sich doch erst mal.« Doktor Schneider deutet auf eine mit grünlichem Papier bespannte Liege. Danach knöpft er seinen weißen Kittel bis obenhin zu und streift sich Latexhandschuhe über. »Ich werde mir zunächst ein allgemeines Bild machen, wofür ich dann auch noch einen ausgefüllten Anamnesebogen bräuchte, den Sie bei meiner Assistentin bekommen. Gegebenenfalls überweise ich Sie anschließend zu weiteren Untersuchungen wie CT-Scan und EEG.«

Eine perfekte Steilvorlage. Mit Bedacht zähle ich die Symptome auf, die auch Hinnerk Petersen geplagt haben müssen.

»Ich spüre oft ein Brennen beim Wasserlassen. Wie jeder heutzutage habe ich daraufhin Doktor Google befragt. Könnte Prostatakrebs sein.«



»Krebs?« Der Gesichtsausdruck des Arztes zeigt weniger Bestürzung als überwache Aufmerksamkeit. So als wittere er eine Goldmine. »Prinzipiell wäre das möglich. Wie alt sind Sie? Anfang, Mitte vierzig?«

»Dreiundvierzig«, nicke ich.

»Wie steht's mit Sex?«

»Wie bitte?«

Doktor Schneider lächelt entschuldigend.

»Bei eingeschränkter sexueller Aktivität kommt die Prostata aus der Übung. Wobei auch Selbstbefriedigung zum gedeihlichen Training zählt.«

Oh Mann. Ich habe keineswegs vor, diesen Arzt in mein Liebesleben einzuweihen. Das streng genommen gar nicht existiert. Deshalb richte ich meinen Blick verschämt auf den hellen Laminatboden.

»Meine gute Bekannte Eleonore Goosejacob meinte, wenn es etwas Schlimmes ist, wären Sie der Beste für die Behandlung.«

Die Erwähnung ihres Namens löst eine merkwürdige Mischung aus Zustimmung und Argwohn aus.

»Ja, ich bin nie stehen geblieben wie leider so viele andere Kollegen.« Geschäftig schiebt Schneider meinen rechten Hemdärmel hoch und fühlt meinen Puls. »Man muss sich heute breit aufstellen, Herr Dennermann. Bei mir gehören laufende onkologische Fortbildungen dazu, außerdem habe ich die Facharztausbildung zum plastischen Chirurgen absolviert.«

Nach meinem Dafürhalten hat das eine mit dem anderen wenig zu tun. Aber der Fisch ist so gut wie am Haken.

»Krebs, die Geißel der Menschheit«, stöhne ich. »Ich war eng mit Hinnerk Petersen befreundet.«

Das stimmt zwar nicht, ist aber im Nachhinein nicht mehr zu eruieren und überdies der perfekte Köder. Schneider vergisst, beim Pulsfühlen auf seine Uhr zu sehen, eine Platin-Cartier.

»Sie kannten ihn?«

Gut genug, um ein paar Gemeinplätze loszuwerden.

»Er war kauzig und vielleicht ein bisschen unnahbar«, erwidere ich, »aber mit einem goldenen Herzen. Immer wieder erzählte er mir, wie dankbar er sei, dass Sie ihn damals, im Jahr 2012, gerettet haben. Das waren doch Sie, oder?«

»Ja, man tut, was man kann«, antwortet Schneider mit einer Floskel. »Aber solche Heilerfolge sind nicht immer dauerhaft. Irgendwann kommen eben zu viele negative Faktoren zusammen. Ich spreche jetzt nicht von Petersen, das würde meine Schweigepflicht verletzen, nur so allgemein gesagt: Das Alter, die Gebrechlichkeit, das schlappmachende Immunsystem können einen Menschen so sehr schwächen, dass der Kampf gegen den Krebs nicht mehr zu gewinnen ist.«

»Wobei Petersen ja nicht am Krebs gestorben ist.«

»Nein.« Schneider lässt mein Handgelenk los. Seine Wimpern flattern unmerklich. »Ein tragisches Schicksal, getötet zu werden, so kurz vor Schluss.«

»Aber dem Mörder konnte es offensichtlich nicht schnell genug gehen.«

Auf eine Erwiderung warte ich vergeblich. Der Arzt hat sich abgewandt und hantiert an einem Tisch herum, auf dem Spritzen und Kanülen liegen, genau parallel ausgerichtet.

»Ich werde Ihnen jetzt Blut abnehmen, Herr Dennermann. Das ist die sicherste Methode, eine beginnende

Krebserkrankung zu diagnostizieren. Wir nennen es Tumormarker. Diese lassen sich in unserem hauseigenen Fachlabor durch eine entsprechende Analyse der Blutprobe feststellen.«

Interessant. Es bleibt also alles in einer Hand. Der Stolz ist Berthold Schneider deutlich anzusehen, als er sich zu mir umdreht. Selbstbewusst reckt er das Kinn vor.

»Kurze Wege, volle Kontrolle, perfekter Service am Patienten. Auch für eine personalisierte Krebstherapie ist ein hauseigenes Labor von Vorteil.«

»Hmja«, murmele ich betont desinteressiert, obwohl sich das Gespräch jetzt genau auf den Punkt zubewegt, den ich erhofft habe.

Der Vorteil, von dem Schneider spricht, besteht womöglich auch darin, dass man seine eigenen Patienten ganz unauffällig beseitigen kann, wenn Leute wie Eleonore und ihre Tochter freie Bahn haben wollen. Wobei mir jetzt wieder einfällt, dass ich in Hinnerk Petersens Haus gar keine Tablettenschachteln gesehen habe, was ich nach wie vor merkwürdig finde. Solche Medikamente sind extrem teuer, soweit ich weiß, die wirft man doch nicht einfach in den Müll.

»Von klassischen Chemos rückt man immer mehr ab«, fährt Doktor Schneider mit seinen Erläuterungen fort. »Sie richten oft mehr Schaden als Nutzen an. Heute kann man Tumore gezielter behandeln. So, und jetzt muss ich Ihnen aber wirklich Blut abnehmen.«

Schon der Anblick der Kanüle macht mich schwindelig.

»Dürfte ich mich dabei hinlegen? Ich bin etwas – na ja, ich werde schnell ohnmächtig, wenn ich Blut sehe.«

»Selbstverständlich.«

Kurzatmig, um meine Rolle als Kranker durchzuhalten, lasse ich mich seitwärts auf die Liege fallen und ziehe die Beine nach.

»Haben Sie übrigens schon mal über eine Optimierung Ihrer Physiognomie nachgedacht?« Mit dem linken Daumen zeichnet Berthold Schneider die beiden Falten nach, die von meinen Nasenflügeln hinunter zu den Mundwinkeln reichen. »Gerade in Ihrem Beruf sollte man in ein frisches Aussehen investieren. Hyaluronunterspritzungen zum Beispiel sind heute ein Bagatelleingriff.«

»Nein, darüber habe ich noch nie nachgedacht.«

Und werde es auch in Zukunft nicht tun. Aus meiner liegenden Position springen mir jetzt die großformatigen Fotos an den Wänden ins Auge. Es sind lauter Porträts. Die männlichen gleichen Berthold Schneider, die weiblichen Eleonore Goosejacob.

Mir wird unbehaglich zumute, und wie aus dem Nichts regt sich in mir ein Fluchtreflex. Beeil dich, Kristan. Du musst verschwinden. Am besten, du überrumpelst den Arzt mit einer Frage, die ihn unvorbereitet trifft, dann sieh zu, dass du hier wekommst.

»Mit einem eigenen Labor haben Sie doch prinzipiell auch Zugang zu Giftstoffen aller Art, oder?«, gehe ich aufs Ganze.

Berthold Schneider hält in der Bewegung inne, in der erhobenen rechten Hand die Kanüle. Auf einmal wird mir bewusst, dass ich ganz allein mit einem Mann bin, der Eleonores Helfershelfer in einem mörderischen Komplott sein könnte. Unverwandt starre ich auf die Kanüle. Es ist ein Déjà-vu. Plötzlich stehe ich wieder zu

Hause vor der Abstellkammer, Auge in Auge mit dem Mann in Schwarz.

Mein Atem wird flacher, ein kreiselndes Schwindelgefühl nimmt von mir Besitz. Unaufhaltsam spüre ich eine Panikattacke auf mich zurollen.

Und ich liege hilflos da, einem Arzt ausgeliefert, der mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auf den Eid des Hippokrates pfeift.



## KAPITEL 33

»Doktor Schneider? Ist Herr Dennermann bei Ihnen?«

Noch nie in meinem ganzen Leben habe ich mich so sehr über ein Gesicht gefreut. Außer vielleicht über Lauras. Die Tür des Behandlungszimmers hat sich einen Spalt geöffnet, durch den Marlene hereinschaut wie ein rettender Schutzengel.

»Was fällt Ihnen ein, Frau Itzwert?«, poltert Schneider los. »Ich bezahle Sie nicht dafür, dass Sie hier unbefugt reinplatzen.«

Ich fange an, kontrolliert zu atmen. Einatmen, bis drei zählen. Ausatmen, bis fünf zählen. Und noch mal von vorn. Bloß nicht hyperventilieren, sonst wirst du ohnmächtig.

»Tut mir leid, es ist nur wegen Herrn Dennermanns Corgi«, piepst Marlene eingeschüchtert.

»Wegen – was?«

»Komme schon.« Mühsam richte ich mich auf. Ich darf Marlene nicht gehen lassen, sonst bin ich verloren. »Mir ist etwas schwindelig, könnten Sie mir vielleicht helfen, Frau Itzwert?«

»Natürlich.« Ob sie ahnt, dass sie womöglich gerade mein Leben rettet? Ruhig schreitet sie auf mich zu und hilft mir aufzustehen. »Schön langsam, wir haben Zeit.«

»Aber wir sind noch nicht fertig«, zischt Berthold Schneider.

»Ich komme ein andermal wieder«, entgegne ich

schwach, während ich Jacke und Schal vom Stuhl nehme.  
»Vielen Dank so weit, Herr Doktor.«

Ich zittere am ganzen Leib, wegen der aufkommenden Panikattacke, vor allem aber wegen der greifbaren Gefahr, in der ich mich befunden habe.

Gestützt auf Marlene, schleppe ich mich aus dem Zimmer. Schneider ist ein schlauer Fuchs. Der hat durch meine Fragerei schnell gemerkt, worauf dieses Gespräch hinauslief. Die Blutabnahme ist vermutlich nur ein Vorwand gewesen. Noch habe ich zwar keine Gewissheit über die Rolle des Arztes, aber falls er in Eleonores Mächenschaften verstrickt ist, hätte er alles mit mir machen können: Drogen spritzen oder Gifte verabreichen, die mich schachmatt gesetzt hätten.

Als ich es mit Marlenes Hilfe in den lindgrünen Flur geschafft habe, wird die Tür des Behandlungszimmers knallend von innen zugeworfen.

»Der Chef ist stinksauer«, flüstert die junge Frau.

»Was war denn überhaupt los? Wieso sind Sie hier?«

»Ihr Corgi.« Marlene sieht richtig unglücklich aus.  
»Am Anfang fühlte er sich wohl, lag zufrieden unter dem Tresen, doch plötzlich rastete er aus. Bellte und bellte und drehte sich um sich selbst. Ich weiß nicht, warum, aber er wirkte total panisch. Ich konnte ihn nicht mehr beruhigen und wollte nicht, dass man ihn entdeckt.«

Ich fühle ein Schluchzen in meiner Kehle hochsteigen. Auf irgendeine magische Weise sind der Prinz und ich miteinander verbunden. Sogar über ein Stockwerk hinweg hat er gespürt, dass sein Herrchen in Gefahr schwebt.

»Was wollen Sie denn jetzt tun?«, fragt Marlene, als

wir in den Aufzug treten. »Sie sehen furchtbar aus. Soll ich Ihnen einen Krankenwagen rufen?«

»Nein, bitte kein Aufsehen.«

»Aber in diesem Zustand lasse ich Sie nicht ins Auto steigen«, sagt sie resolut. »Ich habe jetzt Feierabend. Normalerweise nehme ich den Bus, aber ich könnte Sie in Ihrem Auto nach Hause fahren. Was halten Sie davon?«

»Eine ganze Menge. Danke.«

Unten in der Lobby kommt mir der Prince of Wales bellend entgegengerast. Abwechselnd reibt er seinen Kopf an meinem Hosenbein und vollführt tollkühne Luftsprünge. Unterdessen ist Marlene verschwunden und kehrt in einem grauen Regenmantel zurück.

»Dann zeigen Sie mir mal, wo Ihr Auto steht.«

Draußen lässt sich Marlene die Autoschlüssel geben und bugsiert mich zur Beifahrertür, die sie für mich öffnet.

»Die Decke da ...«

»... ist eine Hundedecke.«

»Spielt keine Rolle. Sie wickeln sich jetzt da rein und setzen sich, denn Sie zittern wie Espenlaub.«

»Warum tun Sie das für mich?«

»Solidarität unter Hundebesitzern?«

Nachdem sie die Beifahrertür geschlossen hat, läuft sie auf die andere Seite des Wagens und steigt ebenfalls ein. Der Prince of Wales hockt auf meinem Schoß. Auch er zittert, so wie ich.

»Wohin soll's denn gehen?«, erkundigt sich Marlene.

»Am besten in mein Maklerbüro. Elisabethstraße, Westerland.«

»Kenne ich. Aber wollen Sie nicht lieber nach Hause? So runter, wie Sie aussehen, sollten Sie sich hinlegen.«



Während mich meine Retterin fragend anschaut, wird mir klar, dass mein Zuhause kein sicherer Ort mehr ist.

Die Gefahr ist keineswegs vorüber. Durch mein Gespräch mit Berthold Schneider haben sich die Fronten geklärt. Sowohl der Arzt als auch Eleonore wissen jetzt, dass ich ihnen auf der Fährte bin. Das lassen sie ganz bestimmt nicht auf sich beruhen. Ohnehin sind sie schon sehr weit gegangen mit dem Anschlag auf mein Maklerbüro, der versuchten Vergiftung des Prinzen und dem Einbruch in mein Reihenhaus. Ich mache mir keinerlei Illusionen darüber, was als Nächstes ansteht.

*Halt dich raus*, bin ich gewarnt worden. Dennoch habe ich weitergeforscht. Vielleicht ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, Kommissar Kröger einzubeziehen.

»Herr Dennermann?«

»Ich möchte lieber ins Büro.«

»Wie Sie wollen. Entspannen Sie sich, ja? Ich bringe Sie sicher hin.«

Marlene lässt den Motor an. Surrend drehen die Reifen auf dem rutschigen Untergrund durch, als sie etwas zu beherzt Gas gibt. Erst nach einem vorsichtigeren Versuch setzt sich der Wagen in Bewegung.

Währenddessen hole ich mein Handy heraus. Auf dem Display werden so viele Nachrichten angezeigt, dass ich ein bisschen suchen muss, um diejenige herauszufiltern, die mich am meisten interessiert.

*Hi Kristan, mein Praktikant hat inzwischen die Adresse gecheckt. Schickes Haus. Auf dem Klingelbrett gab es allerdings keine Julia Moroshan. Er hat sich bei den Nachbarn umgehört, aber den Namen kennt keiner. Tut mir leid. LG Konstantin*

Enttäuscht starre ich auf das Display. Was Julia be-

trifft, stecke ich in einer Sackgasse. Ihre Kontaktdaten sind also falsch, was darauf hindeutet, dass sie ihre Identität verschleiert. Noch ein Indiz dafür, dass sie einiges zu verbergen hat.

Ein weiteres Mal rufe ich mir die Beschreibung ins Gedächtnis, die auf Sylt kursiert. Hübsch, langes dunkles Haar, stark geschminkt. So sehen Tausende junger Frauen aus. Vielleicht hat diese Julia auch eine Perücke getragen und extremes Make-up aufgelegt, damit man sie nicht erkennt, wenn sie Petersen besuchte. Sie kann irgendwer sein.

Oh Gott. Und wenn nun Marlene ...? Meine Hände verkrampfen sich in der Hundedecke.

Du bist so ein verfluchter Idiot, schelte ich mich. Das Alter kommt hin, hübsch ist Marlene auch, und mit Make-up ist sie berufsbedingt sicherlich bestens vertraut. Liegt doch auf der Hand, dass Eleonore ihre Tochter bei Berthold Schneider einschleust, damit alles in der Familie bleibt: kurze Wege, volle Kontrolle, perfekter Service am Patienten.

Marlene sieht mich von der Seite an.

»Was haben Sie? Ist Ihnen nicht gut?«

Ich muss etwas tun. Sofort. Und es gibt nur eine Person, der ich jetzt noch vertraue.

»Nein, nein, mir ist nur gerade etwas eingefallen.«

Hektisch wähle ich Hellas Nummer. Geh ran, flehe ich stumm, geh um Himmels willen ran.

»Hi, Jamie. Na, ist dein Gesicht noch unversehrt? Hier geht es zu wie im Taubenschlag, wo bleibst du denn?«, sprudelt es aus der der Freisprechanlage.

»Hella.« Erleichterung flutet mich. »Ich sitze mit einer gewissen Marlene im Auto, einer Mitarbeiterin von

Doktor Schneider. Sie fährt mich gerade ins Büro, weil ich ... also, weil es eine Komplikation gab.«

»Doch wohl nicht einen Botox-Unfall.«

Ich kann kaum Luft holen, so eisern hat mich die Angst im Griff.

»Hör zu«, japse ich, »wenn ich in einer halben Stunde nicht im Büro angekommen bin, alarmierst du Kröger. Er soll dann sofort eine Fahndung rausgeben. Das Kennzeichen meines Wagens hast du im Kopf?«

»Scheiße, was geht da bei dir vor sich?«

»Das frage ich mich auch«, sagt Marlene konsterniert und bremst ab. »Sind Sie ein Psycho oder so was?«

Schnell drücke ich das Gespräch weg, alles Wichtige weiß Hella ja bereits. Mit einem Kloß im Hals wende ich mich an meine Chauffeurin.

»Sie heißen gar nicht Marlene, oder?«



## KAPITEL 34

Angst kann ein Freund oder ein Feind sein, so hat es mir mein Therapeut erklärt.

Ängste entstehen in der Amygdala, auch Mandelkern genannt, die zum limbischen System gehört. In dieser Ansammlung von Nervenzellen wird jede Gefahr registriert und bei Bedarf durch die Ausschüttung von Stresshormonen wie Adrenalin und Cortisol beantwortet. Doch nicht immer sind die Reaktionen der Amygdala zuverlässig – das zeigen nicht zuletzt meine Panikattacken. Aus diesem Grund soll ich jeweils genau abwägen, ob meine Angst nur ein irrationaler Impuls ist oder aber sachlich gerechtfertigt.

Das versuche ich gerade. Mit mäßigem Erfolg.

Mittlerweile hat Marlene – oder wie auch immer sie heißt – den Wagen zum Stehen gebracht. Ihr hübsches Gesicht ist kreidebleich.

»Was soll der Quatsch? Ich wollte nur hilfsbereit sein. Leiden Sie unter Verfolgungswahn?«

Ja, auch. Nur dass meine Paranoia schwerwiegende Gründe hat.

»Mir reicht's, ich steige aus«, schnaubt sie und zeigt durch die Windschutzscheibe auf den rechten Straßenrand. »Da vorn ist die Haltestelle, an der ich gleich in meinen Bus nach List einsteigen werde. Viel Glück.«

Sie schnallt sich schon ab und legt eine Hand an den Türgriff, als mir Zweifel kommen. Könnte ja durchaus

sein, dass mir die Amygdala einen Streich spielt. Hätte es Marlene wirklich auf mich abgesehen, würde sie wohl kaum so bereitwillig das Feld räumen.

»Ich weiß, ich klinge ziemlich durchgeknallt, aber bitte steigen Sie nicht aus«, bitte ich sie eindringlich. »Selber fahren ist zu gefährlich für mich. Ich gebe Ihnen, was Sie wollen, wenn Sie mich ins Büro bringen. Natürlich revanchiere ich mich auch gern mit einem Kaffee. Oder mit einem Glas Champagner.«

Misstrauisch hört sie mir zu. Ihre Hand liegt noch am Türgriff, doch ihre Miene wirkt schon nicht mehr ganz so abweisend.

»Okay, ich fahre Sie nach Westerland, aber den Kaffee können Sie alleine trinken. Sie sollten mal mit einem Profi sprechen, so verwirrt, wie Sie sind.«

»Tut mir leid«, murmele ich kleinlaut. »Ich habe Sie für Julia Moroshan gehalten.«

»Wer soll das sein?«

»Egal.« Mechanisch streichele ich das weiche Fell des Prinzen. »Es gibt Leute, die hinter mir her sind. Und halten Sie mich jetzt bitte nicht für gestört. Durch das Gespräch mit Ihrem Chef ist mir so einiges klar geworden, wer diese Leute sind, zum Beispiel.«

Noch immer zaudert sie.

»Worum ging es denn dabei?«

»Um Hinnerk Petersen, einen ehemaligen Patienten von Doktor Schneider«, erkläre ich. »Er hatte Krebs, vorgestern wurde seine Leiche gefunden, allerdings vergiftet. Theoretisch halte ich für möglich, und bitte lachen Sie mich jetzt nicht aus, dass Schneider irgendwas damit zu tun hat.«

»Das ist doch absoluter Bullshit.« Kopfschüttelnd

schaut Marlene an mir vorbei zum Scheibenwischer, der leise quietschend mit immer neuen Regenmassen kämpft. »Der Tod von Krebspatienten ist das Letzte, was mein Chef will. Wissen Sie, was er an denen verdient?«

»Nein?«

Beiläufig startet sie den Motor und reiht sich wieder in den spärlichen Verkehr ein, wie ich aufatmend feststelle. Ich habe überreagiert, wieder einmal.

»Genug, um steinreich zu werden«, beantwortet sie ihre eigene rhetorische Frage. »Die Beauty-Treatments kommen nur on top dazu. In seinem Labor kann er zum Beispiel Generika neuer Medikamente wie Keytruda herstellen, eine Einzeldosis kostet achttausend Euro.«

Das höre ich zum ersten Mal. Mir war nicht bewusst, dass Krebsmedikamente so teuer sind – und offenbar ein lukratives Geschäft, wenn man sie selbst herstellt. Womit Schneider tatsächlich kein Interesse daran gehabt haben kann, Hinnerk Petersen in den Tod zu schicken.

»Warum sollte mein Chef eine Kuh schlachten, solange er sie melken kann? Bildlich gesprochen, meine ich.« Marlene bremst ein wenig ab, bevor sie einen Radfahrer überholt, der sich in einem triefenden Plastikumhang durch den Regen quält. »Ich erinnere mich an Petersen. Er war Privatpatient und hätte jeden Preis bezahlt, um neue Medikamente auszuprobieren.«

Dennoch. The Truth hat mich auf seine etwas umständliche Art zu Berthold Schneider geschickt. Also muss es eine Verbindung zu Eleonore und Julia geben.

»Mein Chef hat sogar noch vor Kurzem einen Demenzttest mit Petersen durchgeführt«, erzählt Marlene weiter. »Ich musste die Antworten in den PC eingeben,

deshalb weiß ich, dass wir einen sogenannten MMST-Test angewendet haben, den Mini Mental Status Test.«

Es wird immer interessanter. Auch ich hatte ja schon darüber nachgedacht, dass man das Testament nur dann erfolgreich anfechten kann, wenn Petersens geistige Unzurechnungsfähigkeit zweifelsfrei belegbar ist.

»Was hat der Test ergeben?«, frage ich gespannt.

»Petersen war völlig klar.« Um ihre Aussage zu unterstreichen, pocht sich Marlene scherzhaft mit der Faust an den Kopf. »Wir testeten ja alles Mögliche, Orientierung, Merkfähigkeit, Sprachbeherrschung, Rechnen. Das hat er alles prima hingekriegt.«

Aha. Die Überschreibung des Hauses auf Julia Moroshan dürfte damit so gut wie unanfechtbar sein. Ganz schön raffiniert, dem alten Herrn beste geistige Gesundheit attestieren zu lassen, bevor man ihn umbringt.

Nur welche Rolle Tristan Petersen in diesem Komplott spielt, verstehe ich nicht ganz. Die drei kollaborieren – oder konkurrieren? Falls Eleonore und Julia etwas gegen den Petersen-Sohn in der Hand haben, lassen sie ihn bestimmt leer ausgehen. Womöglich war er am Mord von Mia van Hollst beteiligt. Ja, das macht Sinn. Damals hat er sich wohl davon versprochen, sein Erbe zu sichern. Jetzt wird er wegen des Mords vom Mutter-Tochter-Duo erpresst, das wiederum Petersen getötet hat.

Kompliziert, aber plausibel. Endlich kann ich die losen Fäden meiner Recherchen zu einem Geflecht verbinden, dessen Muster ein aufschlussreiches Bild ergibt.

Die Hundedecke fester um meine Schultern ziehend, starre ich auf die regennasse Straße. Ich frage mich, ob ich Kröger informieren sollte; wenigstens über einen

Teil meiner Recherchen, denn mittlerweile kann ich immerhin den nächsten Beweis für meine noch etwas wackeligen Theorien liefern.

Wieder nehme ich das Mobiltelefon zur Hand und suche Krögers Nummer heraus. Dass Marlene via Freisprechanlage mithört, stört mich nicht weiter. Vielleicht ist es sogar ganz gut, wenn sie erfährt, dass ich im Kontakt mit der Polizei stehe und nicht irgendein versprengter Irrer bin, der mit verworrenen Verdächtigungen um sich wirft.

»Hauptkommissar Kröger?«

»Ich bin's, Kristan Dennermann.«

»Alles in Ordnung? Ihre Money Penny hat mich gerade angerufen, aber so richtig bin ich nicht daraus schlau geworden.«

»Honey Penny«, verbessere ich den Kommissar, wenngleich das natürlich wenig zur Sache tut. »Mir geht's so weit gut. Ich möchte Ihnen einen weiteren Tipp geben.«

»Nur zu. Bin ganz Ohr.«

»Es geht um eine Frau, die sich als Erbin von Petersens Anwesen herausgestellt hat. Laut Grundbuchamt Niebüll heißt sie Julia Moroshan und muss ein lebhaftes Interesse daran gehabt haben, ihr Erbe so rasch wie möglich anzutreten. Falls Sie verstehen, was ich meine.«

»Absolut.«

»Diese Julia ist unauffindbar. Das wird seinen Grund haben, weshalb ich es für sinnvoll hielte, sie für eine Fahndung auszuschreiben.«

Beim Wort Fahndung wirft mir Marlene einen Blick zu, als sei ich ihr doch nicht ganz geheuer.

»Wie sicher sind Sie, Herr Dennermann?«, fragt Kröger.



Meine Augen folgen dem Scheibenwischer, der kaum noch den Regen auf der Windschutzscheibe bewältigt.

»Neunundneunzig Prozent.«

»Gut«, erwidert er nach einer kurzen Pause. »Das genügt mir, um den ganzen Schlamassel mit der Staatsanwaltschaft auf mich zu nehmen. Aber wehe, Sie liegen falsch, Herr Dennermann.«

»Dann – was?«

»Dann verhafte ich Sie mitsamt Ihrem Hund.« Kröger lacht aufgeräumt. »Sorry, war nur ein Scherz. Ich habe schon eine Belobigung von ganz oben bekommen, weil wir die Leiche von Mia van Hollst aus der Wand geholt haben. Wobei das Lob ja eigentlich Ihnen gebührt.«

Erneut werde ich von Marlene mit einem entgeisterten Seitenblick bedacht.

»Ist das Kriminallabor schon weiter mit Mia?«, erkundige ich mich.

»Was die Identitätsfeststellung betrifft, noch nicht, da können wir momentan nur auf die Kundenkarte Alsterhaus zurückgreifen. Aber man hat Spuren von Arsen in ihrem Haar gefunden. Mia van Hollst wurde vergiftet, so wie ihr dahingeschiedener Gatte.«

»Derselbe Täter.«

»Mit großer Sicherheit«, bestätigt der Kommissar. »Jeder Mörder, der nicht im Affekt handelt, sondern geplant vorgeht, hinterlässt eine individuelle Handschrift. So was lernt man schon im ersten Jahr auf der Polizeischule.«

»Gratulation, da haben Sie ja gut aufgepasst.«

»Jetzt werden Sie mal nicht frech. Wo sind Sie überhaupt?«

Ich spähe nach draußen in das ungemütliche Wetter.

»Irgendwo zwischen Rantum und Westerland, später im Büro.«

»Dann schaue ich nachher noch mal vorbei. Und danke für den Tipp. Ich werde alle Hebel in Bewegung setzen, dass die Fahndung startet.«

Nachdem der Kommissar das Gespräch beendet hat, hole ich tief Luft.

»Ich denke, ich sollte Ihnen ein paar weitere Dinge erklären, Marlene.«

»Ein paar Dinge?« Sie schnauft sarkastisch. »Ich gucke schon dauernd, wo hier die versteckte Kamera ist. Oder wollen Sie etwa behaupten, dieses ganze Gefasel von Leichen und Morden ist echt?«

»So echt wie der Regen draußen. Entschuldigung, könnten Sie möglicherweise etwas langsamer fahren? Ich habe, na ja, sehr schlechte Erfahrungen mit Schlechtwetterverhältnissen.«

Das ist dermaßen tiefgestapelt, dass ich selbst staune, wie ich es fertigbringe, das Unausprechliche des damaligen Unfalls so leicht über die Lippen zu bringen.

»Ich würde ja gerne langsamer fahren.« Marlene schaut in den Rückspiegel. »Aber da fährt so ein Idiot immer dichter auf. Der könnte uns längst überholt haben, wenn er's so eilig hat, trotzdem klebt er mir an der Stoßstange.«

Ich drehe mich halb um. Tatsächlich. Ein silberner Pick-up folgt uns mit aufgeblendeten Scheinwerfern. Mir wird kalt. Eiskalt. Es ist das gleiche Modell, das mir gestern auf dem Weg nach Hörnum aufgefallen ist. Höchstwahrscheinlich ist es derselbe Pick-up. Er ist uns schon so nahe gekommen, dass sein grelles Licht den Innenraum des Wagens erhellt.

»Der blendet mich richtig«, beschwert sich Marlene, während sie den Rückspiegel ein wenig zur Seite klappt.

»Halten Sie an, bitte.«

»Was?«

»Sofort anhalten.« Ich weiß, wem der Pick-up gehört. Und ich weiß mit tödlicher Sicherheit, was der Fahrer vorhat. »Da rechts kommt eine Seitenstraße. Ohne Blinken einfach reinfahren und anhalten, ja?«

»Das geht nicht«, protestiert Marlene, »die Straße ist viel zu rutschig für solche Ausweichmanöver, da würden wir im Graben landen.«

»Tun Sie's einfach!«, brülle ich.

Marlene reißt das Steuer herum. Sofort gerät der Wagen ins Trudeln, schlingert unkontrollierbar auf dem nassen Asphalt herum, bricht zur Seite aus und rast mit voller Wucht auf einen Laternenmast zu.

Ich brülle nicht mehr. Alles wiederholt sich, alles, alles. Ich bin verflucht, immer und immer wieder dasselbe Trauma zu durchleben. Aber dieses Mal wird es das letzte Mal sein, endgültig.

»Der Aufprall«, »ein gellender Schrei«, »das Blut« – das sind die letzten Worte, die mich durchzucken, bevor mir schwarz vor Augen wird.



## KAPITEL 35

»Dich kann man aber auch nicht alleine lassen«, grummelt Hella, als sie mir einen Espresso auf das Tischchen zwischen den beiden Sesseln stellt.

»Wie geht es Marlene?«, flüstere ich.

»Kannst sie selber fragen.«

Ich sehe zum Empfangstresen, wo die Mitarbeiterin von Berthold Schneider aufgeregt telefoniert, eingehüllt in eine Rettungsdecke, die ihr die Sanitäter um die Schultern gelegt haben.

»Sie hat nur ein paar Kratzer von der zerbrochenen Windschutzscheibe«, sagt Hauptkommissar Kröger. Etwas blass hängt er in dem anderen Sessel. »Zum Glück waren Sie beide angeschnallt, und die Airbags haben ordnungsgemäß funktioniert. Trotzdem, Sie haben unwahrscheinliches Glück gehabt. Das hätte ganz anders ausgehen können.«

Ich weiß. Meinen Tod habe ich ja bereits vor Augen gehabt und mich nicht einmal mehr groß dagegen gewehrt. Alles Schlechte, was mir seit dem Unfall vor elf Jahren widerfährt, nehme ich als gerechte Strafe hin. Nur dass ich um ein Haar eine vollkommen Unbeteiligte mit ins Grab genommen hätte, mache ich mir zum Vorwurf.

Doch wir sind dem Tod noch einmal von der Schippe gesprungen, Marlenes Geistesgegenwart sei Dank.

Im letzten Moment hat sie den Wagen in einem aber-

witzigen Slalom an dem Laternenmast vorbeimanövriert, um anschließend nach der klassischen Stotterbremsenmethode vorzugehen, sodass sie den Mini Cooper einigermaßen glimpflich vor ein Transformatorenhäuschen gesetzt hat. Dort endete die Schlitterpartie. Mit einem Blechschaden. Die Windschutzscheibe ist hin, der Kühler, die vorderen Scheinwerfer. Aber was macht das schon, wenn man lediglich mit einem leichten Schleudertrauma davongekommen ist?

Während ich einen Schluck von dem Espresso nehme, kraule ich mit der anderen Hand den Prince of Wales. Eingeklemmt zwischen dem Körper seines Herrchens und dem sich ruckartig aufblähenden Airbag, ist mein Corgi zwar in eine recht beengte Lage geraten, Verletzungen hat er jedoch nicht davongetragen.

»Und Sie glauben, den silbernen Pick-up von Eleonore Goosejacob erkannt zu haben?«, vergewissert sich Kommissar Kröger ungefähr zum dritten Mal.

»Sah jedenfalls so aus.« Ich hebe die Achseln. »Keine Ahnung, wie viele solcher Pick-ups es auf Sylt gibt, doch ja, Eleonore besitzt so ein Modell.«

»Das werde ich überprüfen lassen«, erwidert Kröger und macht sich eine Notiz auf seinem Handy. »Sofern sich Unfallschäden an dem Wagen zeigen, wäre das ein erster Hinweis darauf, dass tatsächlich Frau Goosejacobs Pick-up an Ihrer Schlitterpartie beteiligt war.«

»Haben Sie schon die Fahndung nach Julia Moroshan veranlasst?«, schneide ich ein neues Thema an.

»Die entsprechende Abteilung ist informiert.« Der Kommissar hebt einen Daumen, bringt ihn dann aber wackelnd in die Waagerechte. »Besonders flott wird das leider nicht gehen. Wir haben zu wenig Leute auf der

Insel, und falls sich Frau Moroshan auf dem Festland befindet, kann die bundesweite Fahndung Wochen oder Monate dauern. Falls man sie denn überhaupt findet.«

»Warum ordnen Sie keine Hausdurchsuchung bei Eleonore Goosejacob an?«, fragt Hella, heute in einem lässig geschnittenen violetten Hosenanzug. Herausfordernd baut sie sich vor Kröger auf. »Wie viel muss denn noch passieren? Herr Dennermann wäre heute fast draufgegangen, weil sie ihm einen Todesengel geschickt hat!«

»Dafür gibt es keine gerichtsrelevanten Beweise.«

»Aber zwei Zeugen«, meldet sich Marlene zu Wort, die ihr Telefonat inzwischen beendet hat.

»Bitte, Frau Itzwert, setzen Sie sich.« Ritterlich steht der Kommissar auf, um ihr seinen Platz anzubieten. »Wir können ja nicht einmal sicher sein, ob der Fahrer des Pick-ups Sie vorsätzlich gefährdet hat.«

Marlene tauscht einen Blick mit Hella. Die beiden Frauen scheinen sich gut zu verstehen.

»Die Situation war eindeutig«, berichtet sie. »Schließlich saß ich am Steuer und konnte alles im Rückspiegel beobachten. Der Pick-up folgte uns schon, seit wir bei Doktor Schneider losgefahren sind. Er hat sogar abgebremst, als wir zwischendurch anhielten. Danach fuhr er immer dichter auf, bis er uns fast touchierte.«

»Ein Versehen schließen Sie aus?«, hakt Kröger nach. »Unachtsamkeit? Menschliches Versagen?«

»Nein, er hätte uns jederzeit überholen können.« Unwirsch bläst sich Marlene ein paar Ponyfransen aus der Stirn. »War ja so gut wie keiner unterwegs bei dem Wetter. Das war volle Absicht.«

»Und jetzt trinken wir einen Überlebenswein, den

guten Pfälzer, keine Widerrede«, verkündet Hella, die vier Weingläser auf den Tresen stellt. »Unterdessen, Herr Hauptkommissar Kröger, sollten Sie allmählich über Polizeischutz für Herrn Dennermann nachdenken.«

Tatsächlich scheint er schon darüber nachgedacht zu haben, denn er wirkt nicht im Mindesten überrascht.

»Das wäre angemessen. Sofern Herr Dennermann zustimmt.«

Ich bin nicht so überzeugt von dieser Maßnahme. Mittlerweile habe ich eine neue Mail von The Truth erhalten. Stil und Tonfall unterscheiden sich von den vorherigen Mails, und ich wurde auch nicht zu einem sonderlich markanten Punkt der Insel bestellt, aber immerhin, die Schnitzeljagd bewegt sich offenbar auf die Ziellinie zu.

*Das Ende naht. Morgen früh sieben Uhr am Oststrand Süderheidetal, den kennen Sie ja. Dann erhalten Sie Beweise für Ihre Vermutungen. Ich werde auf Sie warten.*

Der Satz »Das Ende naht« irritiert mich ein bisschen, weil er an das Weltuntergangs-Geraune obskurer Sekten erinnert, andererseits elektrisiert mich die Ankündigung, dass The Truth persönlich kommen wird. Ich möchte unbedingt den geheimnisvollen Informanten kennenlernen, der mir auf kunstvoll komplizierte Weise einen Tipp nach dem anderen gegeben hat. Mit Polizeibegleitung wäre das allerdings unmöglich. The Truth ist scheu. Er wird mir kaum seine Identität offenbaren, wenn ich mit Begleitung auftauche.

»Ich überlege es mir noch«, antworte ich ausweichend.

»Was gibt es da zu überlegen?«, interveniert Hella.  
»Das heute war ein Mordanschlag. Wenn du erst mal tot  
im Straßengraben ...«

Erschrocken schlägt sie sich eine Hand vor den Mund.  
Hella kennt mein Trauma. Sie kennt auch die Dramen,  
die sich daran knüpfen. Kommissar Kröger, der die Hin-  
tergründe natürlich nicht kennt, nimmt kopfschüttelnd  
seine Dienstmütze ab.

»Aus meiner Perspektive erübrigen sich weitere Dis-  
kussionen. Wir haben genügend Hinweise darauf, dass  
Herr Dennermann gefährdet ist. Also«, mit einem Aus-  
druck ehrlicher Besorgnis wendet er sich an mich, »es  
gibt jetzt zwei Möglichkeiten: Entweder sagen Sie mir  
ganz konkret, wer Sie bedroht, oder ich kommandiere  
zwei Kollegen ab, die Sie Tag und Nacht bewachen.«

Wenn es doch so einfach wäre. Auf den Polizeischutz  
möchte ich wegen The Truth verzichten, und Eleonore  
offen zu beschuldigen, ohne hieb- und stichfeste Be-  
weise zu haben, halte ich für unklug. Der Demenztest,  
den Hinnerk Petersen bei Schneider absolviert hat, ist  
ein wichtiges Indiz, dass sie und ihre Tochter mit dem  
Arzt unter einer Decke stecken, eine kriminelle Hand-  
lung kann man ihr damit aber nicht nachweisen.

In diesem Moment surrt mein Handy, eine unbe-  
kannte Nummer erscheint auf dem Display. Es ist genau  
siebzehn Uhr, und siedend heiß erinnere ich mich jetzt  
daran, dass ich Cheyenne anrufen sollte. Ihren kleinen  
gelben Post-it-Zettel habe ich noch in der Hosentasche.

*Heute Nachmittag um fünf telefonieren. Ist super-  
wichtig.*

Seltsam nur, dass die Nummer nicht zu denen passt,  
die ich anhand von Cheyennes durchgewichtem Post-it-



Zettel eingespeichert habe. Dennoch entschließe ich mich, das Gespräch anzunehmen.

»Tut mir leid, da muss ich ran«, entschuldige ich mich und gehe eilig vor die Tür.

Draußen schlägt mir heftiger Regen ins Gesicht, weshalb ich mich unter die rot-weiß gestreifte Markise des Souvenirgeschäfts nebenan flüchte.

»Hallo? Wer ist da?«

»Cheyenne«, wispert es in mein Ohr. »Endlich kann ich mit Ihnen sprechen. Frau Goosejacob hat gerade einen Notartermin, bei dem ich nicht zugegen sein darf.«

Ein vorübergehender Passant bedenkt mich mit einem abfälligen Blick. Bestimmt hält er mich für einen Obdachlosen, weil ich immer noch in die karierte Hundedecke eingewickelt bin. Doch das ist mir momentan vollkommen gleichgültig.

»Rufen Sie von Ihrem eigenen Handy an?«

»Gott bewahre, nein«, flüstert Cheyenne. »Ich habe mir das Handy von einer Sekretärin der Anwaltskanzlei ausgeliehen. Heute Mittag konnte ich Frau Goosejacob zufällig belauschen, als sie mit ihrem Anwalt telefonierte. Sie lässt mein Handy überwachen, meine E-Mails, alles. Die ist komplett paranoid.«

Dann sind wir ja schon zwei.

Ich schaue hoch zur Markise, die sich durch die Wassermassen ballonartig ausbeult. Offensichtlich zieht Eleonore jetzt alle Register, und da sie ohnehin Privatdetektive beschäftigt, kann sie wohl auch solche Abhöraktionen in Auftrag geben.

»Wie geht's Ihnen damit, Cheyenne?«, frage ich.

»Unterirdisch. Aber deshalb wollte ich Sie nicht anrufen.«

»Weshalb dann?«

»Sehnsucht?« Ein mädchenhaftes Lachen ertönt.  
»Nein, ich habe mitbekommen, dass Frau Goosejacob eine Tochter hat. Julia.«

Ist mir bereits bekannt, bin ich versucht zu sagen, zügele mich jedoch. Es ist rührend, dass Cheyenne mich ins Vertrauen zieht, das möchte ich ihr nicht kaputt machen. Und ich freue mich über das Wörtchen Sehnsucht, auch wenn sie es gleich wieder zurückgenommen hat.

»Wir sind heute kreuz und quer durch Hamburg gefahren und haben lauter Adressen abgeklappert, um diese Julia zu finden«, spricht Cheyenne hastig weiter.  
»So wie es aussieht, sind Mutter und Tochter bis aufs Blut verfeindet.«

Eleonore und Julia verfeindet? Keine partner in crime? Damit hätte ich niemals gerechnet.

»Als wir in Winterhude in einem schicken Wohnhaus vergeblich nach der Tochter gesucht haben, sagte Eleonore bei sich: ›Du Miststück, wenn du denkst, du kriegst Hinnerks Haus, hast du dich geschnitten.« Sie dachte wohl, ich hätte es nicht gehört«, wieder lacht Cheyenne leise. »Aber ich habe gute Ohren.«

Vollkommen perplex starre ich in den pladdernden Regen. Diese Wendung hätte ich nun wirklich nicht erwartet. Wird damit meine gesamte Theorie hinfällig, oder bedeutet es, dass nur Eleonore und Doktor Schneider miteinander paktieren?

»Wann kommen Sie zurück nach Sylt, Cheyenne?«

»Heute, mit dem letzten Autozug. Ich kriege den Abend sogar frei. Musste mir auch ganz schön die Hacken ablaufen in Hamburg, shoppen waren wir ja auch noch.«

Eine Frage lag in der Antwort, so versteckt, dass man sie leicht überhören könnte: Ich kriege sogar frei. Aber so etwas überhöre ich selten oder nie. Mit Untertönen, Zwischentönen, falschen Tönen und versteckten Andeutungen kenne ich mich aus, schon von Berufs wegen.

»Also, Cheyenne, wenn Sie später noch was trinken möchten ...«

Den zweiten Teil des Satzes lasse ich in der Schwebel, so sehr ängstigt es mich auf einmal, von dieser jungen Frau ausgelacht zu werden.

»Warum nicht?« Cheyennes Stimme kiekst ein bisschen. »Dann müssten wir uns aber schon jetzt verabreden, weil ich nicht weiß, ob ich später noch einmal telefonieren kann. Mein Handy wird ja abgehört. Und wir dürften uns auch nicht in einem Lokal blicken lassen. Frau Goosejacob hat überall ihre Späher.«

Hm. Schwierig. Für einen Abendspaziergang ist es heute zu regnerisch. Spontan hätte ich sie gern zu mir nach Hause eingeladen. Doch das wirkt womöglich zu intim, wenn nicht sogar aufdringlich. Außerdem ist mein Zuhause nach dem Einbruch kein sicherer Ort mehr.

»Was halten Sie davon, wenn wir uns in der Wohnung meiner Assistentin treffen?«

»Ihrer – Assistentin?«

Richtig begeistert scheint sie nicht zu sein.

»Hella ist eine enge Freundin«, versichere ich. »Sie wird Ihnen gefallen. Ich könnte auch was für uns kochen. Mögen Sie gedämpften Babysteinbutt an Rata-touille?«

»Warum nicht.«

»Dann um neun in Tinnum?« Ich nenne ihr die genaue Adresse.

»Ach, da, wo Burger King ist? Ich liebe die Doppel-Whopper! Soll ich welche mitbringen? Dann brauchen Sie nicht extra zu kochen. Doppel-Whopper sind echt köstlich!«

Obwohl mir so gar nicht danach ist, muss ich lächeln. Burger King. Nein, Cheyenne mag keinen Fisch. Aber ich mag Cheyenne.



## KAPITEL 36

»Gute Nachrichten?«, fragt Kommissar Kröger. »Sie haben da so was ...«

»... Verknalltes im Gesicht«, gluckst Hella. »So sieht Jamie immer aus, wenn er mit Johanne telefoniert hat. Stimmt's? War das Johanne?«

Peinlich berührt mustere ich die beiden. Die angekündigte Weinflasche hat sich inzwischen fast geleert, die Stimmung ist heiter, fast aufgekratzt. Ich vermerke positiv, dass Hella und Kröger ihre Fehde offenbar beigelegt haben. Suchend blicke ich mich um.

»Wo ist Marlene?«

»Schon gegangen«, antwortet Hella mit einem Anflug von Bedauern. »Sie müsse den Schock verkraften und sich ausruhen, meinte sie. Das solltest du auch tun. Ist übrigens eine tolle Frau, diese Marlene.«

»Nicht nur das, Herr Dennermann hat ihr sein Leben zu verdanken«, fügt Kröger ernster als vorher hinzu. »Muss man erst mal bringen, in so einer Situation die Nerven zu bewahren.«

»Morgen werde ich ihr Blumen schicken.« Ich gehe zum Tresen, nehme mir ein Glas und fülle es mit dem restlichen Wein. »Nett, dass ihr mir was übrig gelassen habt, Honeypenny.«

»Ich mache noch eine Flasche auf«, sagt sie vergnügt. »Wir müssen doch feiern, dass unser charmanter Eisblock endlich aufgetaut ist. Sieht ganz danach aus, als

würde sich der Herr Kommissar langsam akklimatisieren.«

»Ach, muss man das?«, fragt er mit einem ironischen Lächeln.

»Sylt ist speziell, nicht nur klimatisch«, erklärt Hella, die als gebürtige Westländerin den Status einer Expertin beanspruchen darf. »Da kann man nicht einfach reinschneien wie auf eine Party und sich unter die Leute mischen. Wir Sylter haben unsere eigene Art, unsere eigene Sprache. Unsere eigenen Regeln.«

Dem kann ich nur beipflichten. Auch ich habe einige Zeit gebraucht, um die Leute hier oben am äußersten Rand der Republik zumindest ansatzweise zu verstehen. Man ist halt eigen. Vor allem die alteingesessenen Sylter sind es. Sie können zwar freundlich und verbindlich sein, aber auf Fremde reagieren sie jahrelang reserviert, bevor sie sich dann vielleicht doch noch öffnen.

Bei Simon war ich sicher gewesen, diese Phase erreicht zu haben, mittlerweile hat sich der Eindruck verflüchtigt. Ich kann nur ahnen, was mir mein alter Freund alles verschweigt. Lediglich Warnungen hat er ausgesprochen. Entschieden zu wenig für eine Freundschaft, die diesen Namen verdient.

»Also? Wollen wir dann die nächste Flasche köpfen?«, fragt Hella munter.

»Ohne mich.« Der Kommissar steht auf. »Leider muss ich meine Akklimatisierung ein andermal fortsetzen. Herr Dennermann, könnte ich Sie kurz unter vier Augen sprechen?«

»Natürlich. Ich begleite Sie hinaus. Hella, ist es okay, wenn ich danach einen kurzen Gassigang mache?«

»Sicher«, nickt sie, »ich warte auf dich.«

Der Prince of Wales ist außerordentlich erfreut, dass es noch einmal rausgeht. Aufgeregt springt er an mir hoch, als ich ihm die Leine anlege.

Draußen vor der Tür setzt Kröger seine Dienstmütze auf und sieht mich durchaus sympathisierend, aber auch mit einer gewissen Strenge an.

»Die Dinge spitzen sich zu, wir können uns jetzt keine Fehler mehr erlauben. Was wir brauchen, sind Ergebnisse, und zwar schnell. Überlegen Sie sich deshalb gründlich, ob Sie weiter diese Geheimniskrämerei betreiben wollen. Und denken Sie bitte auch darüber nach, ob Sie nicht doch Polizeischutz möchten.«

»Die Botschaft ist angekommen«, erwidere ich zögernd.

Der Kommissar stöhnt vernehmlich.

»Der oder die Verdächtigen, hinter denen Sie her sind, wie gefährlich sind die?«

Auf einmal fange ich an zu frieren. Man sagt ja, ein Schock trete immer mit Verzögerung ein, und jetzt ist offenbar der Zeitpunkt gekommen, an dem das Adrenalin verebbt. Meine Knie werden weich, wenn ich an den Unfall denke, an den Pick-up, der mich fast vom Leben in den Tod befördert hätte.

»Ich will nicht, dass Sie sich in Gefahr bringen«, ergänzt Kröger leise. »Und das nur, weil Sie den Ehrgeiz haben, den oder die Täter selbst zur Strecke zu bringen. Solche Leute sind einem immer zwei Schritte voraus.«

»Morgen weiß ich mehr.« Das hoffe ich jedenfalls. »Wir könnten uns mittags treffen, vielleicht auf einen Kaffee?«

»Wie wär's mit reinem Wein?«

»Darauf wird es wohl hinauslaufen.« Tief einatmend

versuche ich mich an einem zuversichtlichen Gesichtsausdruck. »Ich habe so meine eigene Taktik.«

»Auch Ihre eigenen Regeln, wie Ihre Assistentin gerade sagte?«

Eine sehr direkte Frage. Ich habe durchaus vor, den Kommissar in alles einzuweißen, doch es fehlen halt noch ein paar Puzzlesteine, die mir nur The Truth liefern kann. Und die ich dringend brauche.

Mir ist vollkommen bewusst, dass ich mit Eleonore eine Frau an den Pranger stellen würde, die zu den Stützen der Sylter Gesellschaft zählt. Eine allseits gefeierte Wohltäterin, die soeben unter öffentlichem Applaus eine große Summe für den Küstenschutz gespendet hat, beschuldigt man nicht ohne wasserdichte Beweise. Ähnliches gilt für Berthold Schneider. Einem erfolgreichen Arzt, der weit über die Grenzen Sylts hinaus einen exzellenten Ruf genießt, Beihilfe zum Mord qua Giftmischerei zu unterstellen, wäre sozialer Selbstmord, wenn ich nicht mit harten Fakten aufwarte.

Und wer hätte mir solche ungeheuerlichen Anschuldigungen abgenommen? Ich selbst würde es ja nicht glauben, wenn ich nicht einige belastende Details erfahren hätte.

»Wir sehen uns morgen«, sage ich nur.

Der Kommissar fixiert mich eindringlich, und ich erkenne die echte Besorgnis in seinen Augen, dann dreht er sich um und geht mit energischen Schritten seiner Wege.

Irgendwann könnte ich mit ihm befreundet sein. Je näher ich Jan Kröger kennenlerne, desto mehr schätze ich ihn.

Inzwischen hat der Regen nachgelassen. Ich bin ganz



froh über einen kleinen Spaziergang, weil ich immer noch zittere, zweifellos ein Nachbeben des Schocks. Ich muss runterkommen. Und atmen.

Müßig schlendernd mache ich mich zur gewohnten Runde mit dem Prinzen auf, der alle zwei Meter sein Revier markiert und eifrig Ausschau nach Artgenossen hält. Viel los ist nicht rund um die Friedrichstraße. Der starke Regen hat selbst die wetterfestesten Haudegen ins Haus getrieben. Auch die Restaurants sind nur mäßig gefüllt, wie ich im Vorübergehen feststelle.

In den Seitenstraßen ist es noch leerer. In Ermangelung von Geschäften und Restaurants herrscht hier Friedhofsruhe.

Etwa zwanzig, dreißig Meter bin ich noch vom Büro entfernt, als mir ein junger Typ im schwarzen Kapuzenshirt entgegenkommt, mit hochgezogenen Schultern und einer Kippe im Mundwinkel. Instinktiv wechsele ich die Straßenseite. Der Typ tut dasselbe.

Zufall? Seine Statur erinnert mich plötzlich an die Silhouette des Einbrechers. Verflucht. Ich habe völlig ausgeblendet, dass ich heute knapp einem Mordversuch entgangen bin, Marlene sei Dank. Ist doch klar, dass der nächste Versuch nicht lange auf sich warten lässt. Jetzt heißt es schnell sein.

Blitzartig schlage ich einen Haken und renne an dem Kerl vorbei, doch wie befürchtet heftet er sich sofort an meine Fersen. Ich setze zum Spurt an. Obwohl der Schmerz in meinem linken Bein wieder aufflammt, laufe ich um mein Leben, und der Prinz läuft mit. Er hat sofort verstanden, welchen Umweg ich zurück zum Büro nehme.

Außer Atem biege ich wieder in die Elisabethstraße

ein. Ein halber Häuserblock trennt mich noch von einem Schicksal, das ich mir lieber nicht so genau ausmalen möchte.

Du schaffst es, feuere ich mich an. Du musst es schaffen!

Leider bin ich nicht schnell genug. Schon meine ich, den Atem meines Verfolgers im Nacken zu spüren, als mir eine Reisegruppe den Weg verstellt. Es sind lauter ältere Herrschaften, ein Kegelerverein vielleicht oder eine Seniorensportgruppe, die sich vor einer Pension versammelt, alle in ähnlichen Windjacken, die Damen mit durchsichtigen Plastikregenhauben.

Ein menschlicher Schutzschild.

Ich verlangsame meinen Schritt. Dann tauche ich in die Gruppe ein.

»Meine Damen, meine Herren«, erhebe ich keuchend die Stimme, »mein Name ist Kristan Dennermann, mein Maklerbüro ist ganz in der Nähe. Darf ich Ihnen ein Souvenir anbieten? Es gibt Flyer, Streichholzbriefchen und Schlüsselanhänger mit Syltmotiven.«

Sonst ärgere ich mich immer über Laufkundschaft, die mich mit solchen Wünschen behelligt. Jetzt bin ich heilfroh, dass die meisten Touristen scharf auf Sylt-Gimmicks sind. Die Reaktion besteht aus allgemeiner Zustimmung. Umgeben von der Phalanx der Reisegruppe, bewege ich mich auf das Büro zu, bis wir den Eingang erreicht haben.

»Honeypenny«, rufe ich ins Entree, »holst du mir bitte die Werbegeschenke? Etwa zwanzig Stück.«

Ihr karottenroter Haarschopf erscheint hinter der Glastür, die sie einen Spalt öffnet.

»Zwanzig? Dein Ernst?«

»Mach einfach.«

Eine Minute später verteile ich alles, bis nichts mehr übrig ist, währenddessen beobachte ich aus dem Augenwinkel, wie der Kapuzenmann hinter der nächsten Ecke verschwindet. Er hat aufgegeben. Vorerst.

»Einen schönen Aufenthalt noch auf unserem nordfriesischen Eiland«, antworte ich auf die zahlreichen Dankesbezeugungen der älteren Herrschaften. »Hoffen wir, dass das Wetter besser wird!«

Dann wanke ich ins Büro, das Hella bereits aufgeräumt hat. Mit gekreuzten Armen steht sie neben dem Empfangstresen.

»Was war das denn, Jamie? Bist du jetzt der gute Mensch von Westerland?«

Ich sollte ihr sagen, was vorgefallen ist. Sie ins Vertrauen ziehen. Doch was würde das nützen, außer dass ich sie zu Tode erschrecke? Besser, ich beratschlage mit ihr, wie wir weiter vorgehen. Nicht zuletzt das Auftauchen des Kapuzenmanns hat mir vor Augen geführt, dass ich jetzt alles daransetzen muss, so schnell wie möglich den Machenschaften auf den Grund zu gehen, die auch für mich lebensbedrohlich geworden sind.

»Nenn es eine sentimentale Anwandlung«, erwidere ich leichthin. »Oder einen karmischen Ausgleich dafür, dass ich den Unfall überlebt habe.«

»Du spinnst.« Hella grinst etwas schief. »Aber gut, dass wir endlich eine Minute für uns haben. Ich muss dir nämlich etwas erzählen.«

»Ich dir auch.«

Nachdem wir in den gelben Sesseln Platz genommen haben, lässt sie mir mit einer einladenden Geste den Vortritt.

»Wir müssen neu denken«, eröffne ich das Gespräch.

»Eleonores Hausmädchen hat mir eben gesteckt, dass Julia und ihre Mutter keineswegs ein Herz und eine Seele sind. Die beiden bekämpfen einander aufs Blut.«

»Ach, mit dieser Cheyenne hast du also telefoniert«, schlussfolgert Hella scharfsinnig. »Alle reden ja nur noch davon, wie du ihr gestern auf der Hundewiese aus der Patsche geholfen hast. Lläuft da was mit euch?«

Das ist halt Sylt. Hier bleibt wenig verborgen.

»Jedenfalls wirft das ein ganz anderes Licht auf die Ereignisse«, fahre ich fort, Hellas Frage ignorierend. »Was bedeutet, dass wir mehr über diese Julia in Erfahrung bringen müssen. Eine Dame des Gewerbes ist sie gewiss nicht.«

Versonnen knabbert Hella an ihrer Unterlippe, bevor sie zu einer Erwiderung ansetzt.

»Das Testament könnte uns einigen Aufschluss über sie geben. Doch es gibt ein Problem – Sonnenburg ruft nicht zurück. Dabei hat er tatsächlich das Testament aufgesetzt und könnte uns weiterhelfen. Seine Sekretärin wurde richtig pampig am Telefon, als ich gefragt habe, warum er sich nicht meldet.«

Auf meiner Kopfhaut beginnt es zu kribbeln. Doktor Sonnenburg war bisher immer mein Gewährsmann und sehr kooperativ, wenn es um Informationen ging, die er nur unter der Hand preisgeben konnte. Im Gegenzug habe ich ihm zu einigen attraktiven Immobilien verhol-fen, die er ohne meine Unterstützung schwerlich ergat-tert hätte. Warum also mauert er plötzlich?

»Vielleicht steckt Tristan Petersen dahinter«, spricht Hella aus, was auch mir die einzige Erklärung zu sein scheint. »Er könnte Sonnenburg irgendwie manipuliert haben.«

»Und Eleonore lässt ihre Kontakte für ihn spielen, um Sonnenburg unter Druck zu setzen«, setze ich hinzu.

»Ergo müssen wir uns das Testament irgendwie anders beschaffen.« In Hella Augen blitzt es schelmisch auf, weil sie offenbar meine Gedanken errät. »Genau, Jamie. Wir sollten es uns holen.«

Einfach wird das nicht. Ohne gewisse Grenzüberschreitungen haben wir wenig Chancen, Einblick in das Testament zu nehmen.

»Warte mal, ich schaue in der Sylt-Agenda nach«, murmelt Hella und tippt auf ihrem Handy herum. »Was haben wir denn da ... aha, der Jour fixe im Golfclub Bundersand. Den verpasst Sonnenburg nie, schließlich ist er da ein hohes Tier.«

Meine Müdigkeit ist wie weggeblasen, mein Jagdfieber geweckt. Die Kampener Villa, in der Doktor Sonnenburg residiert und in der sich auch seine Büroräume befinden, habe ich ihm vor drei Jahren vermittelt. Auch den aufwendigen Umbau habe ich begleitet.

Rascher, als ich es mir zugetraut hätte, laufe ich in mein Arbeitskabuff und klappe den Laptop auf. Die Baupläne der Villa müsste ich noch im System haben. Und tatsächlich tauchen sie in der Liste der Grundrisse unter S wie Sonnenburg auf.

»Wir gehen wirklich da rein?«, fragt Hella, die mir gefolgt ist und über meine Schulter schaut.

»So ist es«, bekräftige ich. »Wenn der Prophet nicht zum Berg kommt, kommt der Berg zum Propheten – ein altes Sprichwort, das wir beherzigen sollten. Also los. Wo parkt dein Käfer?«



## KAPITEL 37

Ich weiß, dass es verrückt ist. Ich weiß auch, dass es nicht legal ist. Aber wenn man mit dem Rücken zur Wand steht, bleibt nur die Flucht nach vorn. Oder ins Ungewisse. Zusammen mit Hella umrunde ich den fast mannshohen Friesenwall, der das Kampener Grundstück von Doktor Sonnenburg umgibt.

»Klettern wir drüber, oder wie hast du dir das gedacht?«, flüstert sie.

Ich schaue auf mein Handy, auf das ich mir die Grundrisse geschickt habe. Fein säuberlich ist alles eingetragen, die Wohn- und Schlafräume, die Badezimmer, die Versorgungsleitungen. Und die Überwachungskameras. Sie sind überall.

»Erst mal knipsen wir den Strom aus, Hella.«

Das ist die einzige Möglichkeit. Eine andere gibt es nicht, um unbemerkt ins Haus zu gelangen. Danach haben wir ein Zeitfenster von etwa zwanzig Minuten, bevor der Stromausfall eventuell von Nachbarn bemerkt wird.

Ich gehe voran, wobei ich mich an den Grundrissen orientiere, bis wir an der Stelle angelangt sind, wo halb versteckt im Gebüsch ein reetgedecktes Transformatorenhäuschen steht.

»Schätze, das ist mein Job«, wispert Hella.

»Du bist nun mal die handwerklich Begabtere von uns beiden«, erwidere ich halblaut. »Hast du das Werkzeug dabei?«

»Klar.« Während ich die Straße im Blick behalte, macht sich Hella am Transformatorenhäuschen zu schaffen.

»Mist«, flucht sie leise. »Das Ding wehrt sich.«

»Dann überrede es.«

»Haha.«

Etwas knackt. Im selben Moment erlischt die Außenbeleuchtung von Doktor Sonnenburgs Villa, die sich an grauen Tagen wie diesem automatisch einschaltet. Jetzt haben wir freie Bahn. Fast. Das Eingangstor mit den gefährlichen Metallspitzen – für Sylt übrigens ausgesprochen selten, gibt es doch sonst hauptsächlich tischlergefertigte Friesenzäune und -pforten aus Holz – werden wir nicht überwinden können, doch mein Grundrissplan sagt mir, dass es einen zweiten Eingang gibt, durch den das Personal ins Haus gelangt. Er liegt hinter der Garage, und im Gegensatz zum anderen Tor müssen wir bei der Einfahrt nur ein etwa brusthohes Gitter überwinden.

Nachdem wir darübergeklettert sind, huschen wir über die dunkle Auffahrt, zwingen uns links an der Garage vorbei und stehen jetzt auf der rückwärtigen Seite der Villa. Von ferne ist Gebell zu hören.

»Gibt es etwa einen Hund im Haus?«, flüstert Hella alarmiert.

»Ich habe keine Ahnung.«

Bevor wir überlegen können, ob wir die Personaltür oder ein Fenster aufhebeln sollen, wird das Gebell lauter, und die Tür öffnet sich. Ich höre auf zu atmen. Aufgrund der düsteren Gewitterwolken, die alles verdunkeln, ist kaum auszumachen, wer da nach draußen tritt. Doch der Hund muss riesig sein, so laut und voluminös klingt sein Bellen.

»Ist da wer?«, höre ich eine weibliche Stimme.

Hella und ich sehen uns an.

»Lilo?« Ich wage einen Schritt auf die Tür zu. »Lilo, bist du das?«

Eine Handytaschenlampe wird angeschaltet und auf mich gerichtet, sodass ich geblendet eine Hand vor die Augen halte.

»Kristan?«, fragt Lilo vollkommen entgeistert. »Was machst du denn hier?«

»Dasselbe könnte ich dich fragen.«

»Ich spiele heute Abend den Hundesitter.« Im Widerschein der Handytaschenlampe sehe ich jetzt die Deutsche Dogge, die von Lilo am Halsband festgehalten wird. »Doktor Sonnenburg hat einen Termin, seine Frau begleitet ihn. Und ihr beiden? Also, wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich euch für Einbrecher halten.«

»Sind wir ja auch«, antwortet Hella dumpf.

»Ich erklär's dir«, sage ich schnell, um Lilo von unseren weitgehend lauterer Absichten zu überzeugen. »Es gibt eindeutige Hinweise, dass Eleonore mit dem Mord an Petersen zu tun hat und auch Sonnenburg eine gewisse Rolle in dieser Intrige spielt. Du kennst mich, Lilo. Ich würde hier nicht rumschleichen, wenn ich mich nicht dazu gezwungen sähe.«

»Warum?«, fragt sie schlicht.

»Sonnenburg hat das Testament von Petersen«, übernimmt Hella. »Sehr wahrscheinlich werden wir etwas darin finden, das uns Petersens Mörder auf die Spur bringt. Bitte, Lilo, wir wollen das Testament nicht stehen, nur lesen.«

Weitere Überzeugungsarbeit muss sie gar nicht leisten.

»Soso, Eleonore Goosejacob hat auch ihre Finger



drin«, stößt Lilo grantig hervor. »Dann immer nur hereinspaziert.«

Ich kann mein Glück kaum fassen. Dass wir sozusagen in die Höhle des Löwen eingeladen werden, übertrifft meine kühnsten Fantasien. Im Gänsemarsch betreten wir die Villa. Zunächst tapfen wir durch einen schmalen Gang, von dem zwei Wirtschaftsräume abgehen, danach führen drei Treppenstufen in den Wohn- und Arbeitsbereich.

»Ich würde euch ja gern einen Tee kochen«, sagt Lilo schalkhaft, »aber irgendwer hat den Strom abgestellt.«

»Schon gut«, grient Hella. »Wir kommen klar. Jamie, wo geht's lang?«

»Rechterhand, direkt ins Büro.«

»Und ich patrouilliere für euch vor dem Haus.« Lilo holt eine breite dunkelbraune Lederschnur aus ihrer Jacke und leint die Dogge an. »Balu möchte bestimmt sein Beinchen heben, ich wiederum kann euch warnen, falls jemand kommt.«

Unglaublich. Ich habe Lilo immer gemocht, jetzt könnte ich sie küssen.

Auf Zehenspitzen – wenngleich das gar nicht nötig wäre – schleichen Hella und ich in das geräumige Arbeitszimmer des Hausherrn. Es liegt nach hinten raus, sodass wir unbesorgt unsere Handytaschenlampen benutzen können. Der ausgeprägte Ordnungssinn des Herrn Doktor Sonnenburg macht uns die Suche leicht. In einem wuchtigen Regal aus dunklem Palisanderholz stehen alphabetisch sortierte Aktenordner, sodass ich auf einen Blick das P wie Petersen finde.

»Wir könnten das Testament abfotografieren und uns aus dem Staub machen«, schlägt Hella vor.

Vernünftig wäre es. Doch meine Neugier siegt. Ich sitze bereits am Schreibtisch und habe den Ordner aufgeschlagen, in dem ein Dokument von etwa zehn Seiten abgeheftet ist.

»Lass mich das schnell überfliegen, Honey penny.«

»Liest du mir die besten Stellen vor?«, witzelt sie.

»Sehr gern. Sieh mal, hier ist das Testament von Hinnerk Petersen.«

Schon nach den ersten Zeilen traue ich kaum meinen Augen. Das Schreiben ist ausdrücklich Julia Moroshan gewidmet, einer der Schlüsselfiguren des Komplotts.

*»Ich habe Menschen enttäuscht«, lese ich vor. »Vor allem Elena Moroshan. Sie arbeitete als Kellnerin in der Fischerkajüte, als ich sie kennenlernte. Einen Tag später wurden wir ein Liebespaar. Damals hatte ich nicht die Kraft, mich von meiner ersten Frau Anna zu trennen. Ich hielt die Affäre für einen Fehltritt. Eine unverzeihliche Schwäche. Im Gegenzug hat mir Elena nie verziehen, dass ich sie nicht heiraten wollte. Aber eine Scheidung schien mir unmöglich. Seither hasst sie mich und bekämpft mich, wo sie kann. Nicht einmal Anna hat sie damals in Ruhe gelassen.«*

»Stopp, warte mal.« Hellas Stimme vibriert aufgeregt. »Hinnerk Petersen hatte eine Affäre mit Elena Moroshan beziehungsweise Eleonore Goosejacob?«

Ich massiere meine heiße Stirn. Zwei Puzzleteile sind soeben zusammengefallen. Die junge dunkelhaarige Frau auf dem Polaroid, das ich in Petersens Haus entdeckt habe, ist ohne Zweifel Eleonore. Jetzt fällt mir auch ein, dass Cheyenne von Eleonores dunklem Haaransatz gesprochen hat, den sie regelmäßig nachblondieren muss.

Selbst die fehlende Ähnlichkeit mit dem Polaroid kann ich mir leicht erklären. Dass Eleonores Gesicht kaum noch an jenes der jungen Elena erinnert, verdankt sich zweifellos den Künsten von Berthold Schneider. Die Nase, die Wangen, die Lippen, die Augen. Alles chirurgisch verändert. Eleonore hat sich quasi optisch neu erfunden, vermutlich auch deshalb, damit sie auf Sylt bloß nicht als ehemalige Kellnerin der Fischerkajüte wiedererkannt wird.

»Lies weiter«, werde ich von Hella aufgefordert.

*»Doch es gab eine positive Wendung, auch wenn ich erst spät davon erfuhr: Unsere Affäre blieb nicht ohne Folgen. Elena verheimlichte mir, dass sie schwanger war. Eines Tages sah ich sie mit einem Kinderwagen in Westerland. Nur dieses eine Mal. Ich wollte mit ihr reden. Sie wehrte mich jedoch mit den Worten ab, demnächst heirate sie einen reichen Hamburger Geschäftsmann. Ich solle sie nie wieder kontaktieren.«*

Ich unterbreche mich. Es ist, als werde mir der Boden unter den Füßen weggezogen, weil mir jetzt das ganze Ausmaß dieses Familiengeheimnisses aufgeht. Und wieder fügen sich zwei Puzzlesteine ineinander.

»Das heißt, diese Julia ist die Tochter von Hinnerk Petersen!«, entfährt es Hella halb ergriffen, halb perplex.

Ja, seine Tochter. Keine Prostituierte, keine Glücksritterin, sondern eine Halbschwester von Tristan Petersen.

»Los doch, weiter«, kommandiert Hella. »Das ist ja wie ein Krimi.«

»Du sagst es.« Ich atme einmal kurz durch. »Vor einem Jahr klingelte es an meiner Tür. Es war Julia. Natürlich erkannte ich sie nicht. Ich hatte sie ja nur als Baby kurz zu Gesicht bekommen. Es war schwierig für

*sie gewesen, mich zu finden. Ihr Stiefvater in Hamburg hatte sie adoptiert. Es gab keine Spur, die zu ihrem leiblichen Vater führte. Doch sie erzählte mir, dass sie ihre Mutter einmal heimlich belauscht hätte, als Elena mit einer Freundin über mich sprach. Da fing Julia an nachzuforschen. Bis sie vor meiner Tür ...*«

Das Handy surrt. Es ist Lieselotte.

»Gefahr im Verzug, ihr müsst die Beine in die Hand nehmen! Geht auf keinen Fall vorn raus, hier stehen irgendwelche Nachbarn.«

»Was ist?«, fragt Hella. »Dicke Luft?«

»Wir müssen los.« Ich fange schon an, den Rest des Textes abzufotografieren. »Ab jetzt kein Wort mehr, Honey penny, wir müssen leise sein und uns hinten raus-schleichen.«

Hella hilft mir, indem sie mir die einzelnen Blätter so hinlegt, dass ich sie problemlos fotografieren kann. Danach heften wir alles wieder in den Ordner und stellen ihn ins Regal zurück.

Jetzt dürfen wir keine Zeit mehr verlieren. In Windeseile laufen wir zum Hinterausgang, wo wir uns lauschend vergewissern, dass niemand vor der Tür steht, bevor wir hindurchschlüpfen und in den dunklen Garten flüchten.

Wir haben gerade die steinerne Mauer des Friesenwalls erreicht, als Scheinwerfer aufflammen und das Haus beleuchten. Ich kann nur beten, dass wir von den Kameras unentdeckt geblieben sind. Mit bloßen Händen verkrallen wir uns im Gebüsch oben auf dem Wall und ziehen uns ächzend hoch. Nun müssen wir springen.

»Schaffst du das?«, flüstert Hella.

Innerlich leiste ich Abbitte bei meinem lädierten lin-

ken Bein, bevor ich mich auf die andere Seite fallen lasse. Kein eleganter Sprung und ein ziemlich schmerzhafter Aufprall, aber es musste sein. Leichtfüßig landet Hella direkt neben mir.

Geduckt rennen wir weiter, bis wir ihren Käfer erreicht haben, der im Schatten zwischen zwei Straßenlaternen parkt. Meine linke Wade pocht, doch das Hochgefühl überwiegt bei Weitem. Wir sind der Lösung des Rätsels einen entscheidenden Schritt nähergekommen, nur das zählt. Und ich brenne darauf, den Rest zu erfahren.

Bereits auf der Fahrt lese ich weiter aus dem abfotografierten Text vor, darauf besteht auch Hella.

»So, ich denke, jetzt geht's ans Eingemachte.« Ich stelle das Display etwas heller. *»Von da an kam Julia alle vierzehn Tage auf die Insel. Sie kümmerte sich rührend um mich. Las mir vor, kochte etwas zu essen, wenn ich nicht ein Menü bei Johanne in der Alten Liebe bestellte. Manchmal brachte sie ihren kleinen Hund mit. Chihuahua heißt die Rasse, glaube ich. Julia ist mein Engel. Mein Lichtblick in dunklen Zeiten.«*

»Wirklich sehr rührend«, sagt Hella.

»Und schau«, ich deute auf den nächsten Absatz, »jetzt kommt die eigentliche testamentarische Verfügung.«

»Julia erbt alles?«

»Das wird sich zeigen: *Elena oder Eleonore, wie sie sich jetzt nennt, war außer sich, als sie mitbekam, dass ihre Tochter Kontakt mit mir hielt. Und Julia hatte Angst vor ihrer Mutter. Elena beschimpfte sie, bedrohte sie. Deshalb trug Julia immer eine lange dunkle Perücke und war dick geschminkt, wenn sie nach Sylt fuhr. Sie wollte*

*auch das Geld ihrer Mutter nicht. Stattdessen schlug sie sich wacker als Kosmetikerin durch. Um Julias Zukunft zu sichern und als Dank für alles, was sie für mich getan hat, vermache ich ihr daher mein gesamtes Vermögen. Mein Haus mit dem dazugehörigen Grundstück, das gesamte Inventar, meine Sparkonten sowie Schmuck und Bargeld, das im Keller in der Kühltruhe liegt. Und einen Ring, den sie an anderer Stelle finden wird, falls man dieses Testament missachtet.«*

»Wow«, seufzt Hella. »Das ist starker Tobak. Gelinde gesagt. Nicht nur, dass Petersen ein Vermögen in der Kühltruhe versteckt hat – auch seine uneheliche Tochter hat er versteckt.«

»Ja. Julia Moroshan ist die Tochter von Hinnerk Petersen und Eleonore Goosejacob.« Diesen Satz muss ich mehrmals innerlich wiederholen, bevor ich weiterdenken kann. »Und Julia hat Angst vor ihrer Mutter.«

»Etwas ungewöhnlich, findest du nicht?«, meint Hella. »Streit kommt in den besten Familien vor, aber Angst?«

Brütend scrolle ich durch das Dokument, bis mich eine Eingebung überkommt.

»Sie weiß von den Morden!«, rufe ich lauter aus als gewollt. »Irgendwie muss Julia gefolgert oder herausgefunden haben, dass Mia, die zweite Frau ihres Vaters, umgebracht wurde. Vergiftet, sehr wahrscheinlich durch ihre Mutter. Oder von Petersens Söhnen. Jetzt fürchtete Julia um ihr eigenes Leben.«

»Was für ein Ozean aus Wahnsinn«, brummt Hella.

Unbeweglich schaue ich aus dem Fenster. Eine Frau ist also die Schlüsselfigur des Ganzen. Julia Moroshan. Sie hat über sämtliche Hintergründe Bescheid gewusst.

Die nächste Erleuchtung trifft mich mit der Wucht einer Detonation.

Mit zwölf Uhr mittags hat die Schnitzeljagd von *The Truth* begonnen. Und es ist eine Frau, die im Film ›*High Noon*‹ den Corporal beim Showdown rettet.

Deshalb also die Heimlichtuerei, die verklausulierten Mails. Niemand weiß besser als Julia, dass ihre Mutter missliebige Personen überwachen, abhören und deren Mails hacken lässt. Eleonore spioniert ja sogar Cheyenne hinterher in ihrem Wahn, stets die Kontrolle zu behalten. Diese Hürde musste genommen werden, um mich auf die richtige Spur zu setzen.

Julia Moroshan ist *The Truth*.

Morgen früh wird sie ihre sichere Deckung verlassen und sich mit mir treffen. Am Oststrand Süderheidetal. Morgens um sieben. Julias Ring liegt wohlverwahrt in einem Seitenfach meines Portemonnaies. Den werde ich ihr morgen geben. Der Ring ist für sie bestimmt, und es erfüllt mich mit Genugtuung, dass dieses Schmuckstück nun doch noch den Weg zu seiner rechtmäßigen Besitzerin finden wird. Als Nächstes müssen dann die Schweine, von denen Petersen in seiner Botschaft gesprochen hat, der Polizei übergeben werden.

»Morgen früh um sieben«, wiederhole ich tonlos.

Ist das vielleicht eine weitere Anspielung? Meine einzige Assoziation besteht aus dem Buchtitel ›*Morgens um sieben ist die Welt noch in Ordnung*‹. Vielleicht soll es ein Hinweis darauf sein, dass nun alles wieder in Ordnung kommt. Aber wie? Und warum soll ausgerechnet ich dafür sorgen?



## KAPITEL 38

»Ein *pain in the ass* ist dieser von Papen«, sagt Hella grollend. »Gerade hat er wieder angerufen und mir ein Ohr abgekaut, dass er der Tollste und der Beste ist und dass nur er als neuer Eigentümer für Petersens Latifundien infrage kommt.«

In einem pinkfarbenen XXL-T-Shirt, das als Schürze fungiert, steht sie in ihrer Küche und zupft mit einer Pinzette die Gräten aus dem Babysteinbutt, ich schneide Paprikaschoten und Auberginen für die Ratatouille. Ein Sud aus Knoblauch, Zwiebeln und geschälten Tomaten köchelt schon auf dem Herd.

»Was ist dieser von Papen eigentlich?«, denke ich laut nach. »Ein simpler Aufschneider? Oder denkst du, dass er seriöse Investoren im Hintergrund hat? Vielleicht diese Investitionsgesellschaft, von der Simon erzählte?«

»Der Typ ist so seriös wie die albernen blonden Strähnchen in seinem Haar.« Hella sieht von dem Fischfilet auf. »Das ist einer dieser Clowns, die aus Jux und Dollerei zu einem Makler gehen, damit sie mal schicke Häuser angucken können.«

Ja, so was kommt vor. Unter Maklerkollegen ist es als Besichtigungstourismus bekannt: Einfach mal tun, als interessiere man sich für ein teures Penthouse oder eine noble Villa, und schon hat man Zutritt zu einer Luxusimmobilie, die man sonst niemals von innen gesehen hätte. Besonders dreiste Besichtigungstouristen fotogra-



fieren sich sogar heimlich in den Objekten für ihre Instagram-Accounts.

Ich widme mich wieder dem Gemüse. Gerade rechtzeitig vor Ladenschluss konnten wir noch bei Feinkost Meyer in Wenningstedt für das Abendessen einkaufen. Nun sind wir in Hellas Wohnung am Tinnumer Silwai. Das macht nicht nur Sinn, weil mein verbeulter Mini Cooper in eine Werkstatt abgeschleppt wurde, es bedeutet auch eine zusätzliche Sicherheitsmaßnahme, nur noch mit Hellas Wagen unterwegs zu sein.

»Willst du nicht doch lieber Polizeischutz?«, fragt sie mich unvermittelt. »Eleonore hat dir ihren Todes-Pick-up geschickt, dann hetzt sie dir auch noch diesen Kapuzentypen auf den Hals. Das war doch sie, oder?«

In der Zwischenzeit habe ich ihr von der Verfolgungsjagd rund um die Friedrichstraße erzählt. Wie nicht anders zu erwarten, war sie entsetzt, hat mir jedoch sofort angeboten, bei ihr zu übernachten, weil mein heimisches »Castle« keines mehr ist. Unbehaglich schaue ich zu ihr hinüber. Hella ist mein Fels in der Brandung, mit ihr kann ich über so gut wie alles reden.

Nur meine Entdeckung, wer sich hinter The Truth verbirgt, habe ich ihr noch nicht mitgeteilt. Vorher möchte ich den morgigen Tag abwarten, um ganz sicherzugehen.

»Wie kocht es sich denn hier eigentlich so, Monsieur Chef de cuisine?«, wechselt sie das Thema.

Nun, Hellas Küche glänzt nicht gerade mit einer Profi-Ausstattung, doch der alte Gasherd und die zusammen-gewürfelten Vintage-Möbel haben Charme. Kein Stuhl am Küchentisch gleicht dem anderen. Ein mit buntem

Stoff bezogener Hochlehner, ein schlichter heller Bürostuhl, ein weißer Gartensessel und ein dunkelbrauner Thonet-Stuhl à la Wiener Kaffeehaus ergeben ein stimmiges Ensemble.

Mein Handy auf dem Küchentisch signalisiert kreisend einen Anruf von Sven Atzorn. Nach dem gemeinsamen Abend in der Alten Liebe, zu dem Sven mich immerhin eingeladen hat, bin ich gar nicht mehr dazu gekommen, mich bei ihm zu bedanken. Das werde ich jetzt nachholen.

»Hallo, Sven.« Ich klemme das Mobiltelefon zwischen Wange und Schulter, um die Hände fürs Gemüseschnippeln frei zu haben. »War schön neulich, danke für die Einladung. Wie geht's dir?«

»Das sollte ich eher dich fragen. Du hast dich nicht mehr gemeldet, und heute nun dieser grässliche Unfall. Bist du okay? Soweit man das sein kann?«

Natürlich weiß Sven mal wieder Bescheid. Was sonst.

»Ganz okay, ja. Nett, dass du dich danach erkundigst.«

»Ist doch Ehrensache, Kristan. Kann ich dich irgendwie unterstützen? Brauchst du ein Auto? Zusätzlich zu meinem BMW habe ich mir einen Elektro-Smart zugelegt. Den leihe ich dir gern, solange dein Mini repariert wird.«

Sven ist wirklich ein Freund. Immer zur Stelle, immer hilfsbereit.

»Ich komme gern darauf zurück«, antworte ich, während ich eine rote Paprikaschote entkerne und in kurze Streifen schneide. »Die Reparatur wird wohl länger dauern, Ersatzteile sind schwer zu kriegen. Vielleicht

hat sich der Rahmen auch so sehr verzogen, dass nichts mehr zu machen ist.«

»Mein Beileid«, flachst er. »Wo bist du? Soll ich dir den Smart bringen? Oder willst du ihn morgen bei mir abholen?«

»Morgen reicht.« Ich gebe die Paprikastreifen in einen großen Topf, in dem sich das Tomatensugo langsam erwärmt. »Dafür revanchiere ich mich gern mit einem Essen. Und diesmal wirklich in Gretas Rauchfang.«

»Perfekt.« Sven lacht gutmütig. »Man muss ja auch nicht ewig an der Alten Liebe hängen.«

Die Doppeldeutigkeit des Satzes entgeht mir keineswegs.

»In diesem Sinne, auf zu neuen Ufern. Ciao.«

Hella, die interessiert mitgehört hat, lässt ihre Pinzette sinken.

»Heißen die neuen Ufer zufälligerweise Cheyenne? Ach, sag nichts. Ist deine Sache. Allerdings könntest du mich demnächst fragen, bevor du eine neue Flamme zu mir einlädst.«

»Es ging nicht anders«, bekenne ich kleinlaut. »Ich musste schnell eine Entscheidung treffen, weil Eleonore Cheyennes Handy abhört und auch ihre Mails mitliest.«

»Die hätte gut zur Stasi gepasst.«

Die Türglocke unterbricht unser Geplänkel, was Hella zu einem wissenden Lächeln veranlasst.

»Willst du sie in Empfang nehmen, deine Cheyenne? Aber guck vorher durch den Spion. Nicht dass uns noch Eleonore in die Suppe respektive Ratatouille spuckt. Oder der Kapuzenmann.«

Offen gesprochen habe auch ich schon an solche

Möglichkeiten gedacht. Mit einem Geschirrtuch in der Hand, an dem ich mir die Finger sauber wische, gehe ich in den kleinen Vorflur von Hellas Wohnung, wo die Garderobenhaken unter mehreren bunten Lagen Jacken und Mänteln fast von den Wänden brechen.

Aufmerksam spähe ich durch den kleinen runden Spion. Ja, das ist Cheyenne. Sie hat sogar etwas Lippenstift aufgelegt. Süß. Voller Vorfreude öffne ich die doppelt verschlossene Haustür. Doch statt mich zu begrüßen, wird Cheyenne grob in den Flur gestoßen. Dahinter erscheint das hochrote Gesicht von Eleonore.

»Sie Mistkerl«, keift sie los. »Sie halten sich wohl für besonders clever. Glauben Sie, ich merke nicht, dass Sie sich mit Isolde treffen? Denken Sie, es sei mir entgangen, dass Sie mir Petersens Haus wegschnappen wollen? Denken Sie überhaupt mal was? Aber jetzt ist Schluss mit Ihren Hobbyermittlungen!«

Mir versagt die Stimme. Nach Luft schnappend laufe ich hinter Eleonore her, die einfach in die Wohnung stürmt.

»Es tut mir so leid«, zirpt Cheyenne, während sie mir in die Küche folgt. »Frau Goosejacob hat es irgendwie rausbekommen, keine Ahnung, wie.«

In diesem Moment wird Getöse laut. Ein Teller zerbricht, Besteck fällt klappernd zu Boden, übertönt von Eleonores Kreischen und Hellas wutentbrannter Stimme.

»Das ist Hausfriedensbruch, Frau Goosejacob! Das wird böse enden!«

»Nein, für Sie und Ihren Chef wird es böse enden!«, schreit Eleonore völlig außer sich. »Ich weiß alles! Sie beide haben sich Hinnerks Testament beschafft, aber da-

mit kommen Sie nicht durch. Ich werde behaupten, dass Sie Urkundenfälschung betrieben haben, und Sonnenburg, der mir aus der Hand frisst, wird das bestätigen. Darauf steht Gefängnis!«

»Nun mal halblang ...«, will ich ihre Suada unterbrechen, doch Eleonore hört gar nicht hin.

»Dies ist Ihre letzte Chance, Herr Dennermann!« Mit erhobenen Händen fuchtelt sie drohend vor meinem Gesicht herum. »Ich habe Verbindungen nach ganz oben, vergessen Sie das nicht. Ist mir ein Leichtes, das Ganze so hinzustellen, dass Sie vor Gericht landen und Ihre Maklerlizenz verlieren. Jetzt können Sie sich nur noch retten, indem Sie Ihr verdammtes Maul halten, damit Petersens Söhne als rechtmäßige Erben eingesetzt werden und mir das Haus überlassen! Andernfalls wandern Sie in den Knast.«

»Nein, ich werde die Polizei rufen«, wendet Hella mit tödlicher Ruhe ein. »Oder übernimmst du das, Kristan? Herrgott, ruf sofort Kröger an!«

Ich habe bereits seine Nummer gewählt, woraufhin Eleonore versucht, den Rückzug anzutreten. Eine Rängelei mit Hella entsteht, die unseren ungebetenen Gast mit vollem Körpereinsatz daran hindert. Früher hat Honeypenny mal Judo gemacht, und die einschlägigen Griffe beherrscht sie immer noch. Eisern hält sie Eleonore im Schwitzkasten.

»Sie wollten uns erpressen, Frau Goosejacob. Dummerweise gibt es dafür drei Zeugen, die Kommissar Kröger alles brühwarm erzählen können.«

Eleonore wehrt sich nach Kräften, mit Ellenbogenstößen und Fußtritten. Totenblass steht Cheyenne daneben. Schließlich setzt sie dem Tumult ein Ende, indem

sie den Topf vom Herd nimmt und über Eleonores frisch geföhnten Kopf leert.

Für Sekunden ist es still. Dann hörte man in der Ferne die Polizeisirenen schrillen.



## KAPITEL 39

Ganz ohne Wecker bin ich schon um sechs Uhr aufgewacht. Das könnte an Hellas gelber Chintz-Chaiselongue liegen, die sich ausgezeichnet dafür eignet, malerisch darauf zu lagern, für eine bequeme Bettruhe allerdings nicht erdacht wurde.

Mit beiden Händen knete ich meinen verspannten Nacken und lausche in die Wohnung.

Kein Mucks. Hella schläft noch tief und fest, wobei Alkohol eine gewisse Rolle spielen mag. Nachdem Kröger die empörte Eleonore abgeführt hatte, war der Abend noch lange nicht zu Ende gewesen. Eine neue Ratatouille musste improvisiert werden, und Hella hat zwei Flaschen Sekt spendiert, um Cheyenne zu feiern, die Heldin des Tages.

Ihren Job hat Cheyenne in dem Moment verloren, als die gottlob nur leicht erwärmte Soße die Frisur ihrer Chefin zerstörte. Sie nahm es gelassen. Zurzeit werde überall händeringend Personal gesucht, vor allem in der Hotellerie, da werde sie schon etwas Neues finden, so ihr Kommentar.

Ich dehne mich noch einmal. Trotz der frühen Morgenstunde bin ich plötzlich hellwach. Heute ist der Tag, an dem ich die ausschlaggebenden Beweise erhalten werde, und die Perspektive, mich endlich von den Schatten zu befreien, die seit Tagen auf mir lasten, verleiht mir ungeheuer viel Energie.

Nachdem ich geduscht habe, schnappe ich mir Hellas Autoschlüssel und schleiche mich leise aus der Wohnung. Den Prince of Wales lasse ich zurück. Wahrscheinlich werde ich nie wieder mit meinem Prinzen am Oststrand im Süderheidetal spazieren gehen, nach allem, was dort passiert ist.

Draußen ist es bereits hell. Der Regen hat aufgehört und eine feuchte Wand aus Nebel hinterlassen. Es ist auch bedeutend wärmer als gestern. Hellas Käfer parkt etwas entfernt am Straßenrand. An die altmodische Gangschaltung mit Kupplungspedal muss ich mich erst noch gewöhnen, aber nach ein paar bockigen Vorwärtssprüngen habe ich den Bogen wieder raus.

Bloß nicht zu spät kommen, schärfe ich mir ein. The Truth hat es mit genauen Uhrzeiten.

Auf der Fahrt in das Süderheidetal schaue ich immer wieder in den Rückspiegel, ob mir eventuell jemand folgt. Doch da ist nichts. Ein Lkw biegt hinter mir auf die Straße ein und gleich wieder ab. Ein Kleinwagen holt auf, bremst aber an einem Restaurant. Eleonores Handlanger schlafen offenbar noch. Ein beruhigendes Gefühl.

Im Süderheidetal bin ich viel zu früh dran. Zwanzig Minuten noch. Ich verbringe sie größtenteils im Wagen, ohne irgendetwas zu tun. Diesen Countdown möchte ich auskosten und damit die Gewissheit, dass die Schrecken der vergangenen Tage heute enden werden.

Um zehn vor sieben steige ich aus und betrete den Weg zum Himmel. Es hat etwas Feierliches. Bis zwei Minuten vor sieben warte ich am Fuß der Treppe. Dann laufe ich durch den Sand in Richtung Wattenmeer, wohin mich The Truth alias Julia Moroshan bestellt hat. Wohin genau? Sie wird mich schon finden.



Sieben Uhr. Es ist so weit. Unwillkürlich räuspere ich mich.

Doch da ist niemand, mit dem ich sprechen könnte. Der Strand wirkt verwaist. Kein Mensch ist zu sehen, soweit man bei diesem Nebel überhaupt etwas sieht. Soll ich weiter ins Watt gehen? Gut möglich, dass sich Julia dort weniger beobachtet fühlt. Ja, so muss es sein. Sie nutzt den Nebel als Sichtschutz. Sie ist eben clever, das habe ich bereits ihrer durchdachten Schnitzeljagd entnommen.

Meine dicken Stiefel quietschen leise im nassen Schlick, als ich den Strand hinter mir lasse. Nur kurz kommt mir in den Sinn, dass ich auch die Gezeiten hätte googeln müssen, bevor ich mich ins Watt traue. Ebbe und Flut ereignen sich für das menschliche Auge in kaum fassbarer Langsamkeit, doch im Watt kann es gefährlich schnell gehen, wenn man sich nicht genau informiert.

Macht nichts, beruhige ich mich. Julia hat alles im Griff. Bei ihrem perfekten Timing wird nichts passieren.

Wie weit ich schon ins Watt hineingewandert bin, als meine Intuition Alarm schlägt, weiß ich nicht. Der Uferaum ist nicht mehr zu erkennen. Ringsum herrscht nur Grau in Grau. Verdammt, ich habe die Orientierung verloren. Nicht mal meinen eigenen Fußspuren könnte ich folgen, um auf sicheren Boden zurückzugelangen, denn sie verwischen sich bereits in den ersten Vorböten der auflaufenden Flut.

Mein Puls beschleunigt sich. Ich bin hier muttersee-lenallein. Wo zur Hölle bleibt Julia?

Etwas klickt. Ein Geräusch, das nicht hierhergehört.

Noch bevor ich die Bedeutung erfasse, setzt mein

Atem aus. Eine Sekunde später wird mir klar, dass ich das Entsichern einer Waffe gehört habe. Und dann durchfährt es mich wie ein Stromstoß: Julia ist nicht hier. Jemand anderes ist hier. Ich hätte nicht ganz allein herkommen dürfen. Niemals.

Mit weit aufgerissenen Augen starre ich in den alles einhüllenden, alles verschluckenden Nebel. Du musst verschwinden. Sofort.

Aber meine Füße gehorchen mir nicht mehr. Immer tiefer sinke ich in den matschigen Wattboden, den die auflaufende Flut in eine Todesfalle verwandelt. Bald schon werden sich die Priele mit Meerwasser füllen, unaufhaltsam, und mir den Rückweg zum Strand abschneiden.

Nordsee ist Mordsee.

Niemand wird mich hören, wenn ich um Hilfe schreie. Niemand kann mir mehr helfen. Woher also kam dieses verfluchte Klicken?

Panisch suche ich nach verräterischen Schatten im Nebel ringsum, bis ich eine Silhouette erspähe, die sich unmerklich aus dem wattigen Grau abhebt. Die Silhouette nimmt Gestalt an, färbt sich dunkler, kommt näher. Etwas Metallisches blitzt vor mir auf.

Der Lauf einer Waffe.

»Hallo, Kristan«, ertönt eine wohlvertraute Stimme.

In diesem Augenblick erkenne ich den Unbekannten aus dem Nebel. Seltsamerweise trägt er einen Taucheranzug aus schwarzem Neopren und ein Atemgerät.

»Gott sei Dank, Sven!«, rufe ich grenzenlos erleichtert. »Wie kommst du denn hierher? Und was soll diese Tauchermontur? Ich dachte ...«

Die Worte gefrieren mir auf den Lippen. Nach wie vor hält Sven die Waffe auf mich gerichtet, eine silberglänzende Pistole.

»Halt doch einfach mal die Klappe, Kristan«, sagt er kalt. »Echt unglaublich, wie dämlich du bist.«

Sven? Alles in mir sträubt sich dagegen. Doch die Pistole und der kalte Tonfall lassen keinen Zweifel zu. Es ist, als hätte man mir das Hirn auf links gedreht. Und das Herz gleich mit.

»D-du bist nicht ... The Truth«, stammele ich. »Du steckst hinter dem Mord an Petersen.«

»Hast du denn nie was geahnt?«, fragt mein Freund, der kein Freund mehr ist, nie einer gewesen ist.

So wie gestern nach dem Unfall, beginne ich jetzt mit Verzögerung zu frieren. Mein Kiefer zittert vor Kälte, Eisschauer rieseln meinen Rücken hinunter.

»Warum, Sven? Warum zur Hölle?«

»Du hast mir in mein Business reingefunkt«, antwortet er, als sei es das Selbstverständlichste der Welt, jemanden aus diesem Grund zu töten. »Schwerer Fehler. Weißt du überhaupt, was Krebsmedikamente für einen einzigen Patienten kosten können?«

Betroffen stehe ich da. Betroffen und verwirrt. Wovon spricht Sven bloß? Berthold Schneider, ja, der verdient sehr viel Geld mit seinen selbst hergestellten Medikamenten, aber doch nicht Sven.

»Das geht von zwanzigtausend bis zwei Millionen«, belehrt er mich völlig ruhig. »Auch als Apotheker darf man die Medikamente anmischen, ich beliebere mittlerweile viele damit. Und rate mal, was so lukrativ daran ist? Dass ich die teuren Zutaten gar nicht verwende, sondern Kochsalzlösung mit ein paar Mineralien verkaufe.«

Ich falle aus allen Wolken. Die ganze Zeit über bin ich im Dunkeln getappt. Nur am Rande geht es hier um Familiengeheimnisse und Immobilien, vorrangig geht es um Medikamentenbetrug. Was für ein fatales Missverständnis. Berufsbedingt. So wie Schwangere überall Schwangere sehen, sieht man als Makler überall nur Immobilien.

Weitere Puzzlesteine fallen ineinander. Oder auseinander.

»Das heißt, Berthold Schneider hat gar nichts mit dem Mord zu tun.«

»Schneider, der Idiot«, höhnt Sven. »Der war einfach zu gierig. Seinen Patienten hat er erzählt, die teuren Krebsmedikamente kämen aus seinem eigenen Labor, dabei hat er sie bei mir bestellt. Und sich nur manchmal gewundert, wie schnell seine Patienten sterben.«

Seine Kaltblütigkeit lässt mich frösteln, doch auch die reale Kälte setzt mir zu. Die Nordsee ist nicht das Mittelmeer. Selten erwärmt sich das Wasser auf mehr als achtzehn, neunzehn Grad, selbst im Sommer, und nach den Stürmen der vergangenen Tage liegt die Wassertemperatur bestimmt noch wesentlich niedriger. Ich schaue an meinen Hosenbeinen hinab. Offenbar stehe ich in einem Priel, die Flut schwappt schon bis zu meinen Knien. Sven dagegen ist mit seinem Taucheranzug wesentlich besser ausgestattet.

Ich muss mir jetzt schnell etwas einfallen lassen, wenn ich hier noch irgendwie rauskommen will. Sofern ich nicht vorher erschossen werde. Streng dich an, Kristan. Halte Sven bei Laune und achte bloß nicht auf die Waffe in seiner Hand.

»Hinnerk Petersen ist dir auf die Schliche gekom-

men«, stoße ich hervor. Das ist keine Frage mehr, es ist eine Feststellung. »Und er wollte es öffentlich machen.«

Mit Daumen und Zeigefinger reibt Sven am Pistolenschaft, eine obszöne Geste.

»Petersen wollte mich ficken, da habe ich ihn gefickt. Der hielt sich für besonders schlau. Als es ihm immer schlechter ging, hat er mein gepanschtes Zeug in einem Labor in Süddeutschland analysieren lassen. Mit dem Ergebnis kam er dann in meine Apotheke. Er würde es seinen Kindern sagen und der Presse und das wäre dann ein Riesenskandal.«

»Wie hast du reagiert?«

»Hinhalten, Hausbesuch, finito.« Sven spuckt verächtlich aus. »Wenn's ums Geschäft geht, darf man nicht zimperlich sein.«

Ich schlucke. Das ist nicht der Sven Atzorn, den ich kenne. Vor mir steht ein völlig Fremder. Unfassbar, dass er sein wahres Wesen so viele Jahre hinter freundlicher Leutseligkeit verstecken konnte.

»Und Eleonore?«, versuche ich unser Gespräch am Laufen zu halten. »Irgendwie hängt die doch auch mit drin.«

Sofort verändert sich Svens Mienenspiel. Er grinst so breit, dass ich seine Keramikfüllungen in den unteren Backenzähnen sehen kann.

»Eleonore, das Goldstück. Sie war meine Muse, wenn du so willst. Seit Ewigkeiten verkaufe ich ihr rezeptpflichtige Psychopharmaka unter dem Ladentisch, manchmal auch ein Tütchen Koks. Was denkst du denn, warum die immer so aufgedreht ist?«

Über so etwas habe ich nie nachgedacht. Eleonore ist halt Eleonore, ich kenne sie nicht anders.

»Jedenfalls sind wir mal einen heben gegangen«, erzählt Sven weiter. »Die hat ja früher gekellnert, die ist kein Kind von Traurigkeit. Nach einem Schnaps zu viel wurde sie dann sentimental und redselig und hat sich verplappert: dass sie die zweite Frau von Hinnerk Petersen vergiftet hätte. Mit Arsen. Damit diese Mia oder Pia, oder wie sie hieß, das Haus nicht kriegt.«

Mir wird übel, weil ich nun wieder die Bilder vor Augen habe. Die Handtasche. Die Knochen. Die Haarreste. Was eben von einem Menschen übrig bleibt.

»Von da an hatte ich Eleonore in der Hand, für alle Fälle«, setzt Sven seine schaurige Bilanz fort. »Als mein kreativer Umgang mit Krebsmedikamenten durch Petersen aufzufliegen drohte, war sie meine Inspiration. Arsen ist leicht zu bekommen, wenn du Apotheker bist. Kleinigkeit.«

Eiskalt spüre ich das Wasser an meinen Beinen hochsteigen, und meine Panik wächst. Vergeblich versuche ich, meinen Fluchtweg abzuschätzen. Ich wüsste ja nicht einmal, in welche Richtung ich laufen müsste. Doch bevor ich dergleichen unternehme, muss ich eine Frage loswerden, die mich beschäftigt, seit sich der Pistolenschuss auf mich gerichtet hat.

»Wie hast du mich hierherbestellt? Die ersten drei Mails von The Truth waren ohne Frage echt.«

»The Truth.« Sven speit die beiden Worte förmlich aus. »Da frag mal deine reizende Freundin Eleonore. Die hat eine ganze Abteilung, da geht's zu wie bei Horch und Guck in der DDR. Sind sogar ein paar Ex-Stasis dabei. Und IT-Spezialisten, Hacker, solche Leute. Dein Handy wurde überwacht, Kristan, deine Mails, alles.«

Also doch. Ich war nicht paranoid, und auch Julia ist es nicht.

»Die Nerds haben mir einen Fake-Account gebaut«, erklärt Sven mit unverhohlenem Stolz. »The Truth.com. Der echte Account von dieser Julia wurde mit einem Virus zerlegt. Von dem neuen habe ich dir die Einladung zu unserem heutigen Date geschickt.«

»Du hast alles geplant«, sage ich so ruhig wie möglich, ohne mir meine Fassungslosigkeit anmerken zu lassen. »Sogar Jan Kröger hast du extra auf die Insel geholt.«

Ein verschlagenes Lächeln gleitet über Svens Gesicht, dessen Haut im Grau des Nebels ins Fahle spielt.

»Ein exzellenter Schachzug, nicht wahr? Hat ja am Anfang auch super geklappt. Der hatte dich sofort als Verdächtigen auf dem Schirm.«

»Was hast du Kröger erzählt?«

»Na, was wohl.« Sven lacht gehässig. »Dass du ein gieriger gewissenloser Immobilienhai bist, dem jedes Mittel recht ist, um seinen Schnitt zu machen, auch wenn er dafür über Leichen gehen muss. Jan glaubte mir. Er vertraute mir. Schließlich war ich sein wichtigster Ansprechpartner hier. Seine Eintrittskarte in die Sylter Welt.«

Deshalb hat mich Kröger also bereits bei der ersten Begegnung so hart rangenommen und ohne jegliche Indizien verdächtigt.

»Es war die perfekte Methode, von mir abzulenken«, triumphiert der Apotheker. »Ich war ja sein Ratgeber, sein Vertrauter, weil Jan niemanden hier kannte. Er hat sich felsenfest auf mein Urteil verlassen.«

»Hielt aber nicht lange vor.«

»Dummerweise nicht.« Sven hebt seine Waffe. »Dummerweise für dich.«





## KAPITEL 40

Ich bin verloren. Es gibt keinen Ausweg mehr. Ich werde sterben.

Die auflaufende Flut hat inzwischen meine Oberschenkel erreicht. Wie ein Tier kriecht die Kälte in meinen Körper und saugt alles Leben heraus. Meine Beine spüre ich schon lange nicht mehr, meine Hände sind taub, als würden sie nicht mehr zu mir gehören.

Nein, du darfst nicht aufgeben, Kristan. Du musst Sven irgendwie dazu bringen, einen Fehler zu machen. Den einen rettenden Fehler. Besinne dich auf deine Stärken, damit du nicht an deiner Schwäche stirbst.

Wenn ich etwas gelernt habe in meinem Berufsleben und darüber hinaus, dann Menschen einzuschätzen. Das ist mein Hobby und mein Kapital. Im Laufe der Zeit haben Intuition und Lebenserfahrung einander immer besser ergänzt, sodass es mir relativ leichtfällt, Stärken, Schwächen, Vorlieben und Abneigungen eines Gegenübers zu analysieren.

Bei Sven fällt mir das kinderleicht, zumal der Apotheker jetzt jede Verstellung abgelegt hat. Ehrgeiz, Eitelkeit und Geltungsdrang bilden seine dunkle Triade. Er muss eine ungeheure Lust empfinden, wenn man ihm das spiegelt. Deshalb unternehme ich einen letzten Versuch, ihn vom Abfeuern der Waffe abzuhalten.

»Du bist brilliant«, schwärme ich. »Richtig genial. Ist ja eine logistische Meisterleistung, Krebsmedikamente

zu fälschen und zu vertreiben, ohne dass jemand was merkt.«

»Schleim bloß nicht rum«, blafft er mich an, wenngleich ich ihm ansehe, wie wohlgefällig er sich in meinem Lob sonnt. »Du bist sowieso schon so gut wie tot.«

»Halt, eins noch.« Ich denke an Hellas Worte, wenn sie irgendeine Ungeschicklichkeit von mir mit Sarkasmus beantwortet. »Lass mich das genießen.«

»Was?«

»Deine Strategien«, bekräftige ich. »Dein unglaubliches Geschick, die Fäden zu ziehen, einen Mord zu planen. Wer zum Beispiel ist der Kapuzenmann in Schwarz, der den Stein in mein Büro geworfen hat?«

»Du bist so naiv.« Sven grinst herablassend. »Der Typ klebte dir immer an der Hacke. In der Kaffeeschlange vor Lieselottes Tresen, auf der Hundewiese, vor deinem Büro. Auch zu dem Einbruch war er bereit. Ein Junkie. Für ein paar Gramm Marihuana und eine Packung Methadon macht der alles. Gestern hat er sogar Eleonores Pick-up gefahren und ist dir auf der Straße gefolgt. Aber du hast ja neun Leben wie eine Katze.«

Die Art und Weise, wie Sven über das alles spricht, kalt, mitleidslos, sogar stolz, spüre ich wie Boxhiebe im Magen. Dennoch formen sich jetzt vage Eindrücke meines Gedächtnisses zu einem Bild. Ja, der ungeduldige junge Mann in der Kaffeeschlange ist mir aufgefallen. So wie die dunklen Kapuzentypen vor meinem Büro, als ich nach Hörnum fahren wollte, und später dann auf der Hundewiese. Auch der Marihuanaduft steigt mir wieder in die Nase.

Sven hat recht. Ich bin naiv gewesen. Oder arglos. Kommt aufs selbe raus. Jetzt stelle ich die Frage, die mich seit drei Tagen bewegt.

»Wusste auch Simon Beeken von deinem ... kreativen Umgang mit Krebsmedikamenten?«

»Der?« Sven verdreht die Augen. »Klar. Hinnerk Petersen hat ihm das sofort brühwarm weitererzählt. Aber Simon durfte nicht darüber reden.«

»Warum, verdammt?«

Über meine emotionale Reaktion scheint sich Sven bestens zu amüsieren. Oder genießt vielmehr die Macht, die er über mich hat, über einen zu Tode erschöpften Mann, der erfrieren und ertrinken wird, wenn mir nicht bald etwas mehr einfällt, als Sven vom Abfeuern seiner Waffe abzuhalten.

»Das Günstige ist, dass Simon mir Geld schuldet«, erklärt er feixend. »Der ist pleite. Hat ja nie in die Rentenkasse eingezahlt. Bei dem regnet's mittlerweile rein, heizen, renovieren geht alles nicht. Aber verkaufen will er auch nicht, der Idiot. Das hat er mir mal in der Apotheke gestanden, in einem schwachen Moment, als er keine Kohle für seine Rheumatabletten hatte. Daraufhin bot ich ihm einen Deal an: Ich leihe ihm Geld, wenn er die Schnauze hält.«

»Du hast ihn also gnädigerweise nicht vorzeitig ins Nirwana geschickt.«

»Wäre zu auffällig gewesen. Der Mord an Petersen war unumgänglich, aber Simon hielt auch ohne Exitus die Füße still. Ich hab ihm mal den Kapuzenmann mit ein paar Kumpels zu Hause vorbeigeschickt. Die wissen, wie man Mobiliar zerlegt.«

Jetzt verstehe ich, warum mich Simon schon länger

nicht mehr in sein Haus gebeten hat: weil es seit dem Überfall völlig verwüstet sein muss.

»Trotzdem hätte Simon doch zur Polizei gehen können.«

Ein trockenes Lachen.

»Ja, aber wo wäre er denn da gelandet, Kristan? Bei meinem Kumpel Kröger. Dem habe ich vorsorglich erzählt, dass der alte Beeken nicht mehr richtig tickt. Das wusste Simon.«

Ich nicke beklommen. Nur eines begreife ich nicht.

»Warum ist Simon mit mir in das Petersen-Haus gegangen in der Nacht, als Hinnerk Petersen ermordet wurde?«

»Das war gegen die Abmachung.« Verärgert zieht Sven seine laufende Nase hoch. »Ist wohl sentimental geworden auf den letzten Metern, der alte Sack.«

Du darfst dich jetzt nicht aufregen, Kristan. Weiter, weiter, weiter, nicht nachlassen. Das Wasser steigt, dein Körper kühlt aus, bald kannst du dich nicht mehr bewegen. Du musst dich schnellstens hier rausquetschen. Ohne eine Kugel im Kopf.

Das Wasser reicht mir mittlerweile bis zum Hosensbund. Ob weiter oben wohl Leute entlanggehen? Der Nebel ist zu dicht, um das beurteilen zu können. Auch Stimmen werden wahrscheinlich vom Nebel verschluckt.

»Petersen hat das Gift übrigens in seine Erbsensuppe gekriegt«, berichtet Sven voller Stolz. »Diese alten Leute fressen ja dauernd Erbsen.«

Zu diesem Thema könnte ich auch etwas sagen. Ich denke an die Erbsenpackung in Petersens Kühlfach.

»Später habe ich dann noch mal meinen Kapuzenjunkie vorbeigeschickt, der sollte nachsehen, ob die alte

Krähe tot ist.« Sven zieht eine Grimasse. »War sie aber nicht. Petersen stand röchelnd in der Küche, der wollte sich gerade so einen Happy-Belly-Fraß aufmachen. Widerlich. Na, da hat er ordentlich eins auf die Mütze gekriegt, dass ihm das Glas nur so aus der Hand geflogen ist. Abgehauen ist er trotzdem. Erst im Garten war's so weit, dass er endlich Ruhe gab. Tja. Für dich ist es jetzt auch so weit.«

Ich starre auf die Pistole. Gib nicht auf. Rede mit dem Kerl. Rede um dein Leben.

»Aber Petersen hat doch vor seinem Ableben bestimmt seiner Tochter Julia von den Medikamenten erzählt.«

Damit treffe ich voll ins Schwarze. Sven läuft hochrot an.

»Hör mir bloß auf mit dieser miesen Schlampe! Was fällt der ein, mir in die Quere zu kommen? Ich habe ihr Drohmails geschickt, dazu meine Kapuzenleute in ihre Winterhuder Wohnung. Da ist sie untergetaucht. Wenn sie mich anzeigt, auch anonym, ist sie tot, habe ich ihr per Mail geschrieben. Das hat funktioniert. Sie kennt die Rechercheabteilung ihrer Mutter. Besser als der Mossad.«

»Sven, hast du dir jemals überlegt ...«

»Hunderttausende, Kristan!« Auf einmal fuchtelte der Apotheker mit seiner Pistole gefährlich vor meiner Nase herum. »Bald sind es Millionen, die ich mit meinen gefakten Krebsmedikamenten verdiene! Dann kann ich mir jede Immobilie leisten, die ich will! Preis spielt keine Rolex! Ich könnte mir ganz Sylt kaufen!«

Es ist gleichermaßen unheimlich wie lächerlich, wie er sich in seine Hybris hineinsteigert.

»Aber du warst immer das Schaf in deiner grenzenlosen Dämlichkeit«, lacht er durchtrieben. »Du hast ja nicht mal was gemerkt, als ich dir meinen Strohmännchen mit dem Goldkettchen geschickt habe.«

»Alexander von Papen?«

»Sag lieber Paul Schulze. Wir haben noch jede Immobilie bekommen, die wir wollten. Paul organisiert auch den Medikamentenhandel. Neuerdings liefern wir in die Dritte Welt.«

Weiterreden, Kristan. Und irgendwie abhauen. Weil dir das Wasser schon bis zum unteren Rippenrand steht.

»Die Überschreibung des Anwesens auf Julia ist allerdings rechtskräftig«, ziehe ich meinen letzten Trumpf aus dem Ärmel. »Eleonore wird das gar nicht gefallen. Hast du gar keine Angst, dass sie dich verpfeift?«

Sven schaut zur Seite. Diffuse Geräusche dringen durch den Nebel. Dann dreht er mir wieder sein Gesicht zu.

»Julia, diese Bitch, kann gern weiterträumen. Es gibt einen Demenztest von Petersen.«

»Ein Test, der positiv ausfiel.«

»Alles Interpretationssache, Kristan. Schneider hat den Test nachträglich manipuliert. Dadurch fiel er so katastrophal aus, dass man Petersen theoretisch sofort hätte entmündigen können. Freiheitsentziehende Maßnahmen, heißt das im juristischen Jargon. Ich fand kurzen Prozess zielführender. Und diese Julia ist das Haus schneller los, als sie Romeo sagen kann.«

»Wenn du meinst.«

Svens Gesichtszüge verzerren sich.

»Du gehst mir so was von auf die Eier. Komm, bringen wir es hinter uns.«

Er umspannt den Pistolenlauf mit beiden Händen und nähert sein rechtes Auge der Zielvorrichtung. Sein rechter Zeigefinger legt sich an den Abzug.



## KAPITEL 41

Ich habe keine Chance. Aber ich kann noch meine Arme bewegen, und ich kann noch sprechen. Überraspele ihn, Kristan. Tu etwas Unerwartetes, was ihn völlig aus dem Konzept bringt.

Also gut, versuchen wir's.

Unvermittelt fange ich an zu lachen, laut, schrill, hysterisch.

»Was ist?«, knurrt Sven.

»Du hast die Pistole nicht entsichert, mein Lieber«, lache ich aus vollem Hals, obwohl das genaue Gegenteil der Fall ist. »Freu dich auf den Rückstoß!«

Es ist dieser winzige Bruchteil einer Sekunde, in dem er verunsichert seine Pistole anschaut und sie dabei leicht absenkt, den ich nutze. Unter Aufbietung meiner letzten Energie springe ich mit weit vorgestreckten Händen auf Sven zu und drücke die Waffe unter Wasser.

Eine Welle schwappt mir ins Gesicht und über den Kopf, ein Schuss löst sich, ich höre den dumpfen Knall unter Wasser, während ich meinen letzten Vorteil einsetze: Ich bin größer und schwerer als Sven. Im Wasser hilft ihm auch seine Wendigkeit nicht mehr, alle Bewegungen werden verlangsamt, und ich bin jetzt über ihm, mit der puren Masse meines Körpers.

Er kämpft. Er zappelt. Wie mit eisernen Pranken umfasse ich seinen Körper, presse seine Arme an den Rumpf, biege Sven zur Seite und tauche seinen Kopf unter die



Wasseroberfläche. Binnen Sekunden wird er vom gurgelnden Wasser verschluckt.

Auf einmal ist es ganz still. Nur von ferne höre ich hektisches Gebell, das klatschende Geräusch von Ruderblättern, gedämpfte Stimmen im Nebel. Ich lockere meinen Griff. Prustend taucht Sven wieder auf, holt keuchend Atem, ist aber so geschwächt, dass er sich nicht mehr gegen mich wehrt.

»Hier sind wir!«, brülle ich.

Im selben Moment gleitet ein Holzboot heran, dessen Bugwelle uns fast umreißt.

»Jamie!«, schreit Honey penny. »Was machst du für einen Scheiß?«

Neben ihr sitzt Kommissar Kröger, der sich weit vornübergebeugt am Bootsrand festhält, dahinter zwei uniformierte Polizisten sowie eine dunkelhaarige Frau, die ich nicht kenne. Und der Prince of Wales steht laut bellend vorn am Bug.

»Heben Sie Ihre Arme!«, ruft Kröger. »Wir ziehen Sie rein!«

Dafür reicht es nicht mehr. Auch Sven ist am Ende seiner Kräfte. Das Boot neigt sich zur Seite, als wir von mehreren Händen hineingezogen werden. Nach Luft schnappend liege ich auf den Planken. Jemand deckt mich mit Isolierfolie ab.

»Wie – wie habt ihr mich gefunden?«, stammele ich mit leblosen Lippen.

»Da bedank dich mal bei deiner Cheyenne«, grient Hella, die eine gelbe Öljacke trägt. »Sie kam heute Morgen schon um halb sieben vorbei, weil sie ein ungutes Gefühl hatte. Als wir dich nicht erreichen konnten, hatte sie dann die zündende Idee.«

»Welche denn?«

»Frau Goosejacob hat Sie ja offenbar überwacht, so kam mir der Gedanke, dass sie eventuell eine Tracking App auf Ihrem Handy installiert haben könnte«, teilt mir Kröger sachlich mit. »Daraufhin habe ich im Schnellverfahren einen Durchsuchungsbeschluss beantragt, ihr Handy konfisziert und auf der App nachgeschaut, wo Sie sind: Oststrand Süderheidetal, im Wattenmeer.«

Kaum begreife ich das Gesagte, weil ich nur noch aus Schüttelfrost bestehe. Bibbernd betrachte ich die unbekannte dunkelhaarige Frau neben mir, deren Gesicht vom Nebel feucht schimmert.

»Darf ich mich vorstellen?«, lächelt sie. »Julia Moroshan Oder sollte ich besser sagen – The Truth?«

Ich kann nur noch stöhnen.

»Sie erkennen mich nicht, oder, Herr Dennermann? Aber ich kenne Sie. Als kleines Mädchen hat mich meine Mutter manchmal in Ihr Maklerbüro mitgenommen. Ich mochte Sie, weil Sie ganz anders waren als die normalen Erwachsenen. Immer nett, immer freundlich.«

Mit einem Ruck setzt das Boot am Ufer auf. Die beiden Polizisten springen heraus und ziehen es in den Sand.

»Herr Dennermann, sofort in die Klinik«, befiehlt Kommissar Kröger militärisch kurz angebunden. »Krankenwagen wartet oben an der Straße.«

»Sekunde noch.« Ich rolle mich zur Seite, weil meine Lungen unerträglich schmerzen. »Julia. Warum haben Sie mir diese Mails geschickt? Doch bestimmt nicht, weil ich nett bin.«

»Ich traute Ihnen gewisse Ermittlerfähigkeiten zu«, antwortet sie ohne Zögern. »Ich wusste ja alles, wurde

aber von meiner Mutter überwacht. Wäre ich direkt zur Polizei gegangen, hätte man mich aufgespürt, egal wo, und umgebracht. Selbst im Gefängnis wäre ich nicht sicher gewesen.«

»Haben Sie auch mal daran gedacht, in welche Gefahr Sie Kristan damit gebracht haben?«, schäumt Hella.

»Ja, habe ich.« Schuld bewusst schaut Julia Moroshan zu Boden. »Doch Herr Dennermann war ohnehin schon im Visier meiner Mutter. Sie ahnte, dass er seine Schlüsse aus einigen Ungereimtheiten ziehen würde. Durch die Mails wollte ich nicht nur erreichen, dass alles ans Licht kommt. Ich wollte Herrn Dennermann vor allem warnen. Damit er auf sich aufpasst.«

»Na, das ist Ihnen ja perfekt gelungen«, ätzt Hella.

»Los jetzt, ab in den Krankenwagen«, drängelt Kröger. »Herr Dennermann ist stark unterkühlt. Und um Herrn Atzorn sollte man sich auch kümmern.«

»Moment, ich habe noch was für Frau Moroshan.« Mit einer klammen Hand ziehe ich mein völlig durchweichtes Portemonnaie aus der hinteren Hosentasche und hole den Ring heraus. »Der ist für Sie, Julia.«

Mit großen Augen starrt sie auf den funkelnden Diamantring.

»Für mich?«

»Von Ihrem Vater Hinnerk Petersen, er ist für Sie bestimmt. So hat alles angefangen. Mit diesem Ring. In einer Erbsenpackung.«







## DANKSAGUNG

Zum Schluss möchte ich mich bei jenen Menschen bedanken, ohne deren Zutun, Energie und Herzblut dieses Buch nicht entstanden wäre. Auch wenn nur mein Name auf dem Cover steht, so war der Glaube an die Idee, den weltweit ersten »Miss-Marple-Makler« ins Rennen zu schicken, etwas, was mich getragen hat beim Schreiben. Deshalb möchte ich allen, die mich unterstützt haben, ganz herzlich Danke sagen:

Danke an den dtv Verlag und all seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, und insbesondere Danke an die Lektorin Nadine Jendrusch sowie Martina Vogl für ihr Vertrauen in diese Buchreihe.

Danke an meine Agentin Susanne Wahl von der Agentur AVA International von Roman Hocke.

Danke an meine Mitarbeiter und Charles sowie meine Freunde und Familie für das »Rücken freihalten« und motivieren.

Vielen Dank!







